This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

135
94

Library of the Theological Seminary
Princeton, N. J.

4473 1919 42 n.s.

Aus

Vatikan und Quirinal.

Bilder vom

Nebeneinanderleben der beiden Höfe.

Von

Albert Bacher.

Frankfurt am Main
1901.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Vatikan und Quirinal von 1878 bis 1888 1
2. Die Fünfundzwanzigjahrfeier der Eroberung Rom's:
   Rückblick und Vorwort 11
   Die Jubelfestlichkeiten 20
   Nachwort 40
3. Eine Seligsprechung im Vatikan 44
4. Zola's „Rome" 51
5. Ein Konsistorium im Vatikan 60
6. Fiktionen im Vatikan und Quirinal 68
7. Bilder vom italienischen Hofe:
   Der Hof und die Hofgesellschaft 76
   Der Hof auf der Straße 80
   Die montenegrinische Hochzeit 82
   Feste im Quirinalspalast (Hofbälle) 96
8. Das nächste Konklave 107
9. Eine cappella papale 122
10. Die Vorbereitungen einer Heiligsprechungsfeier . . . 130
11. Papst Leo XIII. Anekdotisches und Charakteristisches . 140
12. Die Verkündigung des Jubeljahres 168
13. Die Eröffnung der Porta santa in der Peterskirche . . 176
14. Eine Heiligsprechung im heiligen Jahre 184
15. König Umberto † 195
16. Vittorio Emanuele III. 211
17. Das Ende des heiligen Jahres 224
18. Ein halbes Jahr nach der Thronbesteigung Viktor Emanuels III. 234
19. Schlußwort 244

Vorwort.

Das vorliegende Büchlein wird manchem Leſer nicht unwillkommen ſein; denn es enthält einige Kapitel, die, als ſie in der „Frankfurter Zeitung“, oder in der „Nation“ erſchienen, vom Publikum ſehr freundlich aufgenommen wurden. Aber damit ſtellt ſich das Büchlein nicht etwa als eine Sammlung gedruckter Aufſätze dar .....

Doch ehe ich fortfahre, ſei mir geſtattet, zuvor einigen Einwänden zu begegnen.

„Schon wieder ein Journaliſtenbuch!“ So wird wohl mancher erſchreckte Kritiker ſagen, der nur freien Schriftſtellern oder Männern der Wiſſenſchaft das Recht „Bücher“ zu ſchreiben zuzuerkennen pflegt, uneingedenk des Satzes, daß ein Journaliſt oft einen Hiſtoriker lehren könnte. „Und wieder ein neues Buch über Rom, da doch die Romliteratur ſo reich iſt!“ höre ich ſchon Andere rufen, als ob Rom ein Petrefakt wäre, der von Geo- und Archäologen ſchon längſt fein ſäuberlich regiſtrirt, rubrizirt und archivirt worden.

Auch ich habe lange Zeit geglaubt, über Rom ſei nicht viel Neues mehr zu ſagen, aber der Umgang mit gebildeten Deutſchen, die theils als Touriſten, theils als Kongreßtheilnehmer nach der ewigen Stadt kamen, hat mich eines Anderen belehrt. Gar oft fand ich, daß ſo Vieles, was meine hieſigen Kollegen, und ich ſelbſt als etwas längſt Bekanntes vorausgeſetzt hatten, im deutſchen Reiche nur von ſehr Wenigen gewußt war; ja oft erhielt ich auch die unmittelbare Aufforderung, das „Intereſſante“, das ich erzählt hatte, für ein größeres Publikum niederzuſchreiben.

Dem Rathe folgte ich, und so sammelte ich das schon Gedruckte und zwar hundertfach zerstreut Gedruckte, indem ich Vieles, was sich der Veröffentlichung in einer Tageszeitung entzieht, neu hinzufügte, und ordnete das Ganze dem leitenden Grundgedanken unter: „Wie äußert sich das Nebeneinanderleben von Quirinal und Vatikan?“ So biete ich, abgesehen von einigen geschichtlichen Skizzen und biographischen Zeichnungen hauptsächlich eine Reihe von Bildern aus dem höfischen Leben des weltlichen und geistlichen Rom's, Bilder, die an Ort und Stelle festgehalten, zeigen sollen, wie anders sich das gezwungene Nebeneinanderleben der feindlichen Gewalten in Rom dem hier Ansässigen darstellt, und wie anders es in der Vorstellung Jener sich ausnimmt, die es aus weiter Entfernung betrachten, oder es nur aus mehr oder weniger poetisch ausgeschmückten, oder parteiisch gefärbten Berichten kennen.

Deshalb habe ich mich auch bemüht, so viel das einem Menschen von Temperament möglich ist, unparteiisch und objektiv zu sein, auf die Gefahr hin, bei den Heißspornen hüben und drüben anzustoßen. In der ewigen Stadt verlernt man ja auch gar zu leicht die grimme Polemik, da die gewaltige Größe Rom's uns zur ruhigen Hinnahme des Gegebenen zwingt. Man muß auch dem Verfasser nicht gleich Kleinlichkeit vorwerfen, wenn er zeigt, wie kleinlich oft die Reibung zwischen den weltlichen und kirchlichen Gegensätzen auf dem verhältnißmäßig kleinen Raume der Urbs wirkt, zumal der Verfasser nicht vergißt, daß die großen mit einander ringenden Ideen, die in Quirinal und Vatikan verkörpert sind, durch die kleinen Aeußerlichkeiten und „Fiktionen“, zu denen beide oft ihre Zuflucht nehmen müssen, an ihrer Erhabenheit nichts einbüßen.

Noch eins: Man stoße sich nicht an der Verschiedenheit der Form, welche die einzelnen Theile des Büchleins zeigen. Die verschiedenen „Bilder“ wurden ja zu verschiedenen Zeiten aufgenommen. Deshalb habe ich auch jedem Kapitel das Datum seiner Entstehung beigefügt.

Rom, Mitte Februar 1901.

Der Verfasser.

Vatikan und Quirinal von 1878 bis 1888.

Rom im Sommer 1895.

Die „Intransigenten“ im Vatikan stehen wieder einmal auf der Tagesordnung der politischen Erörterung. Ihr Führer, der Kardinalstaatssekretär Rampolla, herrscht unfehlbarer und absoluter denn je. Es dürfte sich daher wohl der Mühe lohnen, in alten Blättern kramend, nachzuspüren, wie der „Friedensfürst“ Leo XIII. zu diesem eigenwilligen und fanatisch-franzosenfreundlichen Minister gekommen ist.

In den letzten Jahren des Pontifikats von Pius IX. sah es im Vatikan nicht zum Besten aus. Pius IX. hatte es durch seine leidenschaftliche Politik nach und nach mit allen Mächten verdorben. Besonders schlecht stand er mit Frankreich, dessen Kaiser doch der Schützer des Kirchenstaates war. Pius empfand die Anwesenheit der französischen Schutztruppen als eine so große Last, daß die Nachrichten über die deutschen Siege zuerst mit nur schlecht verhehlter Freude im Vatikan aufgenommen wurden. Man sah eben die Konsequenzen dieser Siege nicht voraus, freute sich über die Befreiung vom französischen Schutztyrannen und spottete über das Vordringen der Italiener noch in den Tagen, als General Cadorna schon den Marsch auf Rom antrat. Um so größer war die Enttäuschung, als das für unmöglich Gehaltene Wirklichkeit wurde, und keine katholische Macht zu Gunsten der Kirche intervenirte. Die Enttäuschung erzeugte Erbitterung, und als nach Antonelli's Tode dem nicht diplomatischen Papste kein Diplomat mehr zur Seite stand — denn auch Kardinalstaatssekretär Simeoni war Alles Andere nur kein Diplomat — verschlechterte sich die Lage des Papsttums immer mehr.

Nach dem Tode Pius IX. sagten sich die vatikanischen Staatsmänner, die wirklich diesen Namen verdienten: „Es muß mit der

Politik des verstorbenen Papstes gebrochen werden, wenn das Papsttum und die katholische Kirche nicht großen Schaden erleiden sollen!" Zwar hatte Pius für den Fall seines Todes vorgesorgt und seinem Nachfolger ein politisches Testament hinterlassen, das ihn zur Unversöhnlichkeit gegen Italien verpflichtete. Trotzdem arbeitete die Partei der Versöhnung sehr stark, um ihren Kandidaten für den Fall des Konklave in den Vordergrund zu rücken. Dieser Kandidat war der Kardinal Gioacchino Pecci, den Antonelli's Eifersucht seit 1846 in der bescheidenen Diöcese von Perugia in der Verbannung gehalten hatte. An der Spitze der Versöhnungsleute stand Kardinal Franchi, und sein bester Adjutant war Monsignore Galimberti, der spätere Nuntius in Wien. Galimberti wußte seinen hohen Gönner zu überzeugen, daß Pecci nur dann Aussicht habe, gewählt zu werden, wenn die auswärtigen Kardinäle für ihn gewonnen würden. Das sei aber wiederum nur möglich, wenn die fremden Regierungen sich zu ihrem Kandidaten hinneigten, und um das zu bewirken, bedürfe es einer Aktion der Presse. Es komme nur darauf an, den Camerlengo Pecci als den Gegner des regierenden Papstes hinzustellen u. s. w. So begann schon vor 1878 die stille Preßkampagne. Louis Teste schrieb ein Buch über das nächste Konklave, lobte darin den Kardinal Pecci über die Maßen und empfahl ihn als künftigen Papst. Am Tage, da Pius IX. starb, wurde die Preßaktion im großen Stile begonnen. Handschriftliche Quellen, die mir vorliegen, erzählen darüber so pikante Einzelheiten, daß ich ausführlicher werden darf. Der vor einiger Zeit verstorbene Graf Graziadei, einer der bekanntesten einflußreichen Politiker hinter den Kulissen, war 1878 Mitarbeiter des römischen „Fanfulla". Als in der Stadt die Nachricht von der schweren Erkrankung des Papstes bekannt wurde, eilte er in den Vatikan und traf im Vorzimmer des Papstes die Gräfin Potenziani, die ihm den Tod Pius' IX. mittheilte und ihn zugleich einlud, abends mit ihr im Restaurant Ranieri zu speisen. Graziadei kam am Abend und traf außer einigen Vertretern der schwarzen Aristokratie auch den Monsignore Galimberti als Tischgast an. Galimberti zeigte sich sehr erfreut, als er anscheinend zum ersten Mal hörte, daß Graziadei mit der journalistischen Welt in Verbindung stehe, und lenkte sofort das Gespräch auf Kardinal Pecci, von dem er feierlich versicherte, daß er als Papst auf einen modus vivendi mit Italien

Kardinal Pecci's Kandidatur.

hinarbeiten würde. Darauf versprach Graziadei, sofort für Pecci arbeiten zu wollen. Schon am nächsten Tage sprach er mit den Vertretern des „Figaro", der „Times", sowie mit den namhaftesten italienischen Korrespondenten, wie Raffaele de Cesare (Verfasser eines Buches: „Il futuro Conclave"), Casalegno, Gallenga, Ugo Pesci usw.; er stellte sie auch Galimberti vor, und sofort arbeitete der Telegraph für Gioacchino Pecci. Wie diese klug geleitete Kampagne gewirkt hat, beweist der Umstand, daß alle vierundzwanzig ausländischen Kardinäle, die am Konklave theilnahmen, ihre Stimmen für Kardinal Pecci abgaben. Die fremden Regierungen wollten eben keinen Kampfpapst; das beweist auch ein Brief, den Gambetta nach der Wahl Leo's XIII. an einen Freund schrieb, und der sich sehr anerkennend über den neuen Papst aussprach.

Leo XIII. machte die Hoffnungen, welche die Versöhnungspolitiker in ihn gesetzt hatten, als Papst nicht zu Schanden; denn er ernannte zunächst ihren Führer, Kardinal Franchi, zu seinem Kardinalstaatssekretär, obschon er wußte, daß diese Ernennung die Anhänger der Politik seines Vorgängers arg verstimmte. Zwar war er als verständiger Opportunist viel zu vorsichtig, um sofort mit einem Pronunciamento im Sinne von Franchi und Galimberti aufzutreten; denn die Partei der Intransigenten war noch zu mächtig im Vatikan, und man mußte Zeit zu gewinnen suchen und mittlerweile das rechte Milieu vorbereiten. Nur in Einem brach der neue Papst sofort mit der Tradition von Pius IX.; hatte sich dieser fast mit allen Souveränen überworfen, so suchte sich Leo mit allen gekrönten Häuptern zu versöhnen, und er benutzte daher die Ankündigungsschreiben seiner Thronbesteigung, um mit den Monarchen und Regierungen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Daß er aber auch dem protestantischen Kaiser Wilhelm I. schrieb, das erregte den Zorn der Intransigenten im höchsten Grade, und es fehlte nicht an stiller Opposition. Kaum hatte Leo XIII. mit seinem Kardinalstaatssekretär die ersten Schritte zur Versöhnung mit Deutschland gethan, als dieser starb; vier Monate nach seiner Ernennung, am 30. Juni 1878. Kardinal Franchi weihte in der Kirche S. Maria in Campitelli den neuen Erzbischof von Neapel, den späteren Kardinal Sanfelice. Die Zeremonie, die eine der längsten ist, welche die Kirche kennt, hatte den sonst so robusten

Tod des Kardinalstaatssekretärs Franchi.

Kardinal schwer angegriffen, zumal es ein außerordentlich heißer Tag war. Endlich war die Feier vorüber, und Kardinal Franchi konnte sich in die Sakristei zurückziehen. Er trank hastig ein großes Glas Eislimonade und brach unter heftigem Schüttelfrost zusammen. Man transportirte ihn eiligst nach seiner Wohnung im Vatikan, aber am Morgen des andern Tages war er eine Leiche. Die öffentliche Meinung in Rom sprach von Vergiftung, wie ja die Römer seit den Tagen der Renaissance schnell von Beseitigung durch Gift sprechen, wenn ein hochstehender Mann plötzlich stirbt. Man ist allgemein überzeugt, daß es sich um bloßen Klatsch handelte; denn niemals erfolgte eine Denunziation, und auch der Bruder des Verstorbenen, der Notar Curzio Franchi, hat niemals ein verdächtiges Wort fallen lassen; zudem wurde auch Guido Baccelli, freilich zu spät, ans Krankenbett gerufen. Aber die Pessimisten glauben doch an einen Mord; sie wiederholen immer und immer wieder, die Leiche des Kardinals sei plötzlich schwarz geworden, und außerdem erinnern sie daran, daß Franchi den Intransigenten sehr gelegen starb.

Leo XIII., der im Sinne Franchi's gerade zwei Blätter gegründet hatte, das „Journal de Rome", das unter der Leitung von Monsignore Galimberti, und „L'Aurora", die unter der Leitung des Monsignore Schiaffino stand, eines Benediktiners, der ebenso, wie Galimberti später Kardinal wurde, war durch den plötzlichen Tod seines ersten Ministers in große Verlegenheit versetzt. Diese wuchs, als er vernahm, daß entgegen aller Tradition die intransigenten Kardinäle im Hause des Kardinals Monaco de la Valletta eine Versammlung abgehalten hätten, zu dem Zwecke, dem Papste einen ihnen genehmen Kandidaten für das Kardinalstaatssekretariat aufzudrängen, und daß die gegnerische Partei zu einer Verschwörung im Hause des Kardinals Nina zusammengekommen wäre. Trotz seiner Empörung über den doppelten Traditionsbruch bestrafte der Papst keine der beiden Parteien durch die Ernennung eines outsider, sondern ernannte wiederum einen „Versöhnlichen" zu seinem Minister und zwar gerade deren Haupt, Kardinal Nina.

Intriguen gegen den Kardinal Nina.

Gegen diesen richtete sich sofort der Ansturm der Intransigenten, der ihnen um so leichter wurde, als Nina zwar ein energischer Mann, aber zu offen, zu loyal und zum Diplomaten wenig

geeignet war. Zuerst versuchte man ihn auf dem Gebiet der äußern Politik zu stürzen, indem man besonders den Streit, den damals der Vatikan mit Belgien ausfocht, durch geheime Minirarbeit verschärfte und dann Nina selbst für die Niederlage des Vatikans und den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Belgien verantwortlich machte. Aber Nina vermochte allen Intriguen siegreich zu begegnen und sich vor dem Papste zu rechtfertigen. Nun versuchte die Kamarilla, den Feind gesellschaftlich zu vernichten. Der schwarzen Aristokratie wurde die Parole gegeben, Nina zu boykottiren, und zwar nicht nur außerhalb des Vatikans, sondern auch in Gegenwart des Papstes. Als auch das nicht verfing, nahm man seine Zuflucht zum Skandal. Ein Freund des Staatssekretärs hatte einige kunstvolle Majolikateller aus dem päpstlichen Schlosse Castel Gandolfo käuflich erworben. Das genügte. Es wurden, was ja in Italien leicht ist, einige Blätter gewonnen; das kleine Privatgeschäft wurde zu einem skandalösen systematischen Diebstahl von Kunstwerken aufgebauscht, und Nina war kompromittirt. Er ging zum Papste und bat um Enthebung von seinem Posten, zugleich aber überreichte er Leo XIII. die Beweise für die kunstvolle Anfertigung des Skandals, die er sich durch einige Journalisten und als Privatdetektives fungirende Freunde verschafft hatte. Diese Beweise rechtfertigten ihn wiederum, so daß Leo XIII. sein Abschiedsgesuch nicht genehmigen wollte. Aber Nina war des Kampfes müde und blieb fest, und so hatte Leo XIII. in zwei und einem halben Jahre schon den zweiten Staatssekretär verloren, zugleich aber auch die Lust, wiederum einen Mann der Versöhnung zu wählen.

Der neue Staatssekretär Jacobini, Nuntius in Wien und erst kurz vor seiner am 16. Dezember 1880 erfolgten Ernennung mit dem Purpur bekleidet, gehörte zu keiner Partei, aber er war ein kluger Mann, der sich mit allen Parteien zu vertragen wußte; besaß er doch ein elastisches Gewissen, das ihm erlaubte, allen Menschen zu Gefallen zu reden. So hatte er eines Tages einem römischen Senator von der Versöhnung mit Italien gesprochen; die Intransigenten bekamen Wind davon, denn in Rom gibt es keine Geheimnisse; sie stellten den Kardinalstaatssekretär, worauf dieser achselzuckend antwortete: „Ach was! Unsinn! Keine Versöhnung! Zuerst mögen sie aus Rom fortgehen, dann können wir diskutiren!"

Und doch stand damals Leo XIII. den Versöhnungsgedanken nicht allzuferne. Gerade der Umstand, daß sein erster Minister kein Apostel der Aussöhnung war, begünstigte die geheimen Unterhandlungen mit den italienischen Staatsmännern, die hauptsächlich durch die Benediktiner geführt wurden. Der Skandal vom 13. Juli 1881 verschaffte zwar für einige Zeit den Intransigenten wieder Oberwasser, aber nicht auf lange. Ueber diesem Skandal, der Insultirung der Leiche Pius IX., als diese nächtlicherweile nach San Lorenzo fuori le mura gebracht wurde, liegt überhaupt noch tiefes Dunkel.

Versöhnungspläne.

Die Intransigenten behaupten, er sei unter schweigender Duldung der Regierung von den Freimaurern inszenirt worden, ohne aber Beweise dafür zu erbringen. Die Benediktiner arbeiteten also im Stillen für die Versöhnung, und zwar außer Schiaffino der 1885 zum Kardinal ernannt wurde, auch Pater Tosti von Monte Cassino. Auf Seiten der Italiener waren schon längst Annäherungsversuche gemacht worden, weil man zu spät erkannte, daß man 1870 versäumt hatte, haltbare Zustände zu schaffen. Es fehlte aber vor allem an einem festen Programm. Ein Beweis für das Schwanken der Italiener von Anfang an ist die Thatsache, daß 1870 hervorragende Personen ganz ernsthaft den Plan gefaßt hatten, Rom dem Papste zu lassen und fünfzehn Kilometer entfernt in der südlichen Campagna, bei Ciampino, ein zweites italienisches Rom zu bauen, dessen Pläne auch fertiggestellt wurden. Gegen 1885 und 1886 — Schiaffino war schon Kardinal — tauchten in der internationalen Presse immer lauter die Gerüchte von der Versöhnung zwischen Staat und Kirche auf. Man sprach wieder, wie früher schon, von der Abtretung der leoninischen Stadt und des Landstreifens von der Peterskirche bis zur See. Die Gerüchte verstärkten sich, als die Klerikalen die römische Stadtverwaltung in die Hände bekamen. Diese Entwicklung gefiel natürlich den Intransigenten im Vatikan nicht, die von den Gegnern der Benediktiner, den Jesuiten, geleitet wurden, und es gab viele Palastintriguen, die auf den Sturz von Jacobini hinarbeiteten, um ihn durch einen intransigenten Kardinalstaatssekretär zu ersetzen. Jacobini kam seinem Sturze zuvor, er starb. Fünfundvierzig Jahre war er alt. Diesen Tod fanden die bekannten Giftmordgläubigen bedenklich frühe, und darum entstanden auch wieder die alten Redereien wie bei dem Tode

Franchi's.*) Als Nachfolger Jacobini's wurde am 20. Jan. 1887 zu Aller Staunen der junge Nuntius in Madrid, Rampolla, ernannt. Man wußte, daß er Jesuitenschüler und Jesuitenliebling sei, und hatte diesem Umstande auch schon seine bisherige schnelle Karriere zugeschrieben.

In der ersten Zeit machte sich Rampolla's Wirken noch wenig fühlbar. Noch war die Partei der Versöhnlichen im vatikanischen Palaste stark vertreten, und Schiaffino und Tosti arbeiteten zusammen mit Galimberti noch eifrig für ihre Ideen. Wenige Wochen nach Rampolla's Ernennung wurde Crispi wieder Minister des Innern. Er hatte schon mit Männern wie Ruggiero Bonghi längere Zeit über die Versöhnung mit dem Vatikan beraten, und jetzt als Minister wollte er seine Pläne durchführen. Crispi ging eifrig ans Werk, um sein Land von dem Alp der römischen Frage zu befreien. Die Beziehungen zum Vatikan wurden herzlicher, viele Wünsche des Papstes wurden auf das Bereitwilligste erfüllt. Mittelsmann war Pater Tosti. Durch diesen erfuhr Leo XIII., daß Crispi für das kommende fünfzigjährige Priesterjubiläum Leo's XIII., am 31. Dezember 1887, die Theilnahme des Hofes und des italienischen Volkes plane. Leo XIII. schöpfte daraus den Muth zu

*) Das gleiche Gerede entstand auch später, als im Mai 1896 auch Kardinal Galimberti, der letzte der Versöhnungspolitiker starb. Galimberti, der 1893 Kardinal geworden, hatte im Stillen stark mit der internationalen Presse gearbeitet, und er galt als Wahlmacher im nächsten Konklave. Kann man sich daher wundern, daß auch bei seinem schnellen Tode wiederum das Gerücht auftauchte, er sei von den Gegnern weggeräumt worden? Die Legende war damals so stark verbreitet, daß Kardinal Hohenlohe, der überhaupt wenig vorsichtig im Reden war und wegen seiner Kaltstellung sich verfolgt glaubte, einem Reporter sagte: „Jetzt müssen wir auf unsere Köche aufpassen!" Man druckte auch in den Zeitungen, daß eine Denunziation an den Staatsanwalt eingegangen sei, ähnlich wie bei dem schnellen Tode des päpstlichen Arztes Ceccarelli, aber während dessen Leiche exhumirt wurde — ohne Ergebniß übrigens — blieb im Falle Galimberti die Denunziation ohne Folgen. Jeder Verdacht war ohnehin ausgeschlossen, da zwar der schnelle Verlauf der zehntägigen Krankheit, die mit einem leichten Halsweh begonnen und sich in vier Tagen zu einer Allgemeinerkrankung des Organismus (Lungenentzündung, Meningitis u. s. w.) entwickelt hatte, auffallen mußte, der Kranke aber fortwährend von seinen Freunden und Verwandten, den berühmtesten Aerzten der Hauptstadt und den Diplomaten gepflegt, besucht und beobachtet wurde. Das jedesmalige Auftauchen der Mordlegende beweist aber, mit welcher Leidenschaft im stillen Vatikanpalaste die verschiedenen Parteien um die Macht und um den Einfluß auf die Person des Papstes kämpfen.

großen Hoffnungen und ließ durch Tosti bei Crispi sondiren, ob der Staat gewillt sei, dem Vatikan die Verwaltung der vermögenden Basilika San Paolo fuori le mura zu übertragen. Tosti begab sich sehr häufig in Crispi's Wohnung in der Via Gregoriana, und der Premierminister zeigte sich den Wünschen des Papstes zugänglich. Tosti, ein ebenso großer Idealist wie Crispi, versicherte diesen, daß vom Papst bei der nächsten Gelegenheit eine Kundgebung zu Gunsten einer Annäherung an Italien zu erwarten sei, und in der That enthielt die berühmte Allokution vom 23. Mai 1887 wenigstens keine Spitze gegen Italien. Auf beiden Seiten hegte man große Illusionen. Leo XIII., von der Versöhnungspartei, namentlich von Galimberti und seinem Intimus Monsignore Boccali, beeinflußt, hegte eine Zeit lang die überschwänglichsten Hoffnungen, ja er glaubte vielleicht, die Italiener würden, wenn auch nicht ganz von Rom fortziehen, so doch einen Modus finden, der das Zusammenleben der beiden Souveräne in der Ewigen Stadt ausschlösse. Aber er hütete sich, als kluger Verstandesmensch, der er ist, einen voreiligen Schritt zu thun, und außerdem hatte er noch mit Rampolla und den Intransigenten zu rechnen, die seine Unterhandlungen mit Crispi überwachten. Tosti aber, der auch Crispi's, des alten Verschwörers, schlaue Vorsicht vergaß, glaubte die Erfüllung seines Traumes gekommen und schrieb seine bekannte Broschüre über die Versöhnung zwischen Kirche und Staat, in der Hoffnung, die öffentliche Meinung mit sich fortreißen und so den Widerstand der alten Klerikalen besiegen zu können. In der That, die Broschüre machte großes Aufsehen; sie wurde überall gelesen. Die Verhandlungen mit Crispi gingen munter fort; auch das Dekret, das dem Abt pro tempore von San Paolo fuori le mura die Verwaltung der Basilika übertrug, war schon fertig und harrte nur noch der Unterschrift des Königs, — als plötzlich die Intransigenten dazwischenfuhren. Im „Osservatore Romano" erschien ein Brief des Papstes an Kardinal Rampolla, der allen Annäherungsplänen ein Ende machte. Die Partei der Versöhnung war besiegt; Galimberti, der zum Nuntius in Wien ernannt worden war, — Juni 1887 — floh von Rom, ohne seine Weihe zum Erzbischof abzuwarten, aus Furcht, seine Ernennung könnte rückgängig gemacht werden, und die Intransigenten, unterstützt von den französischen Kirchenfürsten, verlangten die Bestrafung Tosti's; vor Allem aber sollte dieser zum Widerruf ge-

zwungen werden. Der Papst ließ den Präsidenten der Kongregation von Monte Cassino, Don Michele Morcaldi aus Cava dei Tirreni, kommen und beauftragte ihn, den ihm untergebenen Pater Tosti zu einem Widerruf zu bewegen. Um ihm diesen Schritt zu erleichtern, erhielt Morcaldi die Versicherung, man würde diesen Widerruf nicht veröffentlichen, da er nur als persönliche Waffe für Leo XIII. dienen sollte gegenüber den Angriffen, die man auch gegen ihn richte. Morcaldi, beruhigt, verstand auch Tosti zu beruhigen, und so schrieb dieser den verlangten Widerruf. Tosti kehrte nach Monte Cassino zurück, und groß war seine Ueberraschung, als er dort den „Osservatore Romano", das Amtsblatt des Kardinalstaatssekretärs, vorfand und darin, mit großen Buchstaben gedruckt, seinen Widerruf! Von diesem Tage an war Tosti ein toter Mann. Er schrieb einen Brief an Leo XIII., der nie bekannt geworden ist, legte sein Amt als Vizearchivar des Vatikans und sein staatliches Amt als **sopraintendente dei monumenti sacri** nieder und stellte auch die Publikation der **Regesti pontifici** ein, die bis zu Clemens V. gediehen war.

Im Spätherbste 1887 begannen die Verhandlungen zwischen Crispi und Leo XIII. von Neuem. Als Mittelsmann diente jetzt Monsignore Carini, der Bibliothekar des Vatikans. Carini, von dem übrigens die Legende behauptet, daß auch er vergiftet wurde, war ein Sohn des Garibaldinergenerals Carini, der später ins italienische Heer übergetreten war und während seiner langjährigen Garnisonzeit in Perugia mit dem Erzbischofe, dem nachmaligen Papste Leo XIII., die herzlichsten Beziehungen angeknüpft hatte. Wiederum wurden Versöhnungspläne entworfen, man war schon so weit gekommen, daß Leo XIII. zustimmte, daß König Umberto mit den anderen Souveränen zusammen als offizieller Gratulant beim Bischofsjubiläum ein Geschenk überreichen lassen sollte. Der Hof bestellte auch einen überaus reichen goldenen Kelch, und es erübrigte nur noch, einige Formalitäten bei der Ueberreichung des Geschenks zu erledigen. Da zog sich Leo XIII. plötzlich zurück und ließ Crispi wissen, daß er von „Umberto, Fürsten von Savoyen" jedes Geschenk entgegennehmen würde, aber nicht von „Umberto dem Könige von Italien". Crispi war außer sich, daß die Gegenpartei im Vatikan ihn zum zweitenmale besiegt hatte, und seinen Zorn mußte der damalige Bürgermeister von Rom, Fürst von Torlonia, büßen.

Der berühmte römische Patrizier hatte von den Verhandlungen zwischen Crispi und dem Vatikan gehört, und um seinerseits als Diplomat die Versöhnung zu fördern, ging er, ohne Crispi zu benachrichtigen, zum Kardinalvikar Parocchi und übermittelte diesem die Glückwünsche der Stadt Rom zum päpstlichen Jubiläum. Wenige Stunden darauf ereilte ihn das Absetzungsdekret.

Crispi's Repressalien.

Crispi unterließ es jetzt nicht, dem Vatikan sein Mißfallen zu bezeugen. So duldete er, daß sich die Grundsteinlegung des Giordano Bruno-Denkmals in Rom zu einer bedeutenden antiklerikalen Kundgebung auswuchs. Moleschott hielt die Festrede, und Crispi selbst nahm ostentativ an der Feier theil. Selbstverständlich hatte dieser Gegenstoß Crispi's neue Gegenstöße der vatikanischen Intransigenten zur Folge, und deren Macht wuchs täglich mehr, je mehr auch die einflußreichen Apostel der Versöhnung schwanden. So starb am 27. September 1889 Kardinal Schiaffino, wiederum auffallend schnell, und wiederum sprach der römische Stadtklatsch von einer Nachhilfe durch geheime Pülverchen.

Rampolla's Stern stieg. Zwar versuchte Leo XIII. noch einige italienfreundliche Akte, aber seit 1890 werden diese immer seltener. Um diese Zeit begann die Franzosenpolitik. Lavigerie arbeitete in Algier und Tunis für die Republik, Leo XIII. empfing den Führer der französischen konstitutionellen Rechten Piou, Harmel inszenirte die großen französischen Pilgerfahrten, französische Bankiers, hinter denen die Regierung stand, erboten sich, die Finanzen des Vatikans, die durch die Verwaltung des Monsignore Folchi in Unordnung gerathen waren, zu saniren, und am 18. Juni 1891 begann der „Osservatore Romano" seine Artikelreihe zum Lobe der französischen Politik, die bis 1892 dauerte und 1891 sowohl wie 1892 den Widerspruch des Herrn v. Schorlemer-Alst und des deutschen Zentrums hervorrief, zumal der Dreibundfeind Rampolla die Idee von der politischen Unfehlbarkeit des Papstes in seiner Presse entwickeln ließ. Das Weitere ist bekannt. Papst Leo XIII. ist immer mehr zum „Gefangenen" der fanatischen Intransigenten geworden.

Die Fünfundzwanzigjahrfeier der Eroberung Roms.

I.

Rückblick und Vorwort.

Drei Wochen nach dem Sedanfeste feiert Italien den Tag der Bresche an Porta Pia als den Beginn einer neuen geschichtlichen Epoche, und die Frage ist gerechtfertigt, ob in der Apenninenhalbinsel die Freude über die endlich errungene Einheit gleichen Ausdruck finden wird, wie jenseits der Berge in Deutschland. Selbst auf die Gefahr hin, kulturkämpferische Gemüther in ihres Herzens innerstem Kern zu verwunden, muß ein stiller Beobachter der italischen Zeitläufte diese Frage verneinen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Mehrheit des italischen Volkes den neuen Einheitsstaat bedauere und den früheren Zustand nationaler Zerrissenheit sehnend herbeiwünsche; aber Thatsache ist es nun einmal, daß das Fest der Einheit beim geschäftlich unbetheiligten Volke einer Gleichgiltigkeit begegnet, die als historisches Stimmungsbild zu einigen historischen Glossen herausfordert. 15. Septemb. 1895.

In Deutschland sowohl wie in Italien war es eine ursprünglich kleine Militärmacht, die, von Norden kommend, den Süden eroberte, in beiden Ländern trat auch ein mächtiger Staatsmann auf, der, den richtigen Zeitpunkt erkennend, zur richtigen Zeit rasch zugriff und durch rücksichtsloses Handeln die Einheit formte. Damit aber sind auch die Vergleichungspunkte erschöpft; denn während Deutschland sich selbst schuf, war Italien auf fremde Stütze angewiesen, die ihm selbst dann zu Erfolgen verhalf, wenn es geschlagen war. Die letzte Etappe zur Einheit erreichte Italien erst, als der frühere Retter am Boden lag und seinen zweiten Schützling auf italischer Erde, den Vatikan, schutzlos sich selbst überlassen mußte. Die Einheitsbestrebungen in Deutschland und Italien.

Doch der Verschiedenheiten gibt's noch mehr. Blättern wir in der Geschichte der Einheitsbestrebungen diesseits und jenseits der Alpen, so entdecken wir sofort einen großen Unterschied im Ursprung der Bewegung, dessen Erklärung der verschiedene Grad der Volksbildung hüben und drüben liefert. Das deutsche Volk war, wie die Volkserhebung vom Jahre 1813 beweist, schon lange von der Sehnsucht nach der Einheit erfüllt, in Italien aber ging die neue Bewegung von Einzelnen aus, die das Volk erst nach Jahrzehnten mit sich rissen, als politisches Elend und wirthschaftlicher Druck diesem die Augen öffneten. Freilich finden wir auch in Italien schon um 1813 Ansätze zur Einheitsbewegung, ja sie reichen sogar bis in das achtzehnte Jahrhundert und noch früher hinauf, aber diese Anläufe werden doch nur von den Gebildeten gemacht, die sich an dem Ruhm der Vorzeit berauschten, von Dichtern und Publizisten.

So singt zum Beispiel Manzoni 1815: „Liberi non sarem, se non siam uni", das heißt: die Freiheit wird erst durch die Einheit gewonnen, und 1821 heißt es in seiner bekannten Hymne:

„Una d'arme, di lingua d'altare,
Di memoria di sangue e di cor."

Der erste Staatsmann, der sich offen zur Einheitspolitik bekennt, ist Joseph de Maistre, der als Gesandter von Petersburg am 14. Juli 1815 an seinen König schreibt: „In diplomatischen Kreisen begreife man nicht, warum er die Gelegenheit zum Handeln nicht ergreife, warum er sich nicht zum Haupte der Italiener mache, selbst auf die Gefahr hin, sich der Mitarbeit von Revolutionären bedienen zu müssen" . . . . Diese Vorläufer blieben aber noch lange Prediger in der Wüste; denn das eigentliche Volk, von weltlichen und geistlichen Herren in tiefster Unwissenheit gehalten, konnte sich für Dinge nicht erwärmen, die es nicht verstand; findet man doch heute in Italien noch Millionen von Analphabeten, und weiß doch heute noch mancher toskanische oder sizilianische Bauer kaum, daß eine Stadt Namens Rom besteht!

Die heutige Gleichgiltigkeit entstammt zum größten Theile der Enttäuschung, die Erfüllung entsprach nicht dem Traume. Theils hatte man zu viel, theils hatte man Anderes erhofft. Die studentische Jugend, von Mazzini begeistert, erträumte die Wiederherstellung der klassischen Republik, Napoleonschwärmer ersehnten ein italienisches Kaiserthum, andere Einheitsfreunde dachten an einen

Staatenbund mit dem Papste an der Spitze, als der junge Papst Pius IX. kurz nach seinem Regierungsantritte in einer liberalen Anwandlung sich herbeiließ, Italien feierlich zu segnen, wodurch er selbst Mazzini begeisterte, und in einem Briefe an den Kaiser von Oesterreich durch die Betonung des Rechtes der Nationen den Einmarsch der Oesterreicher in Toskana hindern wollte; wieder Andere wünschten den Bundesstaat, und zu ihnen gehörte auch vorübergehend Minghetti. Die Idee des Einheitsstaates unter piemontesischer Herrschaft, zu dessen eifrigsten Vorkämpfern der Florentiner Ricasoli und der Romagnole Farini gehörten, begann erst sehr spät Wurzel zu fassen. Als der Einheitstraum endlich diese feste Form gefunden, da ergriff das italienische Volk ein Hoffnungstaumel sondergleichen; der Ruf „Roma o morte" entzündete die Phantasie der leicht erregbaren Italiener, Freiheit, Einheit und wirthschaftliches Paradies verschwammen in ihrer Vorstellung zu einem Bilde — was Wunder, daß solch' einem Hoffnungsrausche die Ernüchterung folgen mußte, als gerade durch die Einheit die finanziellen Schwierigkeiten begannen, unter denen Italien jetzt noch seufzt, und als die Einheit, anstatt Gold zu spenden, große Geldopfer erheischte.

Zur Ernüchterung trug auch nicht wenig bei, daß die nordischen Einheitsträumer sich plötzlich der großen natürlichen Unterschiede bewußt wurden, die zwischen dem nordischen Italien und Unteritalien eine noch nicht überbrückte Kluft reißen! Schon vor 1870 machten die Piemontesen die unliebsame Entdeckung, daß ihre südlichen Brüder wohl Rechte und Vorrechte wünschten, von Pflichten aber gerne entbunden sein mochten. Die Herren im Süden zeigten eine frischfröhliche Lauheit im Zahlen, sie verwechselten die Befreiung vom bourbonischen Joch mit absoluter Steuerfreiheit; dazu kam, daß viele ihrer Führer, stolz auf den Titel „Schöpfer Italiens", gleich aus der Schüssel mitessen wollten; wozu hatten sie denn ihr Leben in die Schanze geschlagen, wenn sie nun nicht auf Kosten der befreiten Mitbürger in Freude und Herrlichkeit leben sollten! Bemerkenswerth ist daher der Brief, den der Prinz von Carignano am 13. Febr. 1867 aus Neapel an Ricasoli schrieb und in dem folgende Stelle vorkommt:

„Non credo possibile, che il Governo possa camminare senza condurre con tale sistema il paese alla bancarotta:

quel giorno, caro barone, il Governo italiano avra s u i c i d a t o l'unità italiana." (Ich glaube nicht, daß die Dinge so weiter gehen können, mit diesem System kommen wir zum Bankerott: an diesem Tage aber wird die Regierung selbst die italienische Einheit gemordet haben.)"

Fast gleichzeitig schreibt V i k t o r E m a n u e l ebenfalls an Ricasoli wörtlich wie folgt:

„**Questa cara Italia costò sangue e sudore per farla. Ora pare che gl' Italiani si preparino a versar sangue e sudore per disfarla. Ma giuro davanti a Dio che non sarò io che la distruggerò.**" („Dieses theuere Italien hat, um es zu schaffen, viel Blut und Schweiß gekostet, nun scheint es, daß die Italiener sich anschicken, Blut und Schweiß aufzuwenden, um es wieder zu zerstören. Aber ich schwöre, ich bin es nicht, der es zerstören wird.")

Die Indifferenz der heutigen Italiener.

Wie würde Viktor Emanuel jetzt schreiben, sähe er die Stimmung des Volkes! Glaubt doch seit den Jammertagen des **Banca Romana**-Krachs der bessere Theil des Volks nicht mehr an politische Ehrlichkeit, werden doch Stimmen laut, die da sagen, die ganze Einheitsbewegung sei nur eine Riesengründung gewesen zur Bereicherung der Aktionäre! Freilich ganz so hart urtheilen nur die Pessimisten; konservativere Leute sagen dasselbe nur mit etwas anderen Worten, nämlich: „Italien wird erst dann gesunden, wenn der letzte von seinen „Schöpfern" zur Grube gefahren." Dies bittere Wort richtet sich freilich nicht gegen die idealen Vorkämpfer, die ja zum Theile längst dahin gegangen sind, wie Cavour, Garibaldi, Ricasoli, Minghetti, Farini, Sella u. s. w., sondern gegen jene „affaristi", die auch mit dabei gewesen als Helden und daraus die Berechtigung auf materiellen Lohn ableiten, den sie oft durch zuvorkommende Privatkontribution der Mitbürger erheben.

Mit diesem Hasse der besseren Theile des Volkes gegen die „affaristi" muß der Historiker rechnen, wenn er die Stimmung der Septembertage von 1895 begreifen will. Die Radikalen und ihre Presse fragen jetzt auch, wie steht es mit der Erfüllung des Freiheitstraumes? Imbriani, Colajanni, Cavallotti und die Sozialisten lachen bitter auf, wenn man heute von Meinungs- und Gewissensfreiheit spricht. „**Don Chisciotte**" sagt sogar sarkastisch, indem er auf die großen klerikalen Gegenkundgebungen der letzten Zeit, den

eucharistischen Kongreß in Mailand und den Katholikentag in Turin hinweist: „Gewissensfreiheit gibt es heute nur noch für die Katholiken." Dasselbe Blatt deutet auch im Jubeljahre auf die Kriegsgerichte in Sizilien. In der Verdammung dieser Ausnahmegerichte befindet sich das radikale Blatt übrigens in guter Gesellschaft, schreibt doch Ricasoli, als Minister, am 8. Oktober 1866 an General Cadorna, den Eröffner der Porta-Pia-Bresche, der damals einen Aufstand in Sizilien unterdrückte:

„Da die Stadt bei Ihrem Erscheinen sofort zur Ordnung zurückgekehrt ist, so freue ich mich, daß die Einsetzung von Kriegsgerichten hat vermieden werden können. . . . Ich weiß, daß unter dem Eindruck der überstandenen Gefahren und der empfangenen Beleidigungen der Schrei nach Rache lebendig wird, aber es ist nicht immer nützlich, sich hinreißen zu lassen, weil ein anderer Schrei schnell nachzufolgen pflegt, der Schrei der Menschlichkeit.*)"

Aehnlich urtheilte Cavour. Als ihm nach der Einverleibung gewisse neapolitanische Großwähler, die gerne im Trüben fischen wollten, nahe legten, der größeren Sicherheit wegen die bürgerliche Freiheit zu beschränken, antwortete er ihnen stolz: „Unser göttliches Recht ist die Freiheit, mit dem Belagerungszustand ist auch der Bourbon legitimer König in Neapel."

Italien und Frankreich.

Geschichtlich bemerkenswerth ist für die heutige Feier, daß sie ohne Frankreich gefeiert wird. Welch' ein Wandel! Bis vor fünfzehn, vor zwanzig Jahren noch herrschte in Italien nur eine Meinung, Frankreich, das Italien geschaffen habe, sei der natürliche Verbündete Italiens, heute aber denkt der größere Teil der Italiener das Gegentheil. Freunde Frankreichs sind eigentlich nur noch die Exaltirtesten unter den Irredentisten, die Nizza vergessen und nur nach Triest schauen. Wie anders früher! Schon im Jahre 1811 begegnen wir Plänen, die darauf hinzielen, ein einiges Italien mit französischer Hilfe zu schaffen und kein Geringerer als der nach Elba verbannte Napoleon war es, den der Publizist Melchiore Delfico in glühenden Briefen aufforderte, „das Kapitol zu erretten." Später wuchs die Begeisterung für Frankreich, als Louis Napoleon thätigen Antheil an der jungitalienischen Bewegung nahm,

*) Caspare Finali „La vita politica di contemporanei illustri." Torino 1895. Roux Frassati & Co. S. 183.

die er als Kaiser förderte; selbst die Abtretung Nizza's überdauerte diese Begeisterung. Wie sehr übrigens Napoleon als Kaiser für Italien arbeitete, geht aus einer neuen Publikation hervor. Lange Zeit hatte man geglaubt, daß die berühmte Thronrede Viktor Emanuel's vom Jahre 1859 aus der Feder Farini's stamme, den Cavour als Sekretär gebrauchte, jetzt aber ist festgestellt, daß diese Rede eine Kompagnicarbeit Napoleons und Viktor Emanuels ist. Der Letztere schickte seinen Entwurf nach Plombières und erhielt ihn korrigirt zurück; an einer Stelle hatte Napoleon hinzugefügt, er vermisse „quelque chose comme ça: un cri de douleur etc.", worauf dann Viktor Emanuel die berühmte Stelle einflocht: „Ich bin nicht unempfindlich gegen den Schmerzensschrei, den ich aus allen Theilen Italiens höre." — Auch in den sechziger Jahren dauert die Franzosenfreundlichkeit fort; Farini, Ratazzi, Ricasoli, Cavour, keiner konnte sich ein Italien, losgetrennt von Frankreich, denken. So sagte sogar Cavour in der berühmten Rede vom 23. März 1861, in der er Rom als Hauptstadt Italiens proklamirte: „wenn durch Ereignisse, die ich nicht für wahrscheinlich und selbst für unmöglich halte, Frankreich sich in die Lage versetzt sähe, sich unserem Marsche nach Rom nicht mehr widersetzen zu können, müßten wir uns zurückhalten, falls die Einverleibung Roms unserem Verbündeten Frankreich großen Schaden brächte."

Also Frankreich zu Liebe wollte Cavour selbst den Gedanken seines Lebens zum Opfer bringen, er kam jedoch nicht in die Lage, zwischen Wunsch und Neigung zu wählen; sein Nachfolger Lanza, der im September 1870 von Quintino Sella zum Marsch auf Rom gedrängt wurde, erhielt ja auch von Jules Favre die amtliche Bestätigung, daß die Besetzung Roms durch die Italiener, weit entfernt davon, Frankreich Schaden zu bringen, diesem nur angenehm sein könne, da die weltliche Herrschaft des Papstes eine Geißel gewesen. Trotz dieses Entgegenkommens fühlte sich Sella als Italiener nicht zu einem Dankbarkeitsbündniß mit Frankreich verpflichtet; denn Italien, so glaubte er, würde doch immer nur der Trabant Frankreichs bleiben. Schon in den sechziger Jahren, als er von den deutschen Bergakademien zurückkam, hatte er diese Ueberzeugung. „Durch meine Unterhaltungen mit deutschen Gelehrten", so äußerte er sich gelegentlich, „und in den Vereinigungen der deutschen Studenten, da bildete sich mir die Ueberzeugung, unser höchstes In-

teresse fordere es, daß wir jeden Gedanken an Frankreich ausrotten; denn ein Zusammengehen mit ihm würde für uns nur Jahrhunderte des Wehs bringen." Und so denken jetzt auch viele Italiener. Dieser Abneigung gegen Frankeich widerspricht auch nicht die Thatsache, daß vor Monaten das Mac Mahon-Denkmal in Magenta eingeweiht wurde, das doch gerechter Weise durch ein Denkmal für Napoleon III. ergänzt werden müßte. Doch Napoleon mag sich trösten, noch ein Anderer, der sich mehr um Italien verdient gemacht hat, ist ohne Denkmal geblieben: Mazzini. Das ist um so unbegreiflicher, als vor Jahren schon Crispi als Minister, um Imbriani zuvorzukommen, der Kammer ein Gesetz vorlegte, das 100,000 Lire für ein Mazzini-Denkmal forderte. Das Gesetz ging durch — und vom Denkmal hat man seither nichts gehört. Merkwürdig! Aber dieser Fall ist nicht der einzige Widerspruch, der sich an das Septemberfest knüpft. Ist es zum Beispiel nicht auffallend, wenn in der Kammer, wo doch kein Klerikaler sitzt, von allen Parteien Redner gegen das Fest auftreten, in der öffentlichen Abstimmung dreißig und in der geheimen sechzig Abgeordnete dagegen stimmen, wenn die Regierung große Worte für das Fest in der Kammer findet, die Thaten aber der römischen Gemeinde und dem Hofe überläßt; ist es kein Widerspruch, wenn Menotti Garibaldi vom Vorsitz des Festkomité's zurücktritt, der Dichter Carducci sich weigert, die Festhymne zu dichten, und Verdi für die Ehre dankt, diese Hymne zu komponiren, und wenn schließlich der Breschenheld General Cadorna in einem langen Briefe, der von Verbeugungen an den Vatikan wimmelt, sein Erscheinen bei der Breschenfeier verweigert!

Auch viele liberale Römer widersprechen dem Feste, und das ist erklärlich, weil die „Römer von Rom" praktische, geschäftskluge Menschen sind, die es weder mit dem Quirinal noch mit dem Vatikan verderben möchten, da beide Geld nach Rom bringen, und weil sie, wie die Italiener im Allgemeinen, Augenblicksmenschen sind. Im Augenblick herrscht aber Crispi, und das Septemberfest könnte von ihm zu seiner Apotheose benutzt werden. Das paßt natürlich all' den Politikern nicht, die gerne seine Nachfolger werden möchten, das paßt auch seinen radikalen Gegnern nicht und dem von diesen beherrschten Volke; denn in diesem Volke heißt die Unzufriedenheit mit der wirthschaftlichen Lage, mit dem Krieg in Afrika, mit der Zerrüttung der Staatsbanken — immer nur Crispi. Crispi,

gegen den Cavalotti vor einigen Monaten die heftigsten Anklagen als freiwilliger Volksstaatsanwalt losließ, Crispi, der Tyrann von Sizilien, der Mann der politischen Verfolgungen à outrance, Crispi, der „Panamist"! Der Erregung des Augenblicks ist es auch nur zuzuschreiben, wenn in Palermo die zum Feste abfahrenden Garibaldiner vom Volke mit Steinen beworfen wurden, in demselben Palermo, das Crispi von den Bourbonen befreien half, in derselben Stadt, die er als Abgeordneter vertritt!

Es liegt wie Mehlthau auf dem Feste. Rom, das ein neuitalischer Staatsmann selbst als ein „Gasthaus" (locanda) bezeichnet hat, um ihm damit den Charakter des Provisorischen aufzudrücken, zeigt trotz des stolzen Königswortes: „Hier sind wir, und hier bleiben wir" immer noch zu sehr den Stempel des Interimistischen. Man fühlt sich noch nicht, wie in einer Hauptstadt. Die Kapitalisten besonders scheuen sich, irgend welche große Unternehmungen zu beginnen, als wenn sie dem jetzigen Zustande nicht trauten, und so sieht man auch in Rom so viele Nothbauten, von denen der Holzbau der Kammer der berühmteste ist, so viele Baracken und moderne Ruinen. Zu dieser allgemeinen Stimmung, die sich in diesen Thatsachen ausprägt, kommt noch der Druck der jetzigen wirthschaftlichen Misère, gerade jetzt, wo in der nächsten Umgebung Roms Armuth und Auswanderung, und in der Stadt selbst Arbeitslosigkeit bedrohlich wachsen, und wo der politische Haß der Opposition täglich sich steigert. Die jetzige Regierung hat freilich viel gethan, sie hat durch Straßendurchbrüche, Kanalisation, Wasserleitung Rom gesund und schöner gemacht, aber für die wirthschaftliche Entwickelung der Stadt hat sie bisher wenig wirken können, obwohl die ehemaligen Hauptstädte, die Rom beneiden und hassen, schon zu sehr über Zurücksetzung klagen. Hier möge eines Wortes gedacht sein, daß Kaiser Wilhelm I. 1875 zu Mailand an König Viktor Emanuel richtete, als das Gespräch auf die wüste Campagna und die Malaria kam: „Majestät, die beste Methode, den Aufenthalt Ihrer Regierung in Rom zu rechtfertigen, ist die, dort, wo früher Unfruchtbarkeit und Tod herrschten, Gesundheit und Fruchtbarkeit zu bringen." Diese Worte verdienen gewiß Beifall; aber die Campagna ist eben heute noch, was sie früher war: eine schöne Wüste.

Die Klerikalen in Italien.

Doch wäre es ungerecht, die Schuld für diese Zustände Neuitalien und seiner Regierung allein zuzuschreiben. Vergessen wir doch nicht, daß zum großen Theile — die Klerikalen mit-

schuldig sind, wenn Italien noch immer nicht die Periode des Uebergangs, der Gährung überstanden hat. Mit dem Schimpfen auf Crispi und seine Regierung allein ist es auch nicht gethan. Auch der beste Staatsmann, selbst ein Cavour müßte erlahmen, wenn ein großer Theil der Bevölkerung, und zuweilen nicht der schlechteste, durch das Machtgebot eines Souveräns, der im gleichen Lande residirt, zur Unthätigkeit verurtheilt ist. Daß der Vatikan den Klerikalen die Theilnahme am politischen Leben verbietet, das schneidet dem Lande tiefere Wunden, als ein Bürgerkrieg es vermöchte. Eine edlere Politik wäre es, im Parlament mitzuarbeiten und durch gutes Beispiel das soziale Gewissen der jetzt dort Herrschenden aufzurütteln. Die heutige klerikale Politik ist vielleicht um so anfechtbarer, als das Ende der weltlichen Herrschaft, anstatt dem Papste zu schaden, seine Stellung vielmehr in einer Weise gehoben hat, die sich vor Jahrzehnten auch die kühnsten Eiferer nicht geträumt hätten.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Festprogramm, das die obigen Ausführungen alle bestätigt. Den Grundstock des Festes bildet die Girandola, die sonst jedes Jahr am Verfassungsfeste abgebrannt, diesmal aber zum September aufgespart wurde, dann ein Nachtfest auf dem Tiber, und Beleuchtungen. Damit ist für das Volk gesorgt. Die Behörden, Abgeordneten und sonstigen Bevorzugten haben Denkmals-Enthüllungen, an denen sie sich erbauen können; Garibaldi, die Gebrüder Cairoli, Cavour, Marco Minghetti haben Denkmäler erhalten, außerdem wird eine Denksäule an der Porta Pia geweiht. Die Turner haben ein Turnfest, die Schützen ein Schützenfest, die Bürgermeister ein Festessen, und die Künstler eine Kunstausstellung. Außerdem — und risum teneatis amici — halten die Schneider und Friseure große Landeskongresse ab. Zu weiteren Kongressen versteigen sich die Gymnasiasten, die Buchhalter, die Schullehrer, Offiziere a. D., Historiker, Geographen und Zivilbeamte, sowie die Dante Alighieri-Vereine. Man hat den Eindruck, als hätten die Vereine von ganz Italien diesmal billig mit der Eisenbahn fahren und als „patriotische" Gesellschaften auf Stadt- und Staatskosten billig logiren wollen. Das einzig Gute am Feste ist, daß der Hof darauf verzichtet hat, den 20. September durch eine Parade zu ehren; denn Lorbeeren hat sich bekanntlich die italienische Armee an der Porta Pia nicht holen können. Der König wird sich darauf beschränken, eine

Parade der Veteranen aus den Einheitskriegen abzunehmen. Als nicht offizielle Nummer werden zu diesem Programm die oft kleinlichen Plänkeleien zwischen der klerikalen und liberalen Presse hinzukommen. Man hat bereits begonnen, sich um das Anagramm von Vittorio Emanuele Secondo zu streiten. Die Liberalen leiten daraus den Spruch ab: „Roma ti vuole, e Dio consente", (Rom will Dich, und Gott stimmt zu), während die Klerikalen sagen: „Roma ti non vuole esci e trema", (Rom will Dich nicht, ziehe fort und zittere.)

II.

Die Jubelfestlichkeiten.

Sonntag, den 15. Septemb.

Die Festlichkeiten fanden heute ihre gymnastische Ouvertüre. Seit vorgestern schon waren aus allen Theilen Italiens Turnerschaaren herbeigeströmt, um theilzunehmen an dem großen Wettstreit zu Ehren der Bresche an der Porta Pia. Manche der guten Turner mochten wohl überrascht sein, als sie am Bahnhofe und in den äußeren Stadttheilen so gar nichts Festliches bemerkten. Besonders waren unsere Landsleute verblüfft, die wieder einmal den Lieblingsirrthum der Deutschen büßen mußten; auch sie hatten ihr Vaterland und ihre vaterländischen Begriffe mitgebracht und auf der langwierigen Eisenbahnfahrt noch keine Zeit gefunden, sich zu besinnen, daß die Italiener eben anders sind, wie wir. Zwar war der Empfang am Bahnhof recht herzlich, aber die Anweisung des Quartiers, das Auspacken des Banners, die „Verifikation" der Karten, alles das nahm bei der bekannten büreaukratischen Umständlichkeit hier zu Lande sehr viel Zeit in Anspruch. Und dann wurden die zweiundsiebzig Deutschen, darunter neben sechzig Berlinern auch Stettiner, Breslauer, ein Frankfurter, ein Bonner und ein Wormser sich befanden, durch die halbfertigen, staubigen Straßen des Südostens nach der Porta Pia geführt in — das Massenquartier. Ja, Bürgerquartiere hätten sie gerne gehabt, die „Berlinesi", nach heimathlicher Sitte, aber der Römer, der ein Familiencerberus ist, hat nicht gerne fremde männliche Gesellschaft unter seinem Dache. Unsere Berliner waren daher recht enttäuscht, als sie in ein leeres Haus kamen, in dessen Räumen Kasernenbetten aufgeschlagen waren, sonstiges Mobiliar aber mangelte. Handtücher und Waschnäpfe waren als Luxusartikel vielbegehrt, und das Wasser

Turnfest.

Die Berliner Turner.

mußten sich die Herren selbst holen. Aber der deutsche Humor vergaß bald die Widerwärtigkeit, als sich Heimathgenossen aus der Kolonie, Journalisten und Künstler, tröstend nahten und gute Bier- und Weinquellen eröffneten. Heute Morgen freilich waren die Herren wieder enttäuscht, als sie in der Restauration des Festplatzes, wo für sie zwei Frühstücke für den Tag „verpachtet" sind, das Opfer des spekulativen Pächters wurden. Nachmittags aber wurden sie doppelt entschädigt; denn der Festzug war eigentlich nichts Anderes als der „Einzug der Deutschen".

Gegen drei Uhr sammelten sich die Turner auf der Piazza del Popolo, die durchaus ungeschmückt war. Der einzige Schmuck war der herrlichste Blauhimmel, an dem sich die verschiedenen Lehmann, Krause, Schulze und Müller nicht satt sehen konnten. Kühler war's auch als sonst, obschon den Deutschen die Wärme noch immer exzessiv erschien. Das Volk in wildem Gedränge konnte sich nicht satt sehen an den Tedeschi; solch' ein Banner hatte man noch nicht geschaut. Welche Pracht! Und erst die Fahnenjunker! Welche stämmige Gestalten, und weiße Stulphandschuhe trugen sie auch! Nach einer Stunde setzte sich der Zug in Bewegung, voran eine Abtheilung Stadtpolizisten in großer Uniform und Federbusch, und das städtische Orchester, das einen bekannten Karnevalsmarsch spielte, den wir so oft in Mainz gehört haben. Dann die Deutschen, in blauer Joppe, grauen Hosen und weißem Filzhut. War das ein Beifallsjubel! Das evviva Germania wollte gar kein Ende nehmen. „Aber wie alt sie sind!" sagte mancher Zuschauer; denn daß es graubärtige Turner geben kann, wollte den Römern nicht einleuchten. Viel Volk begleitete den Zug über den Korso, der nur von wenigen Fahnen geschmückt war, zum Pantheon, wo die italienische Turnerschaft am Grabe Viktor Emanuels einen Kranz niederlegte; das gleiche thaten die Berliner. Ihr Kranz hatte nur die Widmung: „Die deutsche Turnerschaft 1895." Das Defilé vor dem Grabe hätte etwas würdiger ausfallen können, die paar Veteranen und Feuerwehrleute genügten nicht, um Ordnung zu halten. Nun ging's über die Via Nazionale zur Via Venti Settembre, die in eine Triumphstraße verwandelt war, zum neuen Velodromo vor dem salarischen Thor. Was jetzt folgte, war wirklich großartig. Das große Oval, das vielleicht viermal so groß ist, wie die Rennbahn im Palmengarten zu Frankfurt, bot einen festlichen Anblick, und der Zug, der wegen des vielen Volkes in den engen Straßen nicht zur

Geltung kam, zeigte sich jetzt im Freien und im hellsten Abendlicht in seiner ganzen malerischen Schönheit. In langer Schleife marschirten die Turner an der der Festtribüne gegenüberliegenden Seite ein. Die Deutschen sangen ihren Festmarsch. Dann spielte die Musik die „Wacht am Rhein", und nun nahte sich die Spitze der Tribüne. Enthusiastische Aufnahme der Deutschen, die taktmäßig „Heil" rufen. Nach ihnen kommen die Italiener, meist junge Leute in der buntesten Tracht. Die einen in schwarzem, weißem oder rothem Trikot mit schottischen Mützen oder englischen Soldatenkappen, die anderen in Radfahrertracht oder militärischer Uniform. Etwa 1200 Personen ziehen vorüber mit Hunderten von Bannern. Freilich ist das kein Turnerzug, wie wir ihn bei den allgemeinen deutschen Turnerfesten zu sehen gewohnt sind, aber bei dem italischen Himmel kommen die bunten Farben besser heraus, und die malerische Wirkung entschädigt für die mangelnde Massenwirkung.

Die Deutschen-Begeisterung der Römer.

Nachdem alle Vereine Posto gefaßt, versammeln sich im Königspavillon die Behörden. Als Vertreter des Ministeriums war Crispi's Unterstaatssekretär Galli erschienen. Der Präsident des italienischen Turnerbundes, der bekannte Arzt, Senator und Eßkünstler Todaro rüstet sich zur Festrede. Aber vorerst müssen die Deutschen gegenüber dem Pavillon Stellung nehmen. Die Musik spielt: „Ich bin ein Preuße." Dann will Todaro die Banner von Berlin, Rom und von den Schweizern um sich versammeln, aber die Schweizer sind noch nicht da. Endlich wendet der Herr Senator sein weingeröthetes, mächtiges Antlitz, auf dem viel Witz und Behaglichkeit spielen, auf seine geschriebene Rede, und nach einigen Sekunden hat er sich schon in einen solchen rothen, heißen Enthusiasmus geredet, daß Galli mit mephistophelischer Ironie zu lächeln beginnt. Natürlich redet er viel von Deutschland, Sieg, Macht, Stärke, Ruhm; auch Vater Jahn und Moltke läßt er aufspazieren, und als er gerade die Worte des Turnermottos: „Frisch, frei, fröhlich, fromm" deutsch ausspricht, da muß er vor Selbstbewunderung inne halten. Der Herr kennt aber seine Landsleute; zuerst lächeln sie über seinen Eifer, und dann werden sie doch durch seine tönenden Worte hingerissen. Mit einem lauten: „Avanti, sempre avanti, Savoia", schließt er die glückliche Ansprache. Nun spricht Herr Bormann aus Berlin und zwar berlinisch. Wie das anheimelnd klingt, das „wundervoll", das „unjeheuer schön", das „voll und ganz": Die Italiener machten verdutzte Gesichter; denn

sie können die Feinheiten des Berliner Dialekts nicht würdigen. Herr Bormann sprach übrigens würdig, und als er als Gegengeschenk für die zu Breslau gewidmete italienische Fahne ein werthvolles Fahnenband an das römische Banner heftete, da verstanden ihn auch die Italiener, die Damen schwenkten die Taschentücher, die Herren riefen Hurrah und klatschten, was die Hände halten wollten, das „Volk" aber benutzte den Augenblick, in dem die Aufmerksamkeit der Behörden durch die Begeisterung paralysirt war, und kletterte massenhaft über die Schranken. „Laßt sie!" rief der witzige Todaro, „das ist auch eine Art Turnerei!" Die Musik spielte: „Heil Dir im Siegerkranz", das von den Deutschen kräftig mitgesungen wurde. Nachdem Ruhe geworden, bringt Bormann ein Hoch auf den König Umberto aus. Neuer Beifallssturm. Jetzt erst bemerken einige, daß das deutsche Fahnenband auch eine schwarzgelbe Schleife trägt — die Oesterreicher gehören ja mit zum deutschen Turnerbunde — — und sie denken mit Schmerzen daran, daß Oesterreich fehlt. Es wollte daher auch vielen auffallen, daß in der nun folgenden Ansprache der stattliche, blondbärtige Fürst Ruspoli, Roms Oberbürgermeister, geflissentlich das Wort „Tedeschi" vermied und nur von „Germanici" redete. Er sprach viel von der Friedenskraft der Verbrüderung Italiens und Deutschlands und meinte, die Berliner könnten bei diesem Feste sehen, daß auch in Italien der Ehrgeiz nach Kraft und Ruhm erwacht sei. Herr Galli sprach nicht. Das Fest des zwanzigsten September wurde überhaupt nur mit einem Worte gestreift. Nach einer langen Pause folgten in der Dämmerung die Freiübungen der Italiener. Diese scheinen mehr Gewicht auf Eleganz und Geschmeidigkeit, als auf Wucht zu legen; denn, wer die deutschen Freiübungen gewohnt ist, fand zuerst die Form der italienischen bizarr, mit der Zeit aber fand man doch eine gewisse Schönheit in den seltsamen Biegungen, Sprüngen und Armschwüngen. Das Publikum, das zum größten Theile aus Behörden-, Freibillet-, Sonntags- und Premièrenpublikum bestand, war geradezu verschwenderisch mit seinem Beifall. Auffallend war, daß die riesige Tribüne für das Volk, die nur fünfundzwanzig Centesimi kostet, fast ganz leer blieb. Das ist vielleicht bezeichnend für die Volksstimmung, vielleicht auch für die Finanzlage des Volks.

Italienische Freiübungen

Die Zeitungen hatten heute Abend schon den ersten Streit über das Fest. Der gemäßigte „Corriere della Sera" in Mailand hatte in einem großen Artikel beklagt, daß das Comité und die

Zeitungs-Krieg.

Regierung die Feste viel zu äußerlich, ostentativ hohl geplant hätten, besonders aber getadelt, daß eine Beleuchtung der città Leonina gerade unter den Augen des Papstes vorgesehen sei; man solle sich doch durch das würdige Verhalten der Klerikalen nicht beschämen lassen. Darob nun ein gewaltiger Zeitungskrieg. Den Offiziösen gefällt es auch nicht, daß die Republikaner nicht mitthun wollen und sogar vorhaben, nach der offiziellen Feier das große Garibaldidenkmal und das Denkmal der Gebrüder Cairoli nochmals und zwar nach republikanischem Ritus einzuweihen.

Mittwoch, 18. Septemb.

Am Montag war verhältnißmäßige Ruhe eingetreten, da sich die Festlichkeiten in der Stille vollzogen. In den Kongressen wurden die üblichen Reden gehalten, und die Turner begannen den ernsten Wettstreit, zu dem sich jedoch wenig schaulustiges Publikum einstellte. Es wurde wirklich ernst gearbeitet; namentlich zeichnete sich die hundertundfünfzig Mann starke Truppe „Virtus“ aus Bologna aus. Interessant war der Wettlauf von 2000 Metern, bei dem auch die Deutschen vielen Beifall fanden, obgleich es den mittelalterlichen Herren schwer genug war, mit der italienischen Jugend zu wetteifern, die den Massenlauf besonders pflegt. Die Disziplin der Deutschen wurde beifällig anerkannt.

Turnfest.

Ankunft des Königspaares.

Am Dienstag Morgen um neun Uhr kam das Königspaar in Rom an. Wer gedacht hatte, daß dies Ereigniß sich wegen des Nationalfestes zu einer großen Kundgebung gestalten würde, fand sich enttäuscht. Es war die konventionelle Zeremonie wie auch sonst, und nur Schaaren von Provinzlern standen auf dem großen Platz vor dem Bahnhof; die blasirten Römer waren zu Hause geblieben. Die Via Nazionale belebte sich in den Mittagsstunden immer mehr, da fortwährend Ströme von Fremden kamen; es sollten gestern über 15,000 Fremde angelangt sein, freilich meistens Schützen und Schützenfreunde. Um drei Uhr erfolgte in der Galleria moderna an der Via Nazionale die Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung, ebenfalls in der zwanglosen bürgerlichen Art wie sonst. Das Königspaar schritt durch die Säle, gefolgt von der üblichen Eskorte von Behörden, Rittern und Damen des Premièrenpublikums. Feierlich war es gerade nicht; besonders störte es, wenn man das Drängen der ordenssüchtigen Leute betrachtete, die sich mit großer Ellbogenkraft vordrängten, um das Auge der Majestät auf sich zu ziehen. Große Reden wurden nicht gehalten; es wäre auch unmöglich gewesen, da das Orchester mit

Jubiläums-Kunst-Ausstellung.

seinem unvermeidlichen Königsmarsche gar zu viel Lärm machte.

Das große Publikum, das Volk, hatte bisher, außer dem Turnerfestzuge vom Sonntage, noch nichts für Auge und Gemüth gehabt; umsomehr freute es sich auf den Turner-Fackelzug, an den sich ein Empfang in den Räumen des Kapitols anschließen sollte. Aber die Freude war umsonst. Der Fackelzug kam nicht, die Polizei hatte ihn heimlich — kein Blatt hatte es gemeldet — verboten. Und warum? Ein Spötter meinte, damit das Fest noch mehr, als es schon der Fall ist, den Charakter der Amtlichkeit bewahre, und das profanum vulgus zurückgehalten werde. Andere sagen, Verkehrs- und Sicherheitsgründe seien maßgebend gewesen. Das kann aber aus dem Grunde schon nicht wahr sein, weil so große Sicherheitsmaßregeln getroffen sind, daß man glauben könnte, man befinde sich in einer Stadt im Belagerungszustande. Der Grund ist wahrscheinlich politisch. Die Haltung der österreichischen Regierung, das Verbot der Theilnahme der Triestiner, und Aehnliches ließen die Polizei die Stimmung des Volks fürchten, und da der Fackelzug an der österreichischen Botschaft vorbei mußte, so ließ man ihn aus Vorsicht einfach verbieten. Zu diesen Vorsichtsmaßregeln gehört auch, daß die Polizei die Einweihung des Denkmals für den im Jahre 1849 gefallenen Triestiner Veneziano untersagt hat. Ein großer Theil der Presse, namentlich die klerikale, die jetzt schon über die Verstärkung der Garnison und der Polizei ihre Witze macht, wird nicht verfehlen, diese neuen Vorsichtsmaßregeln wacker auszubeuten.

Ein verbotener Fackelzug.

Heute morgen kam mehr Zug in das Fest. Der große Marsch der Nationalschützen brachte Stimmung, um so mehr, als auch die höchst populären Schülerbataillone Vertretungen geschickt hatten. Diese jugendlichen Schützen, die militärisch geschult sind und unter militärischer Leitung stehen, bilden nämlich eine Art Jugendwehr, die gewissermaßen als Vorbild dienen soll für ein späteres Milizheer. Wohl über 6000 Schützen zogen durch eine dichte Hecke von Schaulustigen, die aber kühl und ruhig blieben und erst in Bewegung geriethen, als nach den Offizieren und den militärischen Abordnungen die Garibaldiner und die Veteranen aus dem Zuge der Tausend nach Sizilien kamen. Der Zug dauerte über eine Stunde, und für die Berichterstatter wurde es Zeit, nach dem entfernten Velodromo zu fahren, wo der König die Turner besuchen sollte. Gegen elf Uhr waren alle Turner in malerischem

Festzug der National-Schützen.

Der König Umberto bei den deutschen Turnern.

Spalier aufgestellt; die Deutschen, die ja überhaupt die Rolle des verzogenen Kindes spielen, hatten wieder den Ehrenplatz an der Eingangspforte. Kurz vor der Ankunft des Königs trat der Kriegsminister, General Mocenni zu ihnen; zu Herrn Hoppe gewandt, dem Vorsitzenden der Berliner, entschuldigte er sich, daß er seit 1870, wo er als Attaché in Berlin war, fast all sein Deutsch vergessen habe. Für ihn trat dann sein Adjutant ein, der im schneidigsten Gardedeutsch weiter sprach. Da kam der König, begleitet von seinem Sohne, dem einzigen Prinzen, der erschienen ist. Er wandte sich sofort zu den Deutschen; er sprach italienisch und ließ die Worte sofort verdeutschen; er dankte für die Huldigungsdepesche, für den Kranz im Pantheon und sprach von seinem Freunde Kaiser Wilhelm. Dann drückte er den Vorständen die Hand und schritt an den Reihen der Turner vorbei. Nachdem er den Königspavillon erreicht hatte, zogen die fünfzehnhundert Turner in derselben Weise, wie am Sonntag, in Parade auf.

Zum Schlusse noch einige halbpolitische Bemerkungen. Politiker, die das italienische Land kennen, und nach keiner Seite hin zu den Intransigenten gehören, spotten über die offiziell verbreiteten Auszüge aus den deutschen Zeitungen, da diese das Fest ganz falsch auffaßten. Sie finden es auch seltsam, daß bei einem Nationalfeste die Kammer nicht einberufen ist; wozu lebe man denn in einem konstitutionellen Staate? Es fällt auch auf, daß die Universität offiziell nicht mitthut. Der Vatikan findet bei allen Unparteiischen große Anerkennung; seine politische Geschicklichkeit wird hoch gepriesen; er hat gar keine Demonstration gemacht, selbst nicht einmal die vatikanischen Museen geschlossen. Ja sogar Turner und Garibaldiner, die in ihrer Uniform sich doch als Anhänger Neuitaliens ausweisen, werden ruhig zu den vatikanischen Sehenswürdigkeiten zugelassen; höchstens bittet ein Schweizer die Herren, sich den Rock zuzuknöpfen, damit man das rothe Hemd oder die dreifarbigen Bänder nicht sieht. Boshafte Leute behaupten, dieses kluge Verhalten des Vatikans sei der Polizei sehr unangenehm, da sie gerne die Rolle des Beschützers gespielt und den geschlossenen Vatikan gerne mit einem Sicherheitskordon umgeben hätte. Doch kehren wir zum Berichte der Festeinzelheiten zurück.

Das Verhalten des Vatikans.

Gegen zwei Uhr Mittags begann die Auswanderung nach dem Tor di Quinto, wo eine halbe Stunde hinter Ponte Molle der Rennplatz und das Schützenpolygon liegen; galt es doch, der

Eröffnung des Nationalschützenfestes durch den Hof beizuwohnen. Es war thatsächlich eine Auswanderung, und die Polizei, die schon morgens bei dem Zuge der Schützen zum Pantheon bewiesen hatte, daß sie im geheimen politischen Dienst besser ist, als in der Regelung des Verkehrs, zeigte sich diesem Massenandrang nicht gewachsen.

Eröffnung des Nationalschützenfestes

Wie groß die Menge der begüterten Leute war, die sich hinausquirlte, läßt sich nicht angeben; wir sagen „begüterte Leute", denn nur solchen war es möglich, bei den enorm gestiegenen Fahrpreisen rechtzeitig hinauszukommen. Um drei Uhr war die Piazza Popolo und die lange Via Flaminia bis zur milvischen Brücke mit Wagen, Omnibussen und Pferdebahnwaggons so besetzt, daß an ein Vordringen nicht zu denken war. Kluge Leute fuhren daher auf das rechte Tiberufer, um in halbstündigem Umwege zum Ziel zu gelangen. Das Wetter war prächtig, aber da schon seit drei Monaten kein Regentropfen gefallen war, entwickelte sich auf den nicht gesprengten Wegen ein Staub, daß die schwärzest gekleideten Herren bald Müllerburschen glichen, und die schönsten Damentoiletten ruinirt wurden. Vor dem Rennplatz war an ein Fortkommen nicht zu denken; die Fahrgäste mußten aussteigen, um sich über die ausgetrockneten Wiesen einen Zugang zum Hauptthore zu erkämpfen. Das Menschengewimmel war beängstigend — schön. Alle Tribünen besetzt; vor ihnen malerisch gruppirt der Fahnenkongreß der Schützen; denn es schien so, als ob die dreihundertfünfzig Banner die Hauptsache des Festes bildeten. Hoch über den Tausenden von Schützen und den Abertausend Schaulustigen ragte, freilich in respektvoller Entfernung, die Hoftribüne in den blaugrauen Staubhimmel hinauf. Stimmen der Ungeduld wurden laut: „Nein, so ein Comité! Man sieht und hört ja nichts!" Und in der That, als um vier Uhr das Königspaar und der Kronprinz — beide, Vater und Sohn, diesmal in Uniform — erschienen, hatte es den Anschein, als wenn die kleine Hofgesellschaft zu einer Privatunterhaltung mit dem Festredner Crispi zusammengekommen sei, zu der die Herren Schützen und das loyale Publikum staunend emporschauen durften. Das unzufriedene Gemurmel steigerte sich, als Herr Crispi, trotz seiner sechsundsiebzig Jahre, jugendfrisch wie immer, ein Blatt Papier aus der Tasche zieht und zu lesen beginnt. Die Reporter sind in Verzweiflung, selbst an den Stufen des Logenthurmes, der den Hof beherbergt, versteht man kein Wort. Endlich hört Crispi

auf, und in großem Beifallklatschen befreien sich die Tausende von der Qual des ungeduldigen Harrens. Dann beginnt der Vorbeimarsch der Schützen in der gleichen Ordnung wie am Morgen. Der Zug dauert vermuthlich eine Stunde, darum retten wir uns nach dem zweiten Festschauplatz, auf dem die Scheiben stehen, und der durch einen zehn Minuten langen Weg auf staubiger Chaussee vom Rennplatz getrennt ist. Wir haben Muße genug, die vom militärischen Comité in geradezu musterhafter Eleganz angelegten zweihundert Scheibenstände zu bewundern. Auf einmal wird's auf der Chaussee laut, der Festzug naht sich, Bersaglieri rücken in munterem Trab vor, um den berittenen Carabinieri zu helfen, welche die Pforte schützen.

Eine Zeit lang reicht ihre Kraft aus; dann aber drängt das nicht zahlende Volk, das ja auch seinen Theil von den Festen haben will, in sieghaftem Sturm, Feuerwehrleute, Carabinieri, Stadtsoldaten und Bersaglieri, die liebenswürdig genug sind, von der Waffe keinen Gebrauch zu machen, zurück, und in einer Minute ist der weite Vorplatz mit Publikum überschwemmt. Es ist kaum mehr möglich, eine Passage für den König frei zu halten. Da muß die Ehrenkompagnie der Bersaglieri ausschwärmen; ihr und etwa dreihundert Offizieren aller Grade, die den Festzug mitgemacht haben, gelingt es denn auch mit einiger Mühe, einen sechs Fuß breiten Kanal zu bahnen. Auf der Straße ist das Gedränge noch ärger, und da der König sich entschlossen hat, zu Fuße zu gehen, kommen die seltsamsten Szenen vor. Der Hof gleicht einer Reihe von Gefangenen, die von einem Piquet Feuerwehr und Carabinieri geleitet, mühsam durch die stoßende Masse sich hindurchdrängen. Der König nimmt die Sache mit Humor auf; er hat auch nichts dagegen, daß einzelne hysterische Personen seine Eskorte durchbrechen und ihm die Hand küssen, Königin Margherita aber, die in ihrem kostbaren Kleide, das mit alten Spitzen übersäet ist, wie immer bezaubernd aussieht, scheint dem Spaziergang in Staub und Menschengewühl wenig Geschmack abgewinnen zu können; sehr oft wirft sie ängstlich besorgte Blicke auf ihren Gatten. Endlich ist die Pforte erreicht, der Gang über den Vorplatz läßt sich noch leidlich an, aber als die Triumphpforte der Scheibenstände betreten wird, schiebt das Volk nach, und der Hof ist wieder fest eingekeilt. Kaum daß der König Platz genug findet, um den ersten Schuß thun zu können.

Als sich die Räumlichkeiten nach dem Abzug des Hofes leeren, gleicht der Vorplatz einem Schlachtfeld nach der Schlacht. Bäume sind zerknickt, Blumenbeete zertreten, und abgerissene Bänder liegen zerstreut umher; auch viele Damen bemerkt man, die im Gewühle ohnmächtig geworden sind. Das Tohu-Wabohu der Rückkehr zu beschreiben ist nicht möglich. Stundenlang stockte die lange Wagenzeile, so daß sich Tausende entschlossen, den weiten Marsch über Aquacetosa zu Fuß anzutreten; erleichtert wurde diese Art der Rückkehr durch die Pioniere, die eine Pontonbrücke über den Tiber geschlagen hatten. Die letzten Festgenossen erreichten Rom erst gegen acht und neun Uhr.

Eine republikanische Feier.

Während die offizielle Welt zum Schützenfeste pilgerte, versammelte sich in Trastevere eine wohl viertausend Köpfe starke Volksmenge, um eine Gedächtnisfeier vor dem Hause der Heldin von Trastevere, Giuditta Tavani, zu veranstalten. Giuditta Tavani war es bekanntlich, die im Jahre 1849 auf die Nachricht hin, daß die Garibaldiner vor Rom gerückt seien, in Trastevere einen Volksaufstand erregte und mitsamt ihren Verwandten in ihrem Hause von den päpstlichen Soldaten erschossen wurde. Der Parlamentsvertreter von Trastevere, Barzilai, hielt von einem Fenster des historischen Hauses die Gedächtnisrede, die stark republikanisch ausfiel. Er donnerte mit seiner großen Beredsamkeit gegen die amtliche Ausschließlichkeit des Festes und gegen die ängstlichen Polizeiverbote, und nahm für die Republikaner den Ruhm in Anspruch, die Einnahme Roms veranlaßt zu haben; denn nur die Furcht vor den Republikanern habe die Regierung von 1870 zum Handeln vermocht; habe doch Quintino Sella seinen zaudernden Kollegen zugerufen: „Gut, wenn Ihr nicht marschirt, wird Rom republikanisch sein!"

Diese Rede wurde mit der den Trasteverinern eigenthümlichen wilden Lebhaftigkeit begrüßt, und dann zerstreuten sich die Demonstranten in musterhafter Ordnung.

Am Abend fand das offizielle Fest seinen Fortgang in dem vorgestern abgesagten Empfang der Turner auf dem Kapitol. Die Turner waren natürlich vereinzelt gekommen, weil es die Polizei so wollte.

Freimaurer-Demonstration.

Das allgemeine Interesse wendet sich nun dem morgigen, dem Haupttage zu, der zugleich eine Demonstration der Freimaurer bringen wird; fast alle Logen Italiens haben dazu Vertreter ge-

sandt, die für den 21. September zu einem Feste im hiesigen Freimaurerheim, Palazzo Borghese, geladen sind. Zustimmungen zum 20. September sind von allen größeren Logen der Welt eingetroffen; auch die deutschen Logen gehören zu diesen.

Donnerstag, 19. Septemb.

Der Schauplatz der heutigen Festlichkeiten war, außer dem Velodrom, wo die Preisvertheilung der Turner stattfand, das Kapitol. Morgens um zehn Uhr erschienen dort sämmtliche Bürgermeister der größeren Städte und Gemeinden Italiens, um sich an einer der Festreden ihres römischen Kollegen zu erbauen. Um halb fünf Uhr bekam Mark Aurel Kinderbesuch; denn der nimmer redemüde Bürgermeister gestaltete die Preisvertheilung an die fleißigsten Schüler Roms auf dem Kapitolplatze zu einer patriotischen Feier, damit die heutige Jugend begeistert werde für das „unantastbare" Rom, „**Roma intangibile**", für Rom, die Hauptstadt Italiens.

Das Festessen der Bürgermeister.

Gegen Abend stiegen ältere und ernstere Leute feierlich die hellerleuchtete Freitreppe zum Kapitol hinauf, die Bürgermeister, die römischen Gemeinderäthe liberalen Bekenntnisses, Minister, Senatoren u. s. w. Der einzig schöne Platz schwamm im Lichte, alle Fenster des Stadthauses sowohl, wie der Museen waren erhellt, und über dem großen Glockenthurm leuchtete hell der riesige „Stern Italiens". Der einzige, der nicht illuminirt war, war Mark Aurel.

Wie die römische Stadtvertretung es versteht, ihre Gäste zu ehren! Tritt man in die Ehrenpforte ein, so präsentiren die als Ehrenkompagnie aufgestellten Stadtpolizisten, weitere Stadtsoldaten präsentiren auf jedem Absatz der teppichbelegten Treppe, und oben bilden blaugelbe, goldbehelmte Feuerwehrleute, die ihr Sägemesser präsentiren, und ernste Gemeindediener, mit bunten Lakaien gemischt, ein langes Spalier.

Auch der große Sitzungssaal, die aula massima, welche die ganze Breite des Kapitolpalastes einnimmt, war verschwenderisch beleuchtet. Obgleich sie einfach weiß getüncht ist, so machte sie doch einen vornehmen Eindruck; sind es die historischen Erinnerungen, sind es die alten Inschriften und Denkmalsreste, die in die Wände eingemauert sind, oder sind es die Büsten der großen Italiener, die diesen Eindruck hervorrufen? Für heute war noch vielfältiger Palmen- und Flaggenschmuck hinzugekommen. An der östlichen

Schmalseite des Saales hatten der Bürgermeister und die Minister Platz genommen; hinter ihnen stand eine malerische Mauer, gebildet von reich vergoldeten rothwammsigen Lakaien. Ein Vorzug des guten Diners, zu dem von unten durch die offenen Fenster das Gemeindeorchester seine rauschenden Weisen hinaufsandte, war, daß keine schlechten Reden das gute Werk begleiteten. Man war schon beim Eis, als sich der Bürgermeister Rom's erhob. Manche der von weit hergekommenen Bürgermeister ländlicher Herkunft mochten wohl glauben, daß das Essen die Hauptsache sei, und fuhren fort, ein derartiges Löffel- und Gabelduett zu veranstalten, daß die Leute, die auf Würde hielten, vereint mit uns Journalisten eine lebendige Querwand in der Mitte des Saales zogen, welche die horchende andächtige Menge von dem profanen Eßpublikum trennte. Und wieder sprach Ruspoli, der stattliche Fürst mit dem blonden Vollbart, Farbe Friedrich III., über die Einheit Italiens, Rom als Hauptstadt u. s. w., aber er sprach wieder eindrucksvoll und hinreißend. Durch ihn war nun der Redestrom entfesselt. Der Abgeordnete und Bürgermeister von Turin sprach namens der Hauptstadt Sardiniens, das jetzt ohne Neid auf die frühere Nebenbuhlerin schaue; ähnlich sprach das einst so bitter gekränkte Florenz, das so lange die Rolle der schmählich verlassenen Braut gespielt hat, durch den Mund seines Sindaco. Der Abgeordnete und General Afan de Rivera sprach namens Neapels, das keinen Sindaco hat, weil dieser aus Opposition gegen die Septemberfeste zurücktrat. Selbstverständlich fand der nicht amtliche Sprecher für die Vesuvstadt enthusiastischen Beifall. Nach dem Kaffee begab sich die Gesellschaft, die jetzt durch Hunderte später Zugelassener verstärkt wurde, in die Museen. Wer diese Heimstätten der Schönheit kennt, wird sich ausmalen können, wie das elektrische Licht auf die Marmorstatuen wirken muß. Um nur Eins zu erwähnen: Sieht man die rosa beleuchtete kapitolinische Venus, so glaubt man jeden Augenblick, sie müsse einer Galathea gleich von dem Sockel lebend heruntersteigen; auch der sterbende Fechter scheint noch zu athmen, wenn man ihn in der raffinirten Beleuchtung sieht. Und wie sehen erst die berühmten Säle im gegenüberliegenden Senatorenpalast aus! Ihre alten Möbel, Fresken und Gemälde kommen erst durch die elektrische Helle zur rechten Geltung. Hält man hinzu, daß, diese prächtige Umgebung durch eine große Menge Menschen im Gesellschaftsanzuge belebt war, so kann man sich eine Vorstellung

Abendempfang in den kapitolinischen Museen.

von dem Glanze machen; kein Hof der Welt, es müßte denn der Vatikan sein, könnte solch glänzenden Empfang nachmachen. Aber wie Wenigen nur wird diese Schönheit geboten! Der römische Populus konnte von der Thalsohle aus sich durch neugieriges Warten an der Herrlichkeit betheiligen. Und er wartete ernst, gleichgiltig, ruhig. Wie anders hätte eine deutsche oder französische Volksmenge sich bei einem sogenannten Nationalfeste vergnügt! Aber es muß immer wieder darauf hingewiesen werden: Das Volk nimmt eben mit dem Herzen keinen Antheil am Feste; wo seine Schaulust befriedigt werden kann, da läuft es hin. Das ist Alles. Damit stimmt die Thatsache, daß man nur in den Hauptstraßen Fahnenschmuck sieht, während die Nebenstraßen schmucklos sind.

Bis tief in die Nacht hinein wogten die Menschenmassen durch die Hauptstraßen; bis Mitternacht war zwischen Café Aragno und der Piazza Colonna nicht durchzukommen.

Freitag, 20. Septemb.

Was bedeuten aber die Menschenmengen von gestern Abend gegen die, die sich heute zum Janikulus hinwälzen! Der Weg, den man sonst bequem in einer halben Stunde macht, wurde selbst durch Wagen erst in dreimal längerer Zeit zurückgelegt, wenn man überhaupt einen Wagen bekam; denn die Herren Kutscher, nervös geworden, wollten selbst für die fabelhaftesten Preise nicht mehr fahren. Aus der Vogelschau gesehen, muß der heilige Berg der Republikaner einem riesigen Ameisenhaufen geglichen haben. Schon um zehn Uhr waren alle Tribünen besetzt, zum Theil natürlich von Zaungästen, so daß selbst offizielle Persönlichkeiten keinen Platz mehr fanden. Selbst der erbittertste Feind Italiens mußte zugeben, daß das Schauspiel imposant war. Man stelle sich aber auch diesen Platz vor, der ganz Rom beherrscht, und auch an Werktagen durch das unvergleichliche Panorama, das sich unten ausbreitet, ein Festplatz ist. In einem mächtigen Halbrund um das Denkmal, das in seiner grauen Hülle einem Riesenelephanten glich, war ein halbes Amphitheater errichtet, mittelalterlichen Turnierlogen vergleichbar; in der Mitte erhob sich der gewaltige Königsbaldachin von einer verblüffenden Ausdehnung und Pracht, die aber doch gefällig war. Besonders schön wirkte die Kuppel, die sich im Silberglanz von dem rothen Tuch der Wände abhob. Nach elf Uhr fiel die Hülle, und ein tosender Beifallssturm erhob sich, als das prächtige Werk Meister

Das Garibaldi-Denkmal auf dem Janiculus.

Gallori's in der sengenden Sonnengluth funkelte. Auf mächtigem Terrassenbau steht ein quadratischer Sockel, der etwas zu schlank erscheint, und auf ihm das ruhige stolze Pferd, das den General Garibaldi trägt, der sinnend Rom betrachtet, halb zum Vatikan gewendet. Den Sockel umgeben zwei klassische Gruppen, welche Europa und Amerika, die beiden Wirkungsstätten des Condottiere darstellen; auf den andern Seiten sind lebendige moderne Gruppen, welche die Schlachten von Calatafimi in Sizilien 1860 und die von San Pancrazio am Janikulus aus dem Jahre 1849 versinnbilden. Fast möchte es scheinen, als ob in der ersten die wild hervorstürmenden Bersaglieri für das ruhige Denkmal gar zu realistisch seien. Der Künstler, der das herrliche Werk geschaffen, kam leider erst an, als die Zeremonie zu Ende ging; auch er hatte die Wagenburg und die Menschenmauer nicht durchbrechen können. Als Crispi vor dem Königspaar und dem glitzernden Hofvolke seine Rede zu lesen begann, erkletterten die Rothhemden, ungeduldig, weil bei der Eröffnung die Garibaldihymne nicht erklang, die bezeichnender Weise nicht gespielt werden durfte, die Terrassen und den Sockel des Denkmals, um so ihrem Abgott zu huldigen. In dieser halben Protestkundgebung gegen die Offiziellität lag eine gewisse Größe, und malerisch war sie auch, wie überhaupt das Gesammtbild eindrucksvoll war. Als Crispi immer weiter las, und man sich auch satt gesehen hatte an seiner lebhaften Gestikulation, da wurde die schwitzende und bratende Menge ungeduldig. Man rief ab und zu „Hoch Garibaldi!", raufte sich ein wenig zur Kurzweil mit den Carabinieri, transportirte die von der Hitze ohnmächtig Gewordenen, kurzum, man suchte sich nützlich und angenehm zu beschäftigen. Der König hörte mit der Ruhe, an die ein konstitutioneller Monarch gewöhnt sein muß, die endlose Rede an. Es war ein Glück, daß das Volk die Rede nicht verstand, sonst hätte es leicht zu einer kleinen Volksempörung kommen können, weil Crispi, anstatt von Garibaldi zu reden, nur eine staatsmännische Abhandlung über das Verhältniß von Kirche und Staat las. Auch der Hof, der bekanntlich Crispi nicht grün ist, wurde ungeduldig. Endlich kam er zum Schlusse. Es folgte noch der notarielle Akt, und dann schickte sich der König an, zum Volke hinabzusteigen. Es dauerte lange, bis eine Gasse vom Königspavillon bis zum Denkmal gebahnt war, aber auch dann kam der Hof nicht weit. Die Garibaldiner, die am Tage ihres Herrn sich als die Herren fühlten, riefen dem Zuge entgegen:

„Es lebe die Amnestie!“ Es lebe die Freiheit und Garibaldi!“ worauf Crispi sich eiligst zurückzog. Als die Königshymne gespielt wurde, erhoben sich Protestrufe. Unter diesen Umständen erkannte der Hof bald, daß es unmöglich sei, durch die Menschenmassen um das Denkmal herumzukommen, und trat daher den Rückweg an. Die Radikalen freuten sich natürlich sehr und beuteten dies Intermezzo für sich aus. Ja, morgen werden sie es noch mehr ausbeuten, wenn ihr beliebter Festredner, der Republikaner Vendemini, die Volkseinweihung vollziehen und kraß heraussagen wird, was den Antiklerikalen das Denkmal bedeutet, eine fortwährende Mahnung und Drohung für den Papst, der von seinem Fenster aus täglich das funkelnde Reiterbild sehen muß.

Die Siegessäule an der Bresche.

Heute kommt man nicht zu Athem; zwischen zwei und drei Uhr soll der riesige Demonstrationsfestzug von Piazza Popolo aus zur „Bresche“ ziehen, durch welche vor fünfundzwanzig Jahren die Piemontesen in Rom eindrangen. Auf vier Uhr aber ist die Einweihung der Denksäule an der Bresche angesetzt. Auf der Piazza Popolo kam es gleich im Anfange zu einer großen Störung. Die Obersten der Regimenter, welche 1870 vor Rom gekämpft hatten, verlangten, daß sie im Festzuge den Vorrang vor den Vertretern der Freimaurer haben sollten, was diese verweigerten. Es entstand ein Streit, wie er ähnlich auch in Deutschland oft geführt wurde, ob die Einheit vom Volke, oder von der Armee geschaffen worden sei, und da keine autoritative Gewalt zu Gunsten des Heeres eintrat, so streikte dieses, und die Obersten zogen mit ihren Fahnendeputationen sofort zum Festplatze. Wir zogen mit ihnen, ganz verwundert darüber, daß es in Italien Leute gibt, die ernsthaft von italienischem Militarismus sprechen.

Die Römer verstehen sich auf Dekoration. Der Platz vor der Bresche sah malerisch aus. Große Truppenmassen waren aufgeboten, um Ordnung zu halten, und so war wenigstens für die nächste halbe Stunde ein freier Raum gesichert. Um die große braune aufrechtstehende Wurst, als solche erschien nämlich die Denksäule, gruppirten sich die Träger der Fahnen, die 1870 gegen die Bresche geführt worden waren, ein Oberstenspalier umgab sie, an der Mauer, die von Riesenkränzen belebt war, standen die Banner der einzelnen römischen Bezirke, die gegenüberliegenden Häuser waren offiziell mit Fahnen und Teppichen übersät. Und allenthalben blitzten die rothen Hemden der Garibaldiner aus dem Grünschmuck hervor.

Um vier Uhr erschienen große Galawagen mit reich gallonirten Lakaien; der Fürst Ruspoli war's mit dem Gemeindevorstand. Die martialischen Feuerwehrleute führen die schwarze Schaar an den Sockel der Säule, die jetzt plötzlich nackt dastand. Unterbau und Schaft sind gefällig, der braune Granit-Hals kontrastirt schön zu dem weißen Marmor des Sockels, aber die Siegesgöttin, die vergoldete, die oben auf einer Kugel schwebt, übertrifft an Schönheit keineswegs die so oft getadelte Berliner Kollegin. Gleichzeitig wurde auch an der Breschemauer eine neue Gedenk-Inschrift enthüllt. Und wiederum sprach Herr Ruspoli; es war das bekannte Festthema: Einheit, Freiheit, Ewigkeit Rom's u. s. w. Und wieder machte der vortreffliche Redner Eindruck. Während er sprach, hängten die Feuerwehrleute die unzähligen Kränze an der Säule auf.

Der Festzug zur Bresche.

Auf einmal brauste es wie Brandung; auf beiden Seiten, sowohl am salarischen Thor, wie an der Porta Pia hatte das Volk die Soldaten, die hier zu Lande nicht waffennervös sind, überwältigt; einzelne Carabinieri und Dragoner wurden zu Boden geworfen und niedergetreten, und eine Minute darauf glich der Festplatz einer tosenden See. Die Unordnung war unglaublich. Entrüstet zogen die Obersten mit ihren Fahnendeputationen ab, und das patriotische Schauspiel glich einer Farce. Ein alter Garibaldiner, der vom Sockel aus fortwährend den Sindaco unterbrochen hatte, fühlte sich als Herr der Lage und schrie sich in eine gelinde Besessenheit hinein. Zwei Männer aus dem Volk sprangen auf die Plattform und hielten Schreireden gegen den Vatikan. Als sie heiser waren, wurden sie von einigen Munizipalgarden gütigst fortgesäubert. Aber der Andrang wurde fürchterlich; um nicht erdrückt zu werden, retteten wir uns zur Porta Pia, wo mehr Luft war. Aber wo blieb der Zug? Erst nach fünf Uhr erschien er; mit Mühe wurde ein schmaler Paß hergestellt, der aber nach zehn Minuten wieder geschlossen war. Es war gerade, als wollte man in losem Sande einen Graben herstellen. Ueber den Zug ist nichts zu sagen, als daß der Zuschauer fahnenkrank werden konnte. Kein Festwagen, kein Triumphkarren, kein Emblem unterbrach diese eintönige wandelnde Fahnenausstellung. Und wenn es noch schöne Fahnen gewesen wären. Aber nein, in der Hauptsache sah man immer nur die Nationalfahne; künstlerische Banner waren selten. Die nervös machende Einförmigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß jede der

unzähligen Munizipalbanden die Garibaldihymne spielte und zwar oft recht schauderhaft schön. Die 1000 bis 1500 Fahnen, die dann im Gänsemarsch folgten, gehörten den verschiedenen Munizipien Italiens an; auch Arbeitervereine, Kutscherklubs und ähnliche Vereinigungen waren erschienen, dann kamen Schul-, Krieger-, Elementarlehrer-, Studenten- und Garibaldiner-Vereine. Auch die italienischen Kolonien im Auslande waren vertreten, so unter anderen San Francisco. Das Zuschauervolk blieb kühl und gelangweilt; es klatschte nur vereinzelt krampfhaft auf, wenn ein Veteran erschien, oder das abscheulich marktschreierische Banner der „vom Papste politisch Verurtheilten" und dann, als die meist grünen Banner der Freimaurer kamen. Sonst aber, wie gesagt, blieb die Menge gleichgiltig; sagte mir doch ein italienischer Politiker, das Charakteristikum der heutigen Generation sei eben die Indifferenz. Ein Spötter fügte hinzu, die Menge sei ein vielköpfiger Automat, der nur arbeite, wenn man ihm das Wort Freiheit, oder einen Akkord der Garibaldihymne in's Ohr stecke. Endlich breitete die Nacht ihre gütigen Schwingen über den Festzug und das wenig würdige Gewimmel an der Denksäule.

Gegen neun Uhr Abends war ganz Rom und die riesige Fremdenschaar auf den Beinen, um die Beleuchtung der Straße vor der Porta Pia und der Via Venti Settembre zu schauen. In der Innenstadt sah es traurig aus; nur die offiziellen Gebäude hatten illuminirt.

Geradezu feenhaft waren hingegen der Quirinal und die gegenüberliegendn Gärten, der Hüffer'sche und der des Hausministeriums beleuchtet. In beiden waren Riesenpavillons aus elektrischen Lampenschnüren in den Nationalfarben gebildet. Feenhaft war auch die Via Nomentana vor der Porta Pia, natürlich offiziell beleuchtet. Ein Laubengang von leuchtenden Triumphbogen, die aus rothen, grünen und weißen Kreisen elektrischer Lichter zusammengesetzt waren. Das Volk, das sich ja hier zu Lande gerne durch blendenden Lichterglanz erwärmen läßt, war recht dankbar, und da es von der Polizei ganz unbelästigt blieb, ging es auch mehr aus sich heraus.

Bis gestern waren beim Papste 30,000 Protesttelegramme eingegangen.

Montag, 23. Septemb.

Die drei letzten Tage litten unter der Festmüdigkeit; Samstag und Sonntag wurden die schon erwähnten Denkmals-

einweihungen vorgenommen, die sich gegenseitig schadeten. Ist eine Denkmalseinweihung an sich schon eine Sache mit stereotypem Programm, so wirkt sie fast komisch, wenn sie gleich drei- oder vier Mal innerhalb vierundzwanzig Stunden wiederholt wird. Fast komisch wirkte besonders die Einweihung des Denkmals Cavour's, weil man es auf einen Platz und eine Umgebung gestellt hat, die erst in fünf bis sechs Jahren repräsentationsfähig sein werden. Der eherne Bismarck Italiens sieht von hohem Sockel auf den Justizpalast, der auch noch nicht vorstellungsfähig, weil noch nicht fertig ist, ebensowenig wie das Stadtviertel der Engelsburgwiesen (Quartiere dei Prati di Castello) fertig ist, in welchem Palast und Denkmal sich erheben. Jahrzehnte werden vergehen, bis dieses neue moderne Viertel, auf das sich vor dem großen Krache die Bauspekulation mit toller Gier losstürzte, einigermaßen anständig ausgebaut ist. Und ob der Justizpalast jemals fertig wird, wer weiß es? Das ist ja die Signatur der Crispi'schen Epoche, daß sie, wie ihr Prototyp Crispi, dem seine erbittertsten Feinde, die Franzosen, immer Größenwahn vorwerfen, reich, ja überreich ist an großen grandiosen Projekten, deren Ausführung aber sich verzögert fast bis zum Sankt Nimmerleinstag. Der Justizpalast ist einer der schönsten Bauten, die Italien zeigen kann, aber er wird und wird nicht höher, und wächst jährlich in Folge von Geldmangel immer nur um einige Zoll. Grandios sind auch die neuen klinischen Bauten, die Neu-Italien vor Porta Pia errichtet, aber auch sie sind erst halbvollendet und zwar schon seit zehn Jahren. Und nun erst das große Nationaldenkmal auf dem Kapitol! Jetzt gleicht es schon stellenweise einer Ruine. Wer sein Modell gesehen hat, erstaunt über die Schönheit des Riesenwerks, über die Kraft der Phantasie seines Erbauers Sacconi, über die Größe der Idee, die es ausdrückt. Aber es mangelt an Geld. In einem Augenblick nationaler Begeisterung beschloß die Kammer, das schöne gewaltige Monument als den Ausdruck der Einheit Italiens auf dem Kapitol zu errichten, und später erschrack sie über dessen gewaltige Kosten, ja vergaß es wohl ganz über den viel wichtigeren Intriguen und Guerillakriegen der parlamentarischen Welt. Wie anders hätte Italien dagestanden, wenn es zum Feste der Silberhochzeit mit Rom die drei Riesenbauten, Policlinico, Nationaldenkmal und Justizpalast hätte zugleich einweihen können! Die großen Opfer wären durch den Zuwachs an Prestige wohl aufgewogen worden. Statt dessen be-

Das Cavour-Denkmal.

Das National-Denkmal.

gnügte sich Neu-Italien mit der Einweihung von mehr oder weniger bedeutenden kleineren Denkmälern. Wie eine blutige Satire aber erschien es denkenden Patrioten, als nach der Einweihung des Cavourdenkmals der Platz, auf dem es steht, wieder als Bauplatz dem Publikum gesperrt wurde.

Wie das radikale Volk neben der offiziellen seine eigne Einweihung des Garibaldidenkmals gewollt hatte, so gestattete es sich noch eine andere Denkmalsenthüllung auf eigene Kosten. Im Norden der Stadt auf den monti Parioli setzte es in der Villa Glori den beiden Brüdern Cairoli einen Denkstein, an der Stelle, wo die jugendlichen Einheitschwärmer von den Kugeln der päpstlichen Soldaten getödtet wurden. Ein zweites Denkmal besitzen die „Helden" des unglücklichen Putsches schon auf dem Pincio. Natürlich wurde bei der Einweihungsfeier in Villa Glori stark, sowohl gegen den Vatikan, als gegen Crispi gewüthet.

Das Nachtfest auf dem Tiber.

Zu einem tragikomischen Intermezzo gestaltete sich das Nachtfest auf dem Tiber, für das eine Riesenreklame gemacht worden war. Schon am frühen Abend zogen die Romani di Roma, denen die Freude an Feuerwerksfesten ja im Blute steckt, zu den Tibergestaden, der großen Dinge harrend, die da kommen sollten. Da es Sonntag war, hatten sie sich auch in den Osterien schon manche Anregung geholt. Aber Stunde auf Stunde verrann, ehe eines von den hochgepriesenen Wundern auf dem „blonden" Tiber erschien, und dann kam als Lohn des langen Harrens nur Enttäuschung. Einen größeren Reinfall hatte Rom auch lange nicht gesehen. „Wie viel Geld mag das Comité für sich geschluckt haben!" sagte ein pessimistischer Kenner der hiesigen Verhältnisse, als er die wenigen Lampionkähne und die sogenannte Trireme sah. Diese war erstens eine Monoreme und dazu recht plump mit ihren Riesengruppen, die Italien und Rom vorstellen sollten, dazu war das Monstrum in der mangelhaftesten Beleuchtung und blieb jeden Augenblick im Wasser — stecken, weil die einreihigen Ruderer mit ihren Zahnstochern die Oberfläche des Tiber nur kitzelten. Das blasirte Rom von Trastevere, das unter päpstlicher Herrschaft andere Feste gesehen, pfiff und zischte sein souveränes Vernichtungsurtheil. Gerettet wurde das Fest etwas durch das Feuerwerk; denn auf Feuerwerk verstehen sich die Italiener. Dieses wirkte um so mehr, als es von der Engelsburg abgebrannt wurde. Wer die Sonnen und Raketen von der im buntesten bengalischen Lichte flammenden Veste

Die Girandola.

aufsteigen sah, wird den Anblick wohl nie vergessen. Ebenso gelungen war auch heute Abend die Girandola. Freilich, es wäre dem Bürgermeister auch schlecht ergangen, wenn er gespart hätte. Was die Girandola für die Römer bedeutet, vermag nur der zu beurtheilen, der mit ihnen intim bekannt ist. Ich glaube, sie würden revolutioniren, wenn ihr traditionelles Feuerfest einmal ausbliebe, und das Geld, das es kostet, unter die Armen vertheilt würde. Murrte man doch schon, daß die Girandola, die sonst immer am Verfassungsfeste in der ersten Woche des Juni gegeben wird, dieses Mal auf heute verschoben wurde. Da die Deutschen noch wenig zur Sommerszeit nach Rom kommen, so ist das große Feuerschauspiel das thatsächlich allein schon eine Reise zur ewigen Stadt lohnt, bei uns noch wenig bekannt; folglich ist es auch schwierig, es zu beschreiben; man müßte mit Farben schreiben, mit der Kunst eines Mentzel oder Oswald Achenbach, oder selbst Pyrotechniker sein. Wie immer, wurde die Feuervorstellung, die über eine Stunde dauert, auf dem Pincio gegeben; denn dieser Hügel ist von vielen Dächern Rom's aus sichtbar, sodaß auch ein guter Theil der Bevölkerung die „Terrassen" ihrer Häuser füllte. Die Neugierigsten zogen aber, wie stets auf die piazza del Popolo, die kaum ausreicht, die Abertausende, die sich in fürchterlicher Enge quetschen, zu fassen. Klügere Leute, die keinen Tribünenplatz auf der Piazza erhaschen konnten, pilgerten auf das rechte Tiberufer, der Façade des Pincio gegenüber, wo das feurige Bild am großartigsten und — ungefährlichsten wirkt. Nachdem die üblichen Schwärmer, Sonnen, Leuchtkugeln und Sternengarben abgebrannt waren, folgte die Girandola, bei der hunderte von Raketen zugleich in die Luft hinaufknatterten und einen feurigen Blumenregen über das Volk sandten, das überrascht sich fragte, wie es möglich sei, daß sich die tausende von grünen, weißen und rothen Rosen so lange im Luftmeer schwebend hielten. Nach einer großen Pause kommt die von gewaltigen Kanonenschlägen angekündigte Schlußnummer. Im Nu erhebt sich vor den Augen der entzückten Zuschauer ein riesiger Renaissancepalast, dessen reichgeschmückte Façade von Millionen weißer Flämmchen beleuchtet ist. Zehn Minuten lang lebt das flimmernde Zauberbild, dann versinkt es langsam in die dunkle Nacht, aber, wie der Phönix aus seiner Asche, erhebt sich plötzlich der „Stern Italiens" dreifarbig, hell und riesig, wie eine glückliche Verheißung besserer Zeiten, am First des versunkenen Palastes. Manch ein Patriot nahm dies

letzte Bild zum guten Zeichen, und als Freunde Italiens wünschen und hoffen wir, daß er sich nicht täuschen möge.

III.

Nachwort.

Nach den eingehenden Schilderungen bedarf es eigentlich keines Nachwortes. Zur Genüge erhellt, daß das Fest politisch und künstlerisch ein Mißerfolg war, weil es der italienischen Regierung bei der durch die Verhältnisse gebotenen Rücksicht auf den Vatikan und — das Ausland, das doch auch mit dem Vatikan rechnen muß, an Muth und Konsequenz gebrach — aber nach der Lektüre gewisser großer deutscher Zeitungen habe ich das Gefühl, als ob ich festnageln müßte, wie heutzutage amtliche Geschichte gemacht wird. Sieht man die spaltenlangen Drahtberichte der amtlichen und halbamtlichen Agenturen, so faßt man sich unwillkürlich an den Kopf, um zu prüfen, ob dieser noch richtig funktionirt: denn wer als gewissenhafter Augenzeuge seine an Ort und Stelle gesammelten Eindrücke mit diesen Berichten vergleicht, muß glauben, daß das halbamtliche Drahtmonopol ganz unverantwortlich arbeitet. So hieß es unter Anderem, Crispi's Rede sei mit unerhörtem Jubel aufgenommen worden. Das ist unwahr, aus dem einfachen Grunde, weil der sechsundsiebzigjährige Greis erstens nur noch wenig Stimme hat, und zweitens, weil er in der Mitte des Riesenpavillons stand, so daß wohl nur die Königin, zu der sich Crispi fortwährend wendete, ein Wort verstand. Die Journalisten verstanden nichts, und das Volk erst gar nichts. Dieses letztere, das schon über das Ausbleiben der Garibaldihymne erbost war, gab seiner Ungeduld über die lange Rede, von der es nur die Gestikulation sah, unverhohlenen Ausdruck.

Die amtliche Verbesserung der Ereignisse gibt mir Gelegenheit, überhaupt der Frage näher zu treten, die, wie ich schon schrieb, für gewisse Leute die brennendste ist, nämlich der Frage, ob die Feste, die der Staatskasse nachher doch noch theuer genug zu stehen kommen, Herrn Crispi etwas genutzt haben. Die Frage ist heikler Natur, und da ein Fremder immer Gefahr läuft, folgenreiche irrige Urtheile abzugeben, so lassen wir sie durch Crispi's Freund

R. Bonghi beantworten, der als großer Prophet schon am 15. September in der Nuova Antologia schrieb: „Wir thun nicht gut daran, den 20. September zu feiern, da wir einmal den schlechten Einfall hatten, diese Feier nicht dem Volke selbst überlassen zu wollen, sondern sie zum Gesetz erhoben, als wenn wir nicht wüßten, daß heute die Hand der Regierung Alles, was sie anrührt, abkühlt, und jede Spontaneität zerstört. Und dazu ist es ein Zeichen unserer widerspruchsvollen Zeit, daß da, wo sich das Volk wirklich begeistert, die Regierung einschreitet, wodurch natürlich Gleichgiltigkeit erweckt wird, und nun macht man ein Gesetz, während man doch wissen soll, daß eine gesetzlich erzwungene Feier totgeboren ist u. s. w." Ja, ähnlicher Weise, wie der große Philosoph und Publizist, haben sich auch andere Leute ausgesprochen, die der Feindschaft gegen die Regierung nicht verdächtig sind. Die offizielle Ausschließlichkeit wird allgemein gerügt. Die Frage, ob Crispi Erfolg hatte, scheint also gelöst zu sein, und zwar im negativen Sinne. Das Volk gibt ihm die Schuld, daß die Polizei alle Volksveranstaltungen verbot, und es spottet über seine Furcht; das Volk wird sich auch nicht dadurch gewinnen lassen, daß Crispi gestern zwei Arbeiter küßte. Auch bei den offiziellen Festen wollen einige italienische Politiker bemerkt haben, daß Crispi sehr kühle Aufnahme fand; beim Bürgermeister-Bankett auf dem Kapitol meinte ein Nachbar zu mir, daß die Aufnahme Rudini's um einige Zentigrade wärmer gewesen sei, als diejenige Crispi's. Nun, auf die Temperaturkunde dieser Art mögen sich die Italiener besser verstehen; meinen deutschen Begriffen nach fand ich freilich auch, daß Herr Crispi etwas geschäftsmäßig offiziell empfangen wurde, aber das konnte ein deutscher Irrthum sein, da man bei uns das Amt mehr achtet. Und nun die große Rede Crispi's auf dem Janikulus! Sie ist gänzlich verfehlt gewesen; sagte doch ein ligurischer Politiker, der am Tage nachher mit Crispi noch gesprochen hatte: „Crispi hat gesprochen wie ein Advokat, der das angeklagte Italien hat vertheidigen wollen." Die Radikalen sind natürlich wüthend über die Rede, und um so größere Bedeutung wird der am folgenden Tage stattgehabten republikanischen Feier am Garibaldi-Denkmal beigelegt, sagt doch selbst die gemäßigte „Stampa", daß die Rede Vendemini's ein Meisterstück war. Wie die Klerikalen über Crispi's Rede denken, braucht wohl nicht gesagt zu werden; sie reden von dem alten Hühnerdieb aus dem Thierreich, der Sehnsucht

nach der Einsiedlerkutte heuchelt. Das streitbarste katholische Blatt, die „Unità cattolica", sagte sogar: „Jeder Kommentar wäre Verschwendung; die Rede war eine sfacciata impudenza" (unverschämte Frevelthat.)

Doch seien wir gerecht, auch jeder andere Staatsmann wäre an der Aufgabe gescheitert, bei der Einweihung des Garibaldidenkmals, als dem Gipfelpunkt der Festlichkeiten, eine Rede zu halten, die gleichermaßen den Vatikan in seiner berechtigten Empfindlichkeit schonte, und den Antiklerikalen zu Gefallen gewesen wäre. Die antiklerikalen Heißsporne haben gut konsequent sein, wenn sie die Regierung auffordern, den Papst als einfach nicht bestehend zu betrachten, oder ihn aus dem Vatikan zu verjagen, aber selbst der größte Antiklerikale wird als verantwortlicher Staatsmann viel Wasser in den Wein seiner liberalen Begeisterung thun müssen. Italien hat durch das Garantiegesetz dem Vatikan und der Welt versprochen, daß es die Freiheit des Papstes in allen Funktionen seines geistlichen Amtes schützen wolle. Es muß also auch jeder Zeit dafür sorgen, daß sein Versprechen wahr bleibe. Dadurch kommt es natürlich in eine schiefe Stellung. Crispi betonte daher in seiner Rede mit Recht, daß der Papst in seiner jetzigen Lage, befreit von den Sorgen und Kämpfen der weltlichen Herrschaft, eine viel größere Freiheit, eine viel größere Autorität, ein viel größeres Prestige besitze, als früher, wo er in der Angst um seine weltliche Herrschaft oft genug der Sklave fremder Nationen war. Verfehlt war aber von seinem italienischen Standpunkte aus, daß er zu viel Verbeugungen nach dem Vatikan machte, verfehlt schon um deshalb, weil es stets Politik des Vatikans gewesen ist, die Schwachen zu verachten und sich nur dem Starken zu beugen. Wie muß in diesen Tagen der Vatikan auf den König von Portugal herabgeblickt haben, als er demüthig um Erlaubniß bat, seinen Onkel, König Umberto, in Rom besuchen zu dürfen, und ihm diese Erlaubniß verweigert wurde.

In gewissen katholischen Ländern ist der Papst noch immer ein mächtiger Faktor. Crispi mochte Mitte Oktober 1895 als Staatsmann klug und korrekt handeln, als er die diplomatischen Beziehungen mit Portugal abbrach, aber Thatsache bleibt es doch, daß der König von Portugal die angekündigte Reise nach Rom aufgeben

mußte, weil ihm bedeutet wurde, daß kein katholischer Souverän, der im Quirinal absteige, jemals mehr Zugang zum Vatikan finde. Der König hatte also nur die Wahl, dem Vatikan zu trotzen und sich damit die Feindschaft des portugiesischen Klerus zuzuziehen, was ihm den Thron kosten konnte, oder sich laudabiliter zu unterwerfen. Und Letzteres that er; denn Crispi wollte nichts von der Ausflucht wissen, daß König Umberto seinen Neffen außerhalb Rom's, etwa in Monza empfange. Auch dieser Epilog zu den Septemberfesten kennzeichnet die Lage der Dinge in Rom. Die römische Frage ist eben auch trotz der Anwesenheit der Italiener noch immer eine schwierige Frage. Zwar wird, wie wir noch später sehen werden, kein Italiener daran denken, Rom als das Symbol der mühsam errungenen Einheit, seines Charakters als Hauptstadt Italiens zu entkleiden, auch haben alle Großmächte die thatsächlich geschaffene Lage anerkannt, aber das schließt nicht aus, daß der Vatikan, der bisher selbst das Garantiegesetz nicht anerkannt hat, in seinem eigenen Interesse immer noch gegen die Usurpatoren protestirt, so sehr er auch im Geheimen die Vortheile seiner jetzigen Lage zu würdigen weiß. Durch diese Gegensätze kommen in der Praxis allerlei kleine Konflikte vor, die man aber im Auslande tragischer nimmt, als selbst im Vatikan. Zweck der folgenden Darstellung soll es aber sein, an einer Reihe von Ausschnitten aus dem Leben beider Höfe zu zeigen, zu welchen Seltsamkeiten die gezwungene Nachbarschaft von Quirinal und Vatikan führt.

Eine Seligsprechung im Vatikan.

Rom, 21. Januar 1896.

In den letzten Jahren sind die Seligsprechungen (le beatificazioni) etwas selten geworden; denn erstens sind die Seligen selten, und zweitens ist der Prozeß der Seligsprechung nicht nur sehr langwierig, sondern auch sehr theuer; wenn auch die Kosten dreimal geringer sind, als bei einer Heiligsprechung. Immerhin ist eine halbe Million Lire, die ein Seligenprozeß verlangt, keine Kleinigkeit, und so waren Jahre seit der letzten beatificazione vergangen. Die Nachfrage nach Vatikanbilleten war daher sehr groß, als vorigen Sonntag der selige Teofilo von Corte gefeiert wurde.

Der Beginn der Feier war auf halb zehn Morgens angesetzt, aber als ich um acht Uhr Morgens zur scala regia kam, fand ich die riesige Tonnentreppe schon ganz besetzt von einem Volk von Mönchen und Nonnen in den verschiedensten Uniformen. Leider reichten meine kirchen- und ordensgeschichtlichen Kenntnisse nicht so weit, um mich in all den Kutten, Tuniken, Mänteln und Hauben zurechtzufinden. Trotz des schier ungemüthlichen Drängens waren die Frauen freudig erregt. Die stillen Klosterinsassinnen haben in ihrem täglichen Leben so wenig Abwechslung, daß die großen Kirchenfeiern ihnen sehr willkommen sind. Langweilig war das Warten nicht; denn es gab unter den Damen und Herren so schöne Charakterköpfe zu schauen, daß man bedauerte, kein Maler zu sein, da eine reiche Skala von ausdrucksvollen Gesichtern vertreten war, vom fanatisch abgehärmten Bleichgesicht bis zu dem in stillem Frieden verklärten und begeistert leuchtenden Apostelantlitz. Abwechselung schuf auch die später ankommende Schaar der eingeladenen Laien im Frack und ihrer holden Begleiterinnen in der schwarzen Schleiermantille, die zu Papstfesten vorgeschrieben ist.

Um neun Uhr öffnete die Schweizergarde die ersten Schranken, und nun quirlte sich der Menschenstrom durch die vier Fuß breite Pforte. Schmal ist auch hier der Weg, der nach oben führt. Manch' unheilige Szene kam in diesem Ellboaenkampfe vor. Und wie flogen die Röcke der Nonnen und die Kutten der Mönche, die das Weite gewonnen und nun rasch den Rest der Treppe hinaufeilten, zur zweiten Barriere. Und dazwischen ertönten Schmerzensschreie von Damen, die brutal gestoßen wurden. Bei der zweiten Schranke dieselben Szenen, und gleicher Weise in der scala regia, wo die päpstlichen Gensdarmen mit ihren hohen Bärenmützen aufgepflanzt waren. Endlich war man in die „Aula di Beatificazione", die sich über die Vorhalle der Peterskirche hinzieht, hineingequetscht. Der Fremde steht geblendet, nicht nur durch das zauberhafte Glänzen, Leuchten und Flimmern, das die abertausenden brennenden Kerzen, die in Fünfstockwerk-Glaslustres stecken, in dem röthlichen Licht des Saales — die Fenster sind ja mit rothem Tuch verhangen -- hervorrufen, sondern er ist auch überrascht von den Größenverhältnissen der Aula. Man verliert ja überhaupt vor und in der Peterskirche jedes richtige Schätzungsvermögen, aber daß dieser Raum, der die Façade des Petersdoms durchquert, so weit, so geräumig und hoch wäre, das hat Niemand erwartet. Allerdings ist er im Verhältniß zu seiner Länge und Höhe fast schmal zu nennen. Zum Glück ist man im Vatikan unpünktlich, so daß wir Gelegenheit erhalten, das Ensemble zu studiren. Wie man sich auch anstrengen mag, als eine Kirche kann man sich den herrlichen Raum nicht vorstellen, mehr als ein Theater, zumal die hohen Fensternischen durch je drei Tribünen in Logen verwandelt sind. Der Eindruck, den das Gold und Weiß der Wände und die reichkassettirte goldene Decke des Tonnengewölbes in der röthlich flimmernden Dämmerbeleuchtung machen, ist unbeschreiblich. Das Schiff ist durch Schranken in fünf hürdenförmige Räume abgetheilt, in einen Chorraum, in einen Mittelraum für den Aufmarsch der Offizianten, und je einen Zuschauerraum für Damen und Herren, sowie den Altarraum. Neben dem einfachen Altar, der sich vor dem grün verhangenen Portal des Hintergrundes erhebt, befinden sich links und rechts rothbekleidete Musiktribünen, auf denen sich die Mitglieder der „Cappella Giulia" und ein kleines Streichorchester versammeln. Rechts in der Mitte des Chors steht eine kleinere, thurmstumpfartige Estrade, ebenfalls roth ausgeschlagen, die für den Vertheidiger des

Seligen bestimmt ist. Ueber dem Altar befindet sich eine wohl dreißig Fuß hohe kulissengleiche Wanddekoration, die einen von riesigen Lichtstrahlen durchbrochenen Wolkenrahmen für ein ovales Mittelbild darstellt, das die vom Himmel ausgehende Erleuchtung versinnbildet.

Gegen halb elf Uhr wird es stille in dem fürchterlichen Gedränge der Tausende von Zuschauern, die ein Kenner auf zwanzig Tausend schätzt, — der Aufmarsch beginnt. Zuerst ein Peloton Schweizergardisten in dem bekannten schwarz-roth-goldenen Landsknechtskostüm, mit den blanken Hellebarden, der altpreußischen Pickelhaube und dem weißen Haarbusch. Es folgt eine stattliche Reihe von Chorknaben, die irgend ein Seminaristenkollegium gestellt hat, dann kommen die violettenen Domherren von Sankt Peter, mit den grauen Pelzkragen (der „mozzetta"), und die Canonici erster Klasse mit weißem Pelze. Dann erscheinen die Guardiane, die Provinzialen und der General der Franziskaner, einige Bischöfe und endlich die Kardinäle, die als Zuschauer gekommen sind. Ein Kreuzträger, gefolgt von mehreren Stabträgern in reichen Uniformen, geleitet nun die zwölf Kardinäle, die offiziell zur Feier befohlen sind und daher in Galatracht erscheinen. Bunt, aber seltsam schauen sie aus, da sie das violettseidene Obergewand bis über die Kniee emporgeschürzt haben, also der rothseidene Talar sichtbar wird, und dazu das hintere Ende des Oberrocks sammt dem Rückentheile des Hermelinpalliums im Rücken festgesteckt ist. Den Schluß macht Kardinal Cassetta, Patriarch von Antiochien und Vizegerent von Rom.

Nachdem sich die Purpurfürsten im Chorraum gegenseitig begrüßt haben, nehmen sie auf langen Bänken Platz, rechts oben die Kardinäle, die als Gäste erschienen, gegenüber links die Kardinäle vom Dienst. Die Bischöfe und die Domherren folgen, ihrem Rang entsprechend, in den unteren und hinteren Bänken, die mit rothem Tuch gepolstert sind. Die Garden vertheilen sich im Halbkreise um die bunte Versammlung.

Eine Abordnung von Franziskanern geht hierauf zu Kardinal Aloisi Mazella, dem Präfekten der Kongregation der Riten, und erbittet von ihm die Erlaubniß, die Feier beginnen zu dürfen. Sie wird gewährt, die Abordnung verbeugt sich vor dem Kardinal und vor den Vorgesetzten ihres Ordens und zieht sich zurück. Jetzt tritt der Vertheidiger des Seligen, der „postulatore", auf seine Estrade

und lieſt in dem weichen Italieniſch-Latein, das korrekten Deutſchen ſo fremdartig erſcheint, die Beſchlüſſe der Ritenkongregation vor, ſowie die Dekrete der Seligſprechung und ihre Begründung. So erfahren wir, daß Teofilo von Corte, ſo genannt nach ſeinem Geburtsort in Korſika, 1676 geboren wurde, nach einem kurzen Verſuche bei den Kapuzinern zu den Minori Osservantes des Franziskanerordens übertrat, und ſich an allen Orten, wohin ihn der Orden ſandte — er war auch eine Zeit lang zu Rom im Kloſter Ara Coeli auf dem Kapitol — durch ſeine Heiligkeit und ſeine Wunder auszeichnete.

Während dieſer Vorleſung iſt Kardinal Caſſetta im juwelenſtrotzenden Biſchofsgewande mit Mitra und Stab zum Altar geſchritten und läßt ſich dort, mit dem Geſichte zur Gemeinde gewandt, nieder. Nachdem der postulatore geendet, erhebt er ſich und ſtimmt das Tedeum an. Im gleichen Augenblicke verſchwindet oben im Oval des Wolkenrahmens das Mittelbild und wird plötzlich erſetzt durch das „palio“ des Seligen, ein transparentes Bild, das Teofilo zeigt, wie er in brauner Kutte, von muſizirenden Engeln umgeben, zur Glorie des goldenen Himmels ſchwebt. Die Gemeinde ſingt abwechſelnd mit der Cappella Giulia alle Strophen des ambroſianiſchen Lobgeſanges. Die dumpfen Glocken von Sankt Peter brummen dazwiſchen, die Orgel brauſt, die Geigen ertönen. Weihrauch ſteigt auf. Der Geſang verſtummt. Die Kardinäle und alle Inſaſſen des Chors erheben ſich, drehen ſich um und knieen nieder, indem ſie die Ellbogen auf die Bank aufſtützen und das Geſicht mit den Händen bedecken — ſie verehren den Seligen in ſtillem Gebete.

Es folgt eine Pauſe, in der die Franziskaner auf ſilbernen Tabletten jedem der offiziell Theilnehmenden das „Leben“ des Seligen und ſein Bild überreichen. Kardinal Caſſetta legt unterdeſſen, von mehreren Geiſtlichen unterſtützt, die Meßgewänder an und beginnt die „messa dei Confitori non Pontefici“. Die Muſik iſt, wie immer bei Hochämtern im Vatikan, reich und herrlich. Das Hochamt ſelbſt iſt das übliche, das jeder Katholik aus ſeinen Kirchen bei feſtlichen Gelegenheiten kennt, Nichtkatholiken aber, ſtets zu mit Neugier gemiſchter Bewunderung hinreißt. Beſonders gefielen dieſen der nur bei ſogenannten päpſtlichen Meſſen übliche militäriſche Gruß der Garden während der Wandlung und die darauffolgende Umarmung der pontifizirenden Geiſtlichen.

Gegen halb eins endigte die Feier und in derselben Ordnung, wie vorher, erfolgte der Abmarsch. Langsam folgt dem festlichen Zuge der Schwarm der Zuschauer, der jetzt auch Muße und Sinn hat, die an der Ausgangswand aufgehängten fünfzehn „Standarten" des Seligen anzustaunen, an, denen die von den Prozeßrichtern anerkannten Wunder abgebildet sind, die der heute triumphirende Teofilo während seines Lebens und auch später wirkte. Auf dem einen Bilde, das einen Vorgang aus der Gegenwart behandelt, sehen wir ein Mädchen, das vor den Augen seiner Angehörigen durch ein Gebet vor dem Bilde des Teofilo von einer Krankheit des Oberschenkels geheilt wird, auf dem anderen, dessen Erzählung gleichfalls in die Gegenwart fällt, sehen wir einen an beiden Füßen gelähmten Mann, der aus dem Rollstuhl gehoben und vor dem Grabe des Seligen niedergelegt wird, das er nach inbrünstigem Gebete geheilt verläßt .... Das sagt uns auch noch die lange lateinische Inschrift der Standarte. — — —

Der zweite Akt der Beatifikation spielte Nachmittags, und da an ihm der Papst selbst theilnehmen sollte, nur auf Rath der Aerzte hatte er sich am Morgen vertreten lassen, so war der Andrang des Publikums noch fürchterlicher, wie am Morgen. Die Billette waren natürlich alle vergriffen, aber nach Aussage der Schweizerwache liefen auch tausende von gefälschten Billeten um. Als ich um zwei Uhr wieder an der „Königlichen Treppe" erschien, fand ich wohl schon zweihundert Reihen Menschheit vor mir aufgestapelt, und nach Verlauf einer halben Stunde waren hinter mir ebenso viele. Der Durchbruch durch die schmale Pforte war schlimmer, als am Morgen die Szenen waren einfach widerlich, das Geschrei gequälter Frauen, das Gefluche brutaler Männer mischte sich mit den Angstrufen der Mütter, die ihre Töchter, und der Frauen, die ihre Männer im tobenden Kampfe verloren hatten. Atemlos stieß, hieb, drängte und keuchte man sich hinauf zum „Königlichen Saal", wo eine Kompagnie Palastgarde (die Bürgerwehr des Vatikans), die in ihrer französischen Uniform so fremdartig aussieht, den Mittelraum frei hielt, so daß das Gequetsche der Neuangekommenen noch schlimmer ward. Zum Unglück schließen die wüthend gewordenen Schweizer vor und hinter uns die Saalthüren zu, und, wie ich später erfuhr, die Wache des äußeren Bronzethors auch dieses, weil sie sich des Andrangs nicht mehr erwehren kann. Ja sie ruft sogar telephonisch italienisches Militär herbei, um den Aufruhr zu bannen, und den

Platz vor dem Haupteingang zu säubern, unbekümmert darum, daß die diesen füllende ungeduldige Menge meist aus höheren Geistlichen und Inhabern von echten Billeten bestand. (!)

Bei uns drinnen glaubt man indessen eine Illustration zu Dante's Hölle zu erleben. „Denkt an die Damen!" . . „Nicht stoßen!" schreien die Schweizer und Palastgardisten in mechanischer Wiederholung, es hilft nichts. Dutzende von Frauen werden ohnmächtig, die Gesichter aber der noch weiter kämpfenden Frauen sind fieberoth und schmerzentstellt, verzerrt . . . ein häßliches Bild! Endlich nach langer Qual und Pein wird der „Gänsemarsch", wenn man bei dem Geschobenwerden überhaupt von Gehen, oder Marschiren reden kann, in die „Aula der Seligsprechung" gestattet. Wer glücklich durchkommt, athmet auf. Bald läßt ihn das Bild der Halle, das in der Abendstimmung noch schöner ist, als heute Morgen, alles Ungemach vergessen, aber nicht Alle sind glücklich, wohl zweitausend Menschen bleiben, wie Säcke im Schiffsraum verstaut, in der Sala Regia zurück. Wegen des Ansturms der Uebermenge verzögert sich auch die Ankunft des Papstes; denn er kann doch nicht eher kommen, als bis Ordnung herrscht. Nach vier Uhr erst erscheint er. In der rothsammtnen, goldstrotzenden Sänfte, die ihm seine Geheimkämmerer und die „Kammerherren von Mantel und Schwert" (camerieri di cappa e spada) zu seinem Bischofsjubiläum geschenkt, wird er von den Dienern, die das rothdamastene Cinquecentokostüm tragen, zur „Aula dei paramenti" gebracht, und dann zum Eingange der Halle der Seligsprechung. Die diese füllende Menge läßt sich nun nicht mehr halten, der Jubel bricht los, Händeklatschen, Hochrufe, Jauchzer, Beifallstosen. Naive Leute fragen sich im Stillen, ob sie in einer Kirche seien, oder nicht. Das gesammte Kardinalskollegium, soweit es in Rom anwesend ist, begrüßt seinen höchsten Vorgesetzten, und Kardinal Rampolla, der hochragende Mann mit dem merkwürdig groben Kopfe, in dem so räthselhafte Augen und ein ebenso räthselhafter Mund stecken, reicht ihm das Weihwasser. Dann steigt Leo XIII. auf den Tragstuhl, die sedia gestatoria, und in feierlichem Zuge, voran Schweizer, Nobelgarden und Kammerherren in spanischer Tracht, schreitet würdevoll die „anticamera" (das engere Gefolge) des Papstes und die Schaar der Cardinäle, gefolgt vom Papste selbst, der über den Köpfen der Gläubigen schwebt. Er sieht gut aus; milde, freundlich blickt er auf die Menge, die er nach allen Seiten

hin segnet. Er trägt die bekannte weiße Soutane, darüber den rothseidenen Schultermantel und die Stola. Je mehr er zum Altar vordringt, desto größer wird der Jubel. Die Frauen klettern auf und übereinander, um den Stellvertreter Gottes besser zu sehen. Das Geschrei wird geradezu betäubend, „Es lebe der Papstkönig!" „Evviva il papa-Re!" „Vive le pape!" „Hip hip hurrah the Pope!" u. s. w. Auch das Händeklatschen prasselt stärker. Am Altar angekommen, steigt der Papst zur Erde nieder und verrichtet knieend ein kurzes Gebet. Dann setzt er sich auf einen Faltstuhl und nimmt Theil an dem Rosenkranze, von dem ein Drittel gebetet wird. Dann wurde eine Motette mit entzückenden Tenor- und Sopransoli gesungen, worauf Kardinal Cassetta unter den Klängen des Tantum ergo den Segen mit dem Sakrament ertheilte, unter dem Präsentirsalut der Truppen. Den Schluß der Feier bildete die Ueberreichung der üblichen Geschenke durch den Orden, der die Seligsprechung seines Mitgliedes gefordert und bezahlt hatte. Der Franziskanergeneral überreichte dem Papste in fein ziselirtem Silberschreine eine Relique des Seligen, sowie dessen Biographie und Bild, daneben auch ein Riesenbouquet aus künstlichen Blumen, und dann bestieg Leo XIII. wieder den Tragstuhl. Es bildet sich die gleiche Prozession, wie vorher, und unter dem gleichen Beifallstoben schwebt das geisterbleiche Antlitz des Papstes, aus dem nur die funkelnden Augen Leben entsenden, wieder hoch über den Köpfen der Gläubigen und Neugierigen, bis seine weiße Gestalt, wie eine Vision verschwindet.

Zola's „Rome".

Römische Glossen.*)

Soweit ich die deutsche Presse habe verfolgen können, wurde Zola's neuer Roman „Rome" von der deutschen Kritik durchweg mit Hochachtung aufgenommen, was mir um so mehr auffiel, als in Rom selbst das Gegentheil eintrat. Diesen Widerspruch wünsche ich zu erklären.

Die Mehrzahl der deutschen Kritiker ging von der Voraussetzung aus, daß Zola ein bedeutender Schriftsteller sei, und so fand man sich eher ergebungsvoll in Alles, was Herr Zola auftischte; die Römer aber, und mit ihnen die meisten italienischen Kritiker, gingen jedoch vom Objekt der Betrachtung aus und erklärten: „Rom ist so groß, so hoch, so hehr, daß ihm gegenüber Zola klein erscheint, wir müssen also untersuchen, wie Zola es verstanden hat, sich Rom geistig zu nähern".

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist nun bei fast allen Römern für Zola nicht gerade schmeichelhaft; es wird ihm vorgeworfen, daß sein Roman ein Insult der heiligen Roma sei. Um das nachfühlen zu können, müssen wir kurz auf den Inhalt des Romans eingehen; und dieses Eingehen wird auch wieder einmal zeigen, was von der Realistik Zola's und seiner vérité vraie zu halten ist.

*) Aus der Zeitschrift: „Die Nation", Nr. 38. 1896. (Es könnte vielleicht scheinen, als ob dieses Kapitel nicht in den Rahmen dieses Büchleins passe. Da aber im Folgendem noch oft auf Zola's Buch Bezug genommen wird, und da auch Zola das Nebeneinanderleben von Quirinal und Vatikan in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen hat, habe ich nach längerer Ueberlegung es doch für angebracht gehalten, den in der „Nation" erschienenen Aufsatz unverändert beizubehalten. D. V.)

Pierre Fromont, der Held des Romans „Lourdes", und der priesterliche Apostel der auf Menschenliebe gegründeten neuen Sozialreligion, hat ein Buch „Das neue Rom" geschrieben, und die Indexkongregation hat es verboten. Mit dem Muthe eines zweiten Luther und dem Eifer eines Paulus eilt Fromont zur Hauptstadt der katholischen Welt, entschlossen, sie zu seiner neuen Lehre zu bekehren. Nach drei Monaten aber kehrt er verzweifelnd zurück, weil er die Unmöglichkeit erkannt hat, das feste Gefüge des Kirchenregiments zu erschüttern. Nach einer Audienz beim Papste zieht er sein Buch zurück und geht wieder nach Paris, um dort als ungläubiger Priester weiter zu vegetiren. Das ist der Rahmen des Romans.

Damit nun Zola Gelegenheit erhält, uns Rom zu zeigen, läßt er Herrn Pierre Fromont als Gast der Boccanera in Palazzo Boccanera wohnen. Das wird zwar recht schlecht motivirt, es ist jedoch nicht die einzige schlechte Motivirung in diesem Roman.

Gegensatz zwischen dem schwarzen und dem weißen Rom.

Die Boccanera sind die Vertreter des schwarzen Rom, römische Patrizier und Stützen des Vatikans. Das Haupt der Familie, Kardinal Boccanera, der Typus des herrschsüchtigen papabile, bekümmert sich sehr wenig um den kleinen französischen Priester, desto mehr aber die Nichte Benedetta, die vom Beichtvater bestimmt wurde, die Versöhnung zwischen dem weißen und schwarzen Rom zu versuchen. Benedetta hatte daher eingewilligt, den jungen Grafen Prada, den typischen Vertreter des weißen Rom, zu heirathen. Seltsamer Weise entdeckt nun die „fromme" Benedetta gerade in der Hochzeitsnacht, daß sie eigentlich ihren Vetter, den Neffen des Kardinals, ihren Dario liebe, sie weigert sich dem Gatten und schwört zur Madonna, daß sie nur dem ihr ehelich angetrauten Dario angehören wolle. Infolgedessen gibt es nach einjähriger Schein- und Kampfehe einen Ehescheidungsprozeß.

Kurz vor dem Siege tritt eine Katastrophe ein. Am gleichen Abende, wo Benedetta erfahren, daß der Vatikan ihre verhaßte Ehe gelöst hat, stirbt Dario an Gift, das eigentlich für seinen Oheim bestimmt war, weil dieser dem Rivalen, Kardinal Sanguinetti, dem Typus der Frankreich feindlichen Kardinäle, den Weg zur Tiara versperrte. Die Sterbeszene hat Zola sehr poetisch, sehr phantastisch, sehr romantisch behandelt. Als nämlich die „fromme" Benedetta

sieht, daß der Mann stirbt, für den sie sich keusch gehalten, wirft sie die Kleider ab, umarmt den Geliebten und wandelt so das Sterbebett zum Brautbett.

Hiermit sind die Ereignisse des Romans erschöpft, aber Zola hat etwa den gleichen Raum, den die eigentliche Erzählung einnimmt, mit Beschreibungen, politischen Zukunftsbetrachtungen, Leitartikeln, papstgeschichtlichen Rückblicken und Träumereien gefüllt; denn das Buch heißt doch „Rome" und nicht etwa „Die Geheimnisse der Boccanera".

Um die Fülle von beschreibendem Text möglich zu machen, führt Zola Monsignor Nani ein, die beste und am richtigsten gezeichnete Figur des Romans. Herr Nani ist der Typus — denn Zola, und das wird ihm von einigen Kritikern als Verdienst angerechnet, arbeitet in „Rome" nur mit Typen und Symbolen — der vatikanischen Kulissendiplomaten, der feine Weltmann, der stets verbindlich lächelt, stets dienstfertig zur Verfügung steht — und stets Jedem Recht gibt. Er ist es, der den armen Fromont in die Arbeit nimmt, er hat nämlich keine Lust, das französische Priesterlein durch Verfolgung zum Märtyrer zu machen, er will ihn im Gegentheil von der Ueberschätzung der eigenen Person und der Unterschätzung der vatikanischen Macht heilen. Zu diesem Zweck verordnet er ihm eine Oertelkur; da die Sache seines Buches gut stehe, aber gut Ding Weile brauche, so möge er nur fleißig spazieren gehen, Rom studiren, Menschen und Sitten kennen lernen — und Herr Fromont geht hin und thut dergleichen. So wird Fromont zum Konkurrenten von Baedecker, und Zola erhält Gelegenheit, seine weltgeschichtlichen Philosophenträume in den Mund des Priesters zu legen, wodurch dieser freilich als ein sehr moderner Denker erscheint, als welchen wir uns ein gewöhnlich Dorfkapländein meist nicht vorzustellen pflegen.

Nun zu den Einwürfen der „Romani di Roma". Wir schicken voraus, daß die Opposition der Römer nicht bloß in klerikalen Kreisen zu finden ist, sondern sich auf alle Parteien, Sippen und Cliquen vertheilt, und im Caféhause, im Konferenzsaal und in Broschüren und Zeitungen zu Wort kommt. Zuerst fand man schon eine Beleidigung darin, daß Herr Zola sich anmaßte, in ganzen drei Wochen das große Rom begreifen zu können; länger als drei Wochen hat ja Zola's Triumphromreise im Jahre 1894 nicht gedauert. Man

erinnerte an Goethe, der am 7. November 1786 in seiner „Italienischen Reise" schreibt:

„Ja man thäte wohl, wenn man Jahre lang hier verweilend, ein pythagoreisch Schweigen beobachtete."

Und auch dessen gedachte man, daß Goethe bei seinem zweiten Besuche in Rom recht bescheiden bemerkte:

„Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können".

Freilich sagen auch einige Vertheidiger, Zola sei ein derartiges Reporterauge, daß er in einem Tage mehr sehe, als Andere in einem Monate, dagegen aber behaupten die Romanissimi, das sei Pariser Ueberhebung, und es sei doch auch bekannt, daß ein Pariser nur Paris sehe, wohin er auch komme, und zum Beweise führen sie die Thatsache an, daß die Herren vom prix de Rome in der Villa Medici es nie dahinbringen, Rom mit römischen Augen zu sehen. Und der Schluß jeder Debatte ist der: Zola hat seinen Roman schon fertig gehabt, als er nach Rom kam, wo er nur das Lokalkolorit holen wollte. Dies erhärteten, so sagen sie, gewisse kleine unfreiwillige Scherze, die Fromont gleich in den ersten Kapiteln macht. Der Allerweltsmann kennt sofort, als er bei seiner Ankunft, ungewaschen und ungefrühstückt, die berühmte Orientirungsfahrt nach San Pietro di Montorio macht, alle Straßen, Plätze, Paläste, er erblickt von der Via Nazionale aus die lange Front des Quirinals, was nur einem Menschen möglich ist, der auf Grund eines Stadtplans eine Straßenbeschreibung macht, Fromont sieht weiter Morgens um neun Uhr den Korso in der charakteristischen Beleuchtung, die er nur Mittags um zwölf Uhr hat, und um zehn Uhr Morgens die Albanerberge in der Purpurfarbe, die sie nur bei untergehender Sonne zeigen; und auch dann nur zeigen können. Von diesen Argumenten hat man noch viele zur Verfügung.

Daß Zola eben, weil er schon vorher fertig war, in Rom selbst sich die Arbeit leicht gemacht, beweist auch sein Urtheil über einzelne Bauten. So wie er, schreibt nur ein Mann, der gewisse Baudenkmäler nicht nach eigenem Studium beurtheilt; denn, wenn er die herrliche Gothik von Maria sopra Minerva abscheulich findet, so stellt der Verdacht sich ein, daß er niemals drinnen war, und wenn er bei dem wunderbaren palazzo Farnese, dem Entzücken aller Architekten, nur die „feuchte Dunkelheit des Hofes", die „eisige Kälte

der Zimmer", und die „mélancholie de cette ruine immense" bemerkt, so glaubt man der Unterweisung Zola's durch einen fröstelnden Attaché der französischen Botschaft, die in dem Palazzo haust, beizuwohnen. Und ist es nicht mindestens auffallend, wenn Zola von Agrippa's Pantheon nichts anderes zu sagen weiß, als „salle ronde qui tient du cirque!" Was der alte Prada in Rome auf Seite 139 von Fromont's Buche sagt, kann man als Römer auch von dem Zola's sagen:

„Ah qu'il faut être un Français et un Français de Paris pour écrire ce livre que voilà".

Das ist wenigstens das Urtheil der Römer.

Doch kommen wir zu den Figuren des Romans.

Wie schon gesagt, hat Zola zugleich als Symbolist die verschiedenen heutzutage in Rom miteinander ringenden Mächte in einzelnen Figuren zu verkörpern gesucht. Gut, sagen die Römer, so sind diese Figuren eben Phantasiebilder, aber keine Menschen, und besonders keine römischen Menschen. Das gilt vor allem von Benedetta. Dies Gemisch von Frau und Fräulein, von Diana und Venus ist so wenig römisch, daß Herr Vischi, der zwei Vorträge über Zola's Buch hielt, sogar erklärte, Zola habe das Modell zu dieser Figur bei den Pariser demi-vierges gefunden. Wer lange in Rom gelebt hat, weiß, wie unnahbar stolz die römischen Frauen aller Stände Fremden gegenüber sind. Zola's Benedetta macht aber schon gleich am ersten Tage den fremden Priester zu ihrem außeramtlichen Beichtvater und plaudert ihm die intimsten Ehegeheimnisse aus. Benedetta ist überhaupt den Römern ganz unverständlich. Römisch ist an ihr nur ihr Aberglaube und die gluthvolle Leidenschaft, unrömisch aber der gänzliche Mangel an Eifersucht, mit dem die „Kinderseele" es duldet, daß ihr Dario bis zur Zeit ihrer Ehe sich anderswo tröstet. Unrömisch ist, wie sie den Geliebten durch Liebkosungen stets zum Aeußersten reizt und ihn dann plötzlich seiner Verzweiflung überläßt. Und Zola will uns ferner glauben machen, eine gluthvolle fünfundzwanzig Jahre alte Römerin erfahre erst in der Hochzeitsnacht, um was es sich bei der Ehe handle, bloß um die Dame, die ohne jede Scham alle medizinischen Prüfungen durchmacht, die beweisen sollen, daß durch die Ehe mit Prada der status quo ante nicht verletzt wurde, und was noch schlimmer ist, die ganz ruhig darüber plaudert, als ein

Muster von Frömmigkeit und Reinheit hinzustellen. Und dann dieser römische Kardinal! Man kann ein noch so heftiger Gegner der Kirche sein, und man wird doch einen Kardinal, wie diesen Boccanera, der nicht nur die Liaison seiner unverheiratheten Schwester duldet, sondern auch die Skandalszene auf Dario's und Benedetta's Sterbebette, der er ohne Einspruch beiwohnt, sublim und poetisch findet, für unmöglich halten müssen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch die anderen Personen auf ihre romanità prüfen; es sei uns nur gestattet, noch einiges über den Zolaischen Papst zu sagen.

Der Zolaische Papst.

Selbst die hiesigen Gegner Leo's XIII. sagen, daß Zola in seinem Papst ein Zerrbild geschaffen, was um so stärker hervortritt, als Zola's Porträt, da es bis auf die kleinsten Details ausgeführt ist, den Eindruck hervorruft, als ob es nach dem Leben gezeichnet sei. Viele Römer sprechen daher auch den Verdacht aus, Zola habe sich für die verweigerte Audienz rächen wollen. Zola stellt Leo XIII. als einen Harpagon dar. Vom Philosophen und Dichter Leo XIII. erfahren wir nichts, auch vom Sozialpolitiker erfahren wir wenig, auch nichts von dem milden Humoristen, der über dieser Welt Dinge gutmüthig lächelt; bei Zola sehen wir immer nur den machttrunkenen Stellvertreter Gottes, der oft auch vor ein bischen Komödianterei nicht zurückschreckt. In Bezug auf den Papst versucht also Zola erfolglos Realist zu sein; er versucht es ebenso erfolglos in Bezug auf eine ganze Reihe von Kardinälen; man könnte dies bis in kleine und kleinste Details erweisen.

Heben wir nur eines hervor: zum Bilde seines Sanguinetti hat Zola theilweise Kardinal Galimberti, der kürzlich starb, als Modell genommen. Dieser „Feind Frankreichs" war ihm willkommen, deshalb ist auch Sanguinetti so gehässig geschildert. Immerhin sollte es für einen sogenannten Realisten unzulässig sein, Sanguinetti als Anstifter des Giftmordes hinzustellen, dem Dario zum Opfer fällt. Diese Konzession an die römische Klatschsucht, die jedesmal von Gift spricht, wenn ein bedeutender Staatsmann mit oder ohne Tonsur schnell stirbt, hätte Zola sich sparen können.

Was von den Kardinälen gesagt wurde, paßt auch auf die bürgerlichen Typen. Vergebens suchen die Romkenner nach den Urbildern der Zola'schen Figuren und nach den Modellen der Palazzi, die er schildert. Das Fest bei dem Patrizier Buongiovanni, das Zola

so schön beschreibt, ist gleichfalls reines Phantasieerzeugniß, in Wirklichkeit wäre es im heutigen Rom unmöglich. Zola hat also alle diejenigen enttäuscht, die auf den Wirklichkeitsfanatiker Aemilius zu schwören gewohnt waren.

Wäre Zola in dem neuen Romane wirklich der Realist, als den ihn manche irrthümlich betrachten, so müßte aus dem Romane auch hervorgehen, in welcher Zeit er spielt. Zola war bekanntlich im Herbst 1894 in Rom, Herr Fromont aber vom 3. September bis Anfang Dezember 1895; denn nach der von Zola angegebenen Regierungszeit des Papstes ist darüber kein Zweifel. Zum weiteren Beweise für 1895 dient auch die Thatsache, daß Zola eine Pilgerfahrt zum Proteste gegen die Septemberfeste kommen läßt. Aber Zola widerspricht sich gleich wieder selbst; denn an einer anderen Stelle nennt er Leo XIII. einen Vierundachtzigjährigen, während der Papst 1895 älter war, zudem spricht auch Zola nie von den Septemberfesten, und nennt Rom die Stadt ohne Denkmäler, während doch in den Septembertagen von 1895 zu gleicher Zeit Garibaldi, Cavour, Minghetti, Pietro Cossa und Andere Denkmäler erhielten, also ein Beweis mehr, daß Zola seinen Roman schon fertig hatte, als er im Herbst 1894 nach Rom kam, zu einer Zeit, wo die Denkmäler zum Theil, wie ja auch das Nationaldenkmal, das Zola gleichfalls nie erwähnt, schon im Bau — aber noch nicht in den Reisebüchern beschrieben waren. Auch das kreidet man Zola an; und mit Recht mindestens kann man hervorheben, daß dieser Dokumentenmann nicht einmal mit konsequenter Sorgfalt arbeitet.

Zola und die September-Feste.

Der Quiriten Groll richtet sich aber vornehmlich gegen die Art, wie sich Zola „erfrechte", über römische Sitten und Gebräuche, über den Charakter der Stadt und ihrer Bewohner zu urtheilen. Auf Schritt und Tritt weisen sie ihm nach, daß er Alles falsch auffaßte. Er versteht, um nur ein einziges aufzuführen, die Frömmigkeit der Römer nicht, nicht das „Spazierenstehen" der Bürger, das er als ein Zeichen von Faulheit betrachtet. Den Adel nennt er eine Schaar von Dekadenten, die Bürger ein Sammelsurium von in Schmutz verkommenden Faulenzern. Falsch und übertrieben ist es auch, wenn Zola die Stadt Rom einen Körper nennt, aus dem jeder Lebenssaft entschwunden, wenn er die Gefahren des Fiebers schildert, den Tiber ungesund, das Klima tödtlich nennt, und bloß deshalb,

weil in einem Theile Trasteveres viele Ruinen als Opfer des Baukrachs stehen, den ganzen Stadttheil une cloaque de misère et ignorance nennt. Ueberhaupt spricht Zola fortwährend von der Unwissenheit der Römer; mag sein, daß sie wenig Schulweisheit haben, aber selbst Goethe fiel schon die allgemein verbreitete Bildung im Volke auf. Man sucht aber vergebens bei Zola's Romschilderungen nach dem, was für Rom charakteristisch ist, nach Bildern aus dem Bürgerthum, Szenen aus dem Volksleben, wie es sich im Café, in der Osteria, in der Campagna, bei Volks- und Kirchenfesten dem Betrachter offenbart.

Am meisten, und das ist der letzte Einwurf der Römer, hat sie Zola in der Unterredung verwundet, die Fromont mit dem alten Prada führt. Der alte Prada bildet den Typus der Befreier, er ist die erste Generation, die die Einheit geschaffen, ihre Verwirklichung aber anders geträumt hat. In seinem Sohn erblicken wir, wenn auch leider nur schattenhaft, die zweite Generation, das heutige Geschlecht der „affaristi", die das neue Italien als erobertes Land und Ausbeutungsobjekt betrachten. Dafür läßt er Herrn Fromont auf dem schon erwähnten Feste im palazzo Buongiovanni, wo ganz Neurom zusammenkommt, die Hoffnung schöpfen, daß Italien doch noch nicht verloren sei. Fromont sagt dem alten Garibaldiner, das Fest habe ihn überzeugt, daß, wenn Italien Buße thue, sich vom bösen Dreibund trenne und reuig in die Arme Frankreichs zurückkehre, daß dann für Italien das Heil gekommen sei. Das ist Tendenz, und zwar so brüske Tendenz, daß sie auch dem schärfsten Irredentisten Imbrianischer Färbung nicht munden kann.

Doch nun genug des römischen Tadels über die mangelnde Naturtreue des naturalistischen Oberpriesters. Trotz aller Verkennung und Verkleinerung Roms hat Zola in seinem neuesten Buche doch auch einzelne meisterhafte Schilderungen geliefert, wie sie sich selbst bei Zola selten finden.

„Das Buch wird dem Vatikan viel schaden", meinte kürzlich ein älterer Schriftsteller. Ich bin nicht der Ansicht. Mit siebenhundertundfünfzig Druckseiten rennt man die Bronzethüren des Vatikans nicht ein, und wie will Einer den Vatikan bekämpfen, wenn er von diesem so begeistert wird, wie Zola es ist, indem er voll Bewunderung das riesige Räderwerk der kirchlichen Ver-

waltungsmaschine und die weltumspannende Herrschaft der Propaganda schildert, und sogar mit welcher Meisterschaft schildert!

Goethe sagt gelegentlich: „Und bei alle dem sehe ich voraus, daß ich wünschen werde, anzukommen, wenn ich von Rom fortgehe.“ Herr Fromont erklärt aber nach einem Aufenthalte von drei Monaten, daß er Rom satt habe. Das ist auch bezeichnend für Zola und erklärt die Aufnahme, die Zola's Roman in Rom gefunden hat.

Ein Konsistorium im Vatikan.

Rom, 25. Juni 1896.

Das letzte Konsistorium, das, wie immer, auf zwei Tage vertheilt, im Vatikan stattgefunden hat, war seit Jahren von Vielen ersehnt, von Vielen aber auch gefürchtet, und es war nahe daran, daß die Sehnsucht auch heute nicht gestillt, und die Furcht durch neue Hoffnungsfrist verlängert worden wäre — hatte man doch schon, um mit einem parlamentarischen Sportsmann zu reden, in den Wandelgängen des Vatikans gewettet, daß auch dieses Mal die Viernuntiussteeplechase um den Rothenhutpreis wiederum mit einem toten Rennen enden würde. Schon vor mehr als einem Jahre waren die vier Gesandten Jacobini, Agliardi, Cretoni und Ferrata reif für den Purpurhut, aber das Sommer-Konsistorium des vorigen Jahres kam, und es kam auch das des Herbstes — aber die vier Helden im Warten blieben auf ihren Posten in Lissabon, Wien, Madrid und Paris, und jetzt erst wurden sie im geheimen Konsistorium vom 22. Juni zu Kardinälen erhoben. Gründe der hohen Politik waren die Ursache der langen Geduldsprobe, so erklären mit hochwichtigen Mienen die Fernerstehenden, die Eingeweihten des größten Palastes der Welt raunten sich aber leise zu, nur um des Einen willen an den Ufern des Tajo hätten die Anderen mit ihm vereint sich im Hoffen und Harren üben müssen. Im Nuntius Jacobini, dem beliebten Römer, fürchteten nämlich gewisse Papabili den gefährlichsten Mitbewerber in der Jagd nach der Tiara. Und doch! Wer den Verlauf des heutigen, des öffentlichen Konsistoriums verfolgte, verspürte auch nicht den leisesten Hauch von all den Kabinetsstürmen, die vorher gewüthet. Das lag, abgesehen davon, daß des Vatikan's Maschinen sehr geräuschlos arbeiten, zum Theil auch daran, daß durch die Abwesenheit der vier Nuntien-

Kardinäle die Bewegung fortfiel, die ihr Erscheinen zweifellos gezeitigt hätte. Zur Freude der Boten, denen bei dieser Gelegenheit ein reiches Trinkgeld winkt, wird den Nuntien der Purpurhut nach ihren Residenzen geschickt.

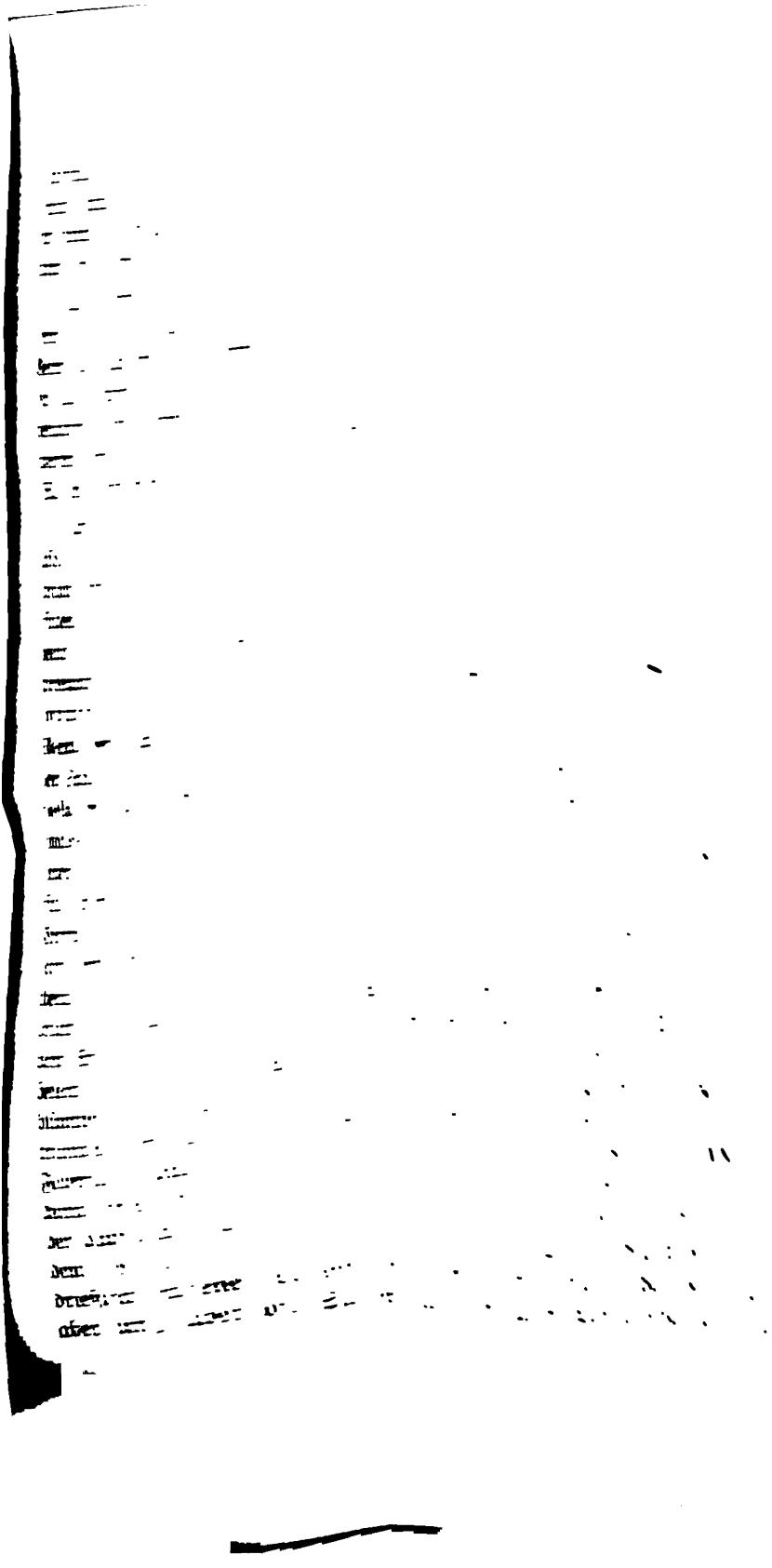
Das öffentliche Konsistorium verläuft immer sehr prunkvoll; denn es ist eine Staatsaktion, bei welcher der Gefangene von Sankt Peter als Souverän auftritt. Eben, weil es Staatsaktion ist, wird die Theilnahme nichtamtlicher Zeugen sehr erschwert. Mir war es gelungen, heute unter die Auserwählten zu kommen, während es den meisten Eingeladenen nur vergönnt ist, in einem der Durchgangssäle den Aufmarsch des Papstzuges zu bewundern.

Auf zehn Uhr Morgens lautete die Einladung; man mußte also, da man bei vatikanischen Festen nie weiß, wo man untergebracht wird, schon eine oder anderthalb Stunden vorher sich einfinden. Als ich den Vatikan betrat, war ich angenehm überrascht; heute sah ich keinen Sturm und Drang, wie bei der letzten Seligsprechung, der andere Charakter der Feier schuf eben andere Bedingungen. Ich schritt sogar allein die Scala Regia zur Sala Regia, dem Schauplatz der heutigen Ereignisse, hinauf. Ich kannte den Saal, den der Tourist bekanntlich nur als Vorhalle der Cappella Sistina betrachtet, nicht wieder. Der sonst trotz seines Gemälde- und Freskenschmucks ziemlich öde wirkende Raum war in einen königlichen Prunksaal verwandelt, was mir ausnehmend gefiel, mehr jedenfalls, als den zahlreichen gemalten Damen und Herren an den Wänden, die durch die Zierbauten oft halbirt, oder sonst verstümmelt wurden. Der große Saal war in zwei Theile getheilt, die Bühne und den Zuschauerraum, oder kirchlich ausgedrückt, das Chor und das Schiff. Das erstere erstreckte sich rechts vom Eingang, sein Boden war mit einem riesigen grünen Teppich belegt, zu beiden Seiten zogen sich gepolsterte und mit rothgeblümten Teppichen geschmückte Bänke hin für die Kardinäle, Patriarchen, Bischöfe und Domherren; im Hintergrunde aber, wo sich Federigo Zuchero's großes Gemälde, die Absolution Heinrichs IV. durch Gregor VII., befindet, erhob sich unter und in einem Gobelin der päpstliche Thron. Links und rechts von diesem saßen jedoch in dem Gobelin zwei ernsthafte, lebensgroße Löwen, die baß verdrießlich schienen ob ihrer heraldischen Frohnarbeit, in den Klauen aber und über die Schultern trugen sie lange Lanzenschafte, auf

Ein Konsistorium im Vatikan.

Rom, 25. Juni 1896.

Das letzte Konsistorium, das, wie immer, auf zwei Tage verteilt, im Vatikan stattgefunden hat, war seit Jahren von Vielen ersehnt, von Vielen aber auch gefürchtet, und es war nahe daran, daß die Sehnsucht auch heute nicht gestillt, und die Furcht durch neue Hoffnungsfrist verlängert worden wäre — hatte man doch schon, um mit einem parlamentarischen Sportsmann zu reden, in den Wandelgängen des Vatikans gewettet, daß auch dieses Mal die Vier nuntiussteeplechase um den Rothenhutpreis wiederum mit einem toten Rennen enden würde. Schon vor mehr als einem Jahre waren die vier Gesandten Jacobini, Agliardi, Cretoni und Ferrata reif für den Purpurhut, aber das Sommer-Konsistorium des vorigen Jahres kam, und es kam auch das des Herbstes — aber die vier Helden im Warten blieben auf ihren Posten in Lissabon, Wien, Madrid und Paris, und jetzt erst wurden sie im geheimen Konsistorium vom 22. Juni zu Kardinälen erhoben. Gründe der hohen Politik waren die Ursache der langen Geduldsprobe, so erklären mit hochwichtigen Mienen die Fernerstehenden, die Eingeweihten des größten Palastes der Welt raunten sich aber leise zu, nur um des Einen willen an den Ufern des Tajo hätten die Anderen mit ihm vereint sich im Hoffen und Harren üben müssen. Im Nuntius Jacobini, dem beliebten Römer, fürchteten nämlich gewisse Papabili den gefährlichsten Mitbewerber in der Jagd nach der Tiara. Und doch! Wer den Verlauf des heutigen, des öffentlichen Konsistoriums verfolgte, verspürte auch nicht den leisesten Hauch von all den Kabinetsstürmen, die vorher gewüthet. Das lag, abgesehen davon, daß des Vatikan's Maschinen sehr geräuschlos arbeiten, zum Theil auch daran, daß durch die Abwesenheit der vier Nuntien-



deren rothen Fähnlein die Tiara mit den gekreuzten Schlüsseln prangte. Grade gegenüber im Hintergrunde des Schiffes war eine dreifache Damentribüne aufgebaut, die in ihrem rothen Putz mit der breiten goldnen Flitterborde so mittelalterlich ausschaute, als sei sie eine Turnierlaube, und als müßte sogleich ein fröhlich Tjostiren anheben. Neben dem Eingang zur sixtinischen Kapelle befand sich eine Seitentribüne für den Großmeister und die Oberen des Maltheserordens, die römischen Patrizier und Maltheserritter, sowie für den übrigen Hochadel des schwarzen Rom; gegenüber erhob sich die Tribüne für das diplomatische Korps. Zu Füßen dieser Tribünen und hinter dem Rücken der Palastgarde in ihrer französischen Infanterieuniform — Typus des Jahres 1850 — durfte sich die übrige eingeladene Männerwelt vertheilen — und warten; natürlich stehend; denn der Saal ist nicht so groß, um bei der Entfaltung des gesammten vatikanischen Hofpompes noch Platz für Parquetsitze zu bieten.

In dem freien Raume, den das altfranzösische Uniformspalier umsäumt, bewegt sich eine bunte Menge von Akteuren und Statisten, sodaß des Wartens Ungeduld von dem kaleidoskopisch wechselnden Bilde stets besänftigt wird. Da wandeln würdevoll, spanischen Granden ähnlich, deren Tracht sie ja auch haben, die camerieri von cappa und spada; zu ihnen gesellen sich Schweizeroffiziere, Dragonerleutnants, päpstliche Kammerherren in violetter Soutane, oder ordengeschmücktem Frack, und dazwischen die Gensdarmen und Schweizer in dem buntscheckigen Landsknechtswamms. Und wird man's müde, stets vor sich zu schauen, so bietet ein Blick nach der reichen und graziösen Tonnengewölbedecke von Pierino del Vaga und Danielo da Volterra willkommene Abwechslung; der Saum der reichkassetirten Decke erglüht in purpurnem Feuer, das die rothen Vorhänge der Seitenfenster entzündet, und in dieser rothen Gluth erwachen die geflügelten Genien, die Paul's III. Wappen umtanzen, zu warmem phantastischem Leben . . . .

Ein lautes „Portez haut!", das der kleine Leutnant der guardia Palatina kommandirt, schreckt uns aus der Betrachtung auf. Das Spalier salutirt; denn nacheinander kommen jetzt, von Schweizern und dem eigenen Hofstaate geführt, die sechs Kardinäle, die im letzten Herbste ernannt, aber noch nicht mit dem Purpurhut geschmückt wurden, der ihnen erst heute übergeben wird. Diese

Herren des Tages, zwei spanische, zwei französische Kardinäle, sowie die Kardinalerzbischöfe von Salzburg und Lemberg, ziehen zur sixtinischen Kapelle, aus der jetzt der süßlich einschmeichelnde Gesang der bekannten Sopransänger herüberklingt, dort erwartet sie der Kardinal-„Camerlengo" des heiligen Stuhls, Oreglia, um ihnen den feierlichen Eid der Treue abzunehmen. Der Eingeweihten Mund umspielt jedesmal ein feines Lächeln, wenn einer der sechs Neuen vorüberzieht; diese haben nämlich — und das gilt erst recht von ihrem Gefolge — noch nicht das gewonnen, was man militärisch-höfisch „Fühlung" nennt. Es ist ja auch noch Alles so fremd, so ungewohnt, das Kleid so neu und die Würde, und so huscht und schleicht der Eine verlegen einher, der Andere versucht Theaterschritt, und wieder ein Anderer segnet im Vorübergehen, was die spöttischen Höflinge erst recht zum Lächeln reizt.

Endlich sind Alle in der Kapelle verschwunden, und das Publikum ist zu seiner Unterhaltung wieder auf sich selbst angewiesen; nun an Intermezzi fehlt es nicht. Schon sind alle Reihen geschlossen, alle Lücken besetzt, da naht ein einfach Priesterlein, ein alter, lieber, aber weltfremder Herr, gefolgt von vier bis fünf verschüchterten, geistlichen Jünglingen. Einer davon trägt eine schwere, schwarze Pappschachtel, und er trägt sie mit Betonung. „Wir sind die Deputation," flüstert der Führer der schwarzen Schaar erregt einem Korporal zu und zupft ihm dabei fast alle rothen Bänder aus den schwarzweißen Puffärmeln. Der Herr Korporal oder Profoß wippt herrisch sein Amtsstäbchen und streicht dann sein mittelalterlich Wamms, aber er weiß von nichts und schickt den Mann weiter. Wen immer dieser nun fragend angehen mag, er erhält stets die gleiche Antwort, und so torkelt der arme Deputationspriester unter all den Beamten herum, als spielten diese Fangball mit ihm. „Portez haut!" . . . . Exotische Bischöfe mit Riesenbärten ziehen zum Chor — und die Deputation ist verschwunden: Adresse unbekannt.

Jetzt taucht auf der Diplomatentribüne plötzlich ein Negerkopf auf. Im Publikum verbreitet sich die Mär', es sei ein Bote Seiner abessynischen Majestät Menelik. Doch da erscheint wieder die mysteriöse Deputation, mit noch verstörteren Mienen; denn noch immer weiß Niemand von nichts. Der Mann mit dem Pappkasten sieht besonders patzig-zornig aus. Zehn Uhr ist längst vorüber, und der Papst kommt immer noch nicht, zum Glück bevölkert sich aber

jetzt die diplomatische Tribüne mit scharlachrothen, blauen, schwarzen und grünen Uniformen und mit Goldputz und Bonapartehüten, auch ein Magnatenmantel wird sichtbar — und plötzlich erhebt sich das Negerhaupt und entpuppt sich als zu einer Uniform — der des Gesandten von Haiti — gehörig. Das Hauptinteresse nimmt aber der aristokratische graue Schnurrbart des französischen Gesandten in Anspruch. Wohl zum letzten Male ließ Herr Behaine das breite Ordensband der Ehrenlegion von dieser Tribüne leuchten; denn seine Uhr ist abgelaufen. Auch auf seinen Begleiter, den schlanken Attaché, richten sich viele Blicke, wahrscheinlich prüft Mancher im Geheimen, ob er in ihm das Modell des Zola'schen Attaché's vor sich hat, der in „Rome" die Schwärmerei für Botticelli mit der tiefsten Kenntniß aller Finanzgeheimnisse vereint.

Endlich ertönte aus den tiefsten Gründen der Sala Ducale, wo die Schaar der zur Besichtigung des Papstzuges Zugelassenen weilt, wirres Geschrei, vereinzelte Rufe, „Evviva il papa-rè" werden laut, und schon erblickt man in der Ferne die bekannten Riesenwedel aus Straußenfedern — die „flabelli" —, die des Papstes Tragthron umfächeln. Es dauert noch eine geraume Zeit, ehe der Zug in unsern Saal einbiegt. Zwei Schweizer eröffnen ihn langsamen Schritts, es folgt allerlei Ordensvolk in weißer und brauner Kutte, dann in karmoisinrother Umhüllung, vergleichbar zusammengerollten Riesenmohnblumen, zwölf päpstliche Diener, die sogenannten „bussolanti", dann die blaurothe Schaar der Advokaten des Konsistoriums, und die Hälfte der canonici di S. Pietro. Wieder treten zwei Schweizer auf, einen neuen Zugabschnitt einleitend. Hinter ihnen trägt ein Domherr die glatte goldene Mitra, die der Papst nachher beim Amte tragen soll, und nun erscheinen etwa zwanzig Kardinäle, alle überragt von zwei Herrschergestalten, dem Staatssekretär Rampolla und dem noch größeren Serafino Vanutelli. Ein Schweizerpaar wirkt wieder als Semikolon. Es führt acht bis zehn „massieri", in spanischer Amtstracht, welche zwei Fuß lange, schwere silberne Keulen im Arme tragen. Und wieder folgen Domherren von der Peterskirche, denen sich die goldstrotzenden Nobelgardisten anschließen, und nun keuchen schwitzend die Rothdamastenen heran, welche den Papst hoch über der Menge hinwegtragen. Kein Ruf wird im Saale laut, das verhindert die Hofetikette. Wie immer überrascht Papst Leo XIII., den Zola

übrigens fälschlich als gebrochenen Greis schildert, durch seine verhältnißmäßige Rüstigkeit, und der Eindruck wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, wenn man sieht, daß seine Hände und Arme leicht zittern. Leo XIII. erscheint heute in Gala, wenn auch ohne die schwere Tiara. Ein rothseidener Mantel mit goldgewirkten Blumen und Arabesken umgibt ihn, und auf dem Kopfe funkelt die juwelenstrotzende Mitra. Er leidet offenbar unter der Hitze; denn von Zeit zu Zeit unterbricht er die Segensspendung und fährt sich mit einem weißen Tuche über das Antlitz. Dem hochragenden Prunksessel des Papstes folgen Träger der „flabelli". Canonici und Schweizer bilden den Schluß des Zuges.

Kaum ist der Papst in den Chorraum getreten, so singen von ihrer Käfigtribüne aus, die links vom Throne steht, die Sopransänger den Papstgruß, dessen Tongewirr sich wie Lerchengesang in die höchsten Höhen verliert. Leo XIII. steigt vom Tragstuhl herab und schreitet, hastig trippelnd und etwas nach vorn gebeugt, zum Throne, wo er die Juwelenmitra mit der glatten vertauscht und sich dann behaglich niederläßt, den Kopf, wie um auszuruhen, hinten anlehnend. Dabei mustern aber seine lebhaften Augen mit großer Aufmerksamkeit die glänzende Versammlung. Das Konsistorium beginnt. Während die Sixtinischen noch zwei herrliche Motetten singen, schreiten alle Kardinäle vor die Stufen des Thrones, um dem Papst mit Handkuß zu huldigen. Nachdem die Musik verstummt ist, tritt aus den Reihen der Konsistoriumadvokaten Graf Guarno hervor, als Sachwalter der Johanna d'Arc, deren Heiligsprechung jetzt in lite ist, und beginnt mit lauter Stimme eine Empfehlungsrede seiner Klientin vorzutragen, auf diese Weise der Welt offiziell verkündend, daß der Prozeß im Gange sei. Der Papst ist wohl sein aufmerksamster Zuhörer, der engere Hofstaat hingegen, der sich im Halbkreis um den Thron gruppirt hat, scheint zerstreuter, vielleicht in Folge der Hitze. Während die Rede noch im besten Gange ist, erheben sich zwölf Kardinäle und ziehen, von Schweizern und Nobelgardisten geführt, zur Cappella Sistina, um die neuen Kollegen abzuholen, die dort bis jetzt gewartet. Nach einiger Zeit kehren sie im gleichen feierlichen Zuge zurück, je zwei alte führen jetzt zwischen sich einen Neuen, der durch seine Barhäuptigkeit auffällt. Langsam wandelt der Zug bis zu den Stufen des Thrones, einer nach dem anderen knieen die Neuen nieder, um dem Papste Fuß und Hand zu

küssen, während sich dieser vornüberbeugt, um seine neuen Paladine zu umarmen. Vom Papste begibt sich darauf jeder von diesen samt seinem offiziellen Gefolge zu den alten Kardinälen, die mitlerweile schon wieder ihre Plätze auf den Seitenbänken eingenommen haben, und mit Allen theilt er feierlich brüderliche Umarmung aus. Das Bild ist sehr malerisch.

Da setzt sich der Papst eine Brille auf, was ihm ein fremdes, beinahe professorales Aussehen gibt, seine Privatkapläne nähern sich ihm mit Kerzen und einem großen missaleähnlichen Buche, das die für die nun folgende Hutauflegung vorgeschriebenen Gebete enthält. Dann werden die Hutkandidaten wieder einzeln vor den Thron geführt. Sie knieen nieder; ihr Schleppenträger (caudatario) rollt den violetten seidenen Mantel auf, mit denen ihnen zwei als Pathen amtirende Kardinäle den Kopf verhüllen, worauf sie eine rothe, runde Scheibe, die den Kardinalshut vorstellt, handhoch über ihn halten. Der Papst legt segnend seine Hände auf den symbolischen Hut und sagt die vorgeschriebenen Gebete; dann segnet er nochmal einzeln jeden Neuen — und die Zeremonie ist zu Ende.

Und wieder plaidirt der Advokat für seine Klientin Johanna d'Arc .... Als er geendet, zieht Papst Leo die Mitra aus, und sein Haupt mit dem weißseidenen Käppchen und den Hals mit der Stola bedeckend, erhebt er sich, um der Versammlung feierlichst den apostolischen Segen zu ertheilen. Das ist das Zeichen, daß das öffentliche Konsistorium zu Ende ist. Der Papst wird hierauf wieder mit dem Prunkmantel und der Galamitra bekleidet und auf den Tragstuhl gehoben. In der gleichen Ordnung, in der er gekommen, verläßt der Zug den Saal, während der Papst gewissermaßen zum Abschied segnet, und dabei dieses Mal besonders die Diplomatenbühne bedenkt. Kaum ist der Zug in der Sala Ducale angekommen, so hört man auch schon wieder die Hochs auf den Papstkönig .... Das Publikum der Sala Regia verläßt den Schauplatz.

Das Konsistorium jedoch und die Einführung der neuen Kardinäle dauern noch fort; denn kaum ist der Papstzug im Paramentensaal angekommen, von wo der greise Pontifex sich in der Prachtsänfte in seine Privatgemächer führen läßt, so ordnen sich die Kardinäle zu neuem Zuge. Unter Vorantritt der Sänger, die das Tedeum anstimmen, ziehen sie zur Dankfeier in die Sixtinische Kapelle, wo der Sottodecano des heiligen Kollegiums das Gebet

„Super creatos cardinales" rezitirt. Beim Verlassen der Kapelle findet abermals eine feierliche Umarmung der älteren mit den jüngsten Purpurfürsten statt.

Hierauf begeben sich die Kardinäle in den ganz mit rother Seide ausgeschlagenen Konsistoriumsaal, in welchem die geheimen Konsistorien sich abspielen. Es währt nicht lange, und auch der Papst findet sich wieder ein, und das zweite geheime Konsistorium beginnt. Der Papst ernennt eine stattliche Reihe von neuen Bischöfen, oder wie es amtlich heißt: „Der Papst schlug folgende Kirchen vor" d. h. die Besetzung des und des Bisthums mit N. N. Nach dieser langwierigen Arbeit kam die Reihe wieder an die sechs neuen Kardinäle; der Papst nahm jetzt an ihnen die Zeremonie der sogenannten Mundöffnung vor. Dann befaßte er sich mit der Erhebung einiger Bischöfe zu Erzbischöfen und wandte sich zum letzten Male darauf wieder zu den jüngsten seiner Pairs, und überreichte ihnen den Kardinalsring. Erst von diesem Augenblicke an, konnten sich diese als im gültigen Vollbesitz ihres Amtes betrachten.

Es war mittlerweile schon spät geworden, als sich Papst Leo nun endgiltig in seine Privaträume zurückzog, aber auch dann konnte er noch an kein Ausruhen denken, weil nach der Etikette alle sechs neuen Kardinäle ihm einzeln einen Privatbesuch machen mußten.

Und die Deputation? Beinahe hätte ich sie vergessen. Als ich zum Bronzethor zurückkehrte, fand ich sie noch verstörter und verdutzter als zuvor, in eifriger Unterhaltung mit den Schweizersoldaten, die auch wieder von nichts wußten. Zum Glück kam jetzt ein polnischer Priester herbei, und endlich mit ihm auch der erste Mann, der von etwas wußte. Er klärte seine Landsleute aus Lemberg darüber auf, wohin sie die güldne Kasel, die in dem ominösen Pappkasten stak, zu bringen hätten, damit sie ihren Adressaten, den neuen Kardinal ihrer Stadt, endlich erreichte. Ob die gehetzten Deputationsmärtyrer nun auch wirklich ihren Auftrag erfüllten? Chi lo sà.

Fiktionen im Vatikan und Quirinal.

Rom, 5. Dezember 1896.

Vor einigen Tagen fanden die Anwohner des Korso Vittorio Emanuele und der Via Nazionale, daß diese Straßen einen räthselhaften Toilettenwechsel vorgenommen hatten; sie sahen nämlich gegen Mittag den ganzen Fahrdamm mit jenem gelben Sand bestreut, der bei feierlichen Gelegenheiten dazu dient, die Gummiräder königlicher Equipagen vor der unmittelbaren Berührung mit dem plebejischen Straßenpflaster zu schützen. Die Frage nach dem Warum konnte Niemand beantworten. Erst am Nachmittag löste sich das Räthsel. Ich war auf Einladung des Besitzers um zwei Uhr ins Hotel Quirinale gepilgert, als plötzlich mehrere Hofwagen vorfuhren und im geräumigen Atrium einige Herren in Zivil absetzten, die einen jungen Herrn, mit kleinem schwarzen Schnurrbärtchen, die Treppe hinauf geleiteten, der auch in Zivil, in langem Winterüberrock und kleinem Hütchen kam, aber sich sehr ungemüthlich in dieser Kleidung zu fühlen schien. Die Hofwagen aber fuhren von dannen. Gegen halb drei Uhr versammelten sich in der Vorfahrthalle andere Equipagen bescheidenerer Qualität, und ein riesiger Leibjäger in der goldgestickteſten Uniform, mit einem Silberbandelier — Façon Treibriemen — und einem Wald von weißen Federn auf dem Haupte stürzte die Treppe hinunter und schob seinen fußlangen schwarzen Vollbart in das Innere des ersten Coupé's hinein, um es auf seine Würdigkeit hin zu prüfen. Eine Viertelstunde später riefen elektrische Alarmsignale alle Gäste ins Atrium, damit sie sich an dem stolzen Gefühle berauschen könnten, den K ö n i g zu sehen, der eine Zeit lang ihr Mitgast gewesen. Und nach einer Viertelstunde des Harrens schritt derselbe junge Herr mit kleinem schwarzen Schnurrbärtchen wieder die Treppe hinunter,

diesmal aber prunkte er in schwarzen goldstreifgeschmückten Hosen, rothem Waffenrock und weißer Lammfellmütze. Und merkwürdig! Alle seine Zivilbegleiter waren verschwunden, und an ihrer Statt rauschten elegante Soldatengestalten hinter dem König Alexander her. Die Herren stiegen in „ihre“ Wagen und fort gings zum Vatikan.

Der Vorgang, der sich so schnell abgespielt hatte, war nur das Schlußtableau langer Verhandlungen. Zuerst hatte nämlich König Alexander von Serbien, um den Hof von Rom nicht zu kränken, incognito zum Vatikan kommen, und vom Palast des Hauses Savoyen über Neapel nach dem Vatikan gehen wollen, aber der Papst hatte sich dagegen gesträubt, und so war noch in der Nacht vor dem Besuch beschlossen worden, den vom Kaiser Wilhelm geschaffenen Präzedenzfall nachzuahmen. Wie bekannt, fuhr der Kaiser vom Quirinal zum Palais des preußischen Vatikangesandten und von dort in preußischem Wagen zum Vatikan, so die Fiktion aufrechterhaltend, daß er unmittelbar aus seiner Heimath, und nicht vom Palast des als Usurpator exkommunizirten Königs von Italien komme. Bekannt ist ja auch, daß der Papst solche Fiktionen nur bei nichtkatholischen Fürsten duldet. Katholische Souveräne werden nur dann nach Rom gelassen, wenn sie dem Papste versprechen, den Quirinal zu ignoriren, und nur dem Vatikan einen Besuch abzustatten. Aus diesem Grunde hat ja auch Kaiser Franz Joseph nie den Besuch erwidert, den ihm König Umberto in Wien abstattete.*)

Bei dem Besuche des Königs von Serbien wurde die Fiktion dadurch komplizirt, daß der König von Serbien in Rom kein eigenes Haus und keine eigenen Equipagen besitzt, weil er keinen römischen Gesandten hat. So mußte denn der Berliner Gesandte, der hier in Rom als Reisekurier des Königs gewirkt hatte, seine vorübergehende Wohnung, das Hotel Quirinale, für serbisches Gebiet erklären. Die Spötter hatten natürlich ihren guten Tag.

Nachdem der Besuch beim Papste stattgefunden, fuhren die Miethwagen Herrn Alexander wieder zum Hotel zurück. Dort verblieb S. Majestät in Uniform, bis Kardinal Rampolla ihm den Gegenbesuch gemacht, dann zogen König und Gefolge die in der geistlichen Atmosphäre des Vatikans getragenen Uniformen aus

*) Siehe auch desselben Verfassers „Römische Augenblicksbilder.“ S. 169.

und schlüpften wieder in die Zivilkleider, die die Luft des Quirinals geathmet. Die Hofwagen erschienen von Neuem, und der König kehrte als Gast Umberto's wieder in dessen Königsschloß zurück.

Diese etwas verzwickte Art von offiziellem Besuch genügt allein, zu zeigen, zu welch' kurzbeinigen Lügen die Fiktion von der Gefangenschaft des Papstes im Allgemeinen führt. Wäre die Unfreiheit des Papstes wirklich so schlimm, wie sie den Besuchern der deutschen Katholiken-Versammlungen erscheint, so dürften folgerichtigerweise auch seine Minister, die Kardinäle, sich nicht frei außerhalb des Vatikans bewegen. Nun aber sieht man sie jeden Tag in der Stadt in ihren bekannten eleganten Wagen, die von zwei eleganten Rappen gezogen und von schwarzlivrirten Kutschern und ebenso schwarz uniformirten Dienern begleitet sind, herumkutschiren, die meisten Kardinäle wohnen ja auch innerhalb der Stadt.

Nur zwei Konzessionen machen die Kardinäle an die Legende. Innerhalb der Stadt zeigen sie sich erstens nie in unbedecktem Wagen, und nie zu Fuße, angeblich um dem Salut des Militärs, der ihnen als Leuten vom Range der Prinzen von Geblüt gebührt, zu entgehen, eine Vorsicht, die den Nachtheil hat, daß die Purpurherren, wenn sie frische Luft schöpfen oder spazieren gehen wollen, weit, weit hinaus in die Campagna fahren müssen, wo ein einsamer Spaziergänger sie oft als rüstige Fußwanderer bewundern kann. Zweitens zeigen sich die Kardinäle, die sonst sich gar nicht scheuen, bei Kirchenfesten in allen großen Kirchen der Stadt zu zelebriren, niemals wenn ein feierliches Totenamt für einen Kardinalkollegen abgehalten wird. Dann sitzen vielmehr alle leidtragenden Bepurpurten hinter einem Vorhange, und mit ihnen verbergen sich die zur Feier erschienenen Mitglieder des diplomatischen Korps, die also von den Vorgängen in der Kirche nichts bemerken. Hat die Kirche zwei Eingänge, so benutzen Kardinäle und Gesandten die Hinterthüren. Bei der Leichenfeier für den verstorbenen Kardinal Hohenlohe kam zu diesen alten Unbequemlichkeiten für die Verfechter der Legende eine neue; denn außer dem preußischen Gesandten waren auch der Prinz von Meiningen, der Herzog von Ratibor, die Prinzen Hohenlohe erschienen, und diese konnte man doch nicht hinter einen Vorhang setzen. Man mußte also eine Ausnahme machen und räumte den Leidtragenden eine Seitenkapelle ein, die auch unverhüllt blieb. Aus den gleichen

konventionellen Gründen wird auch bei der Bestattung eines Kardinals jeder Pomp vermieden, und den deutschen Verwandten des Kardinals Hohenlohe soll die sang- und klanglose Beerdigung ihres Oheims auch sehr unangenehm aufgefallen sein, aber der tote Hohenlohe wurde eben nicht anders behandelt, wie jeder andere tote Kardinal.

Die Wissenden lächeln oft über den frommen Schein, nachdem der Vatikan sich mit dem Sein schon längst abgefunden hat, auf der anderen Seite aber nöthigt die Konsequenz im Festhalten und Beobachten der Grundsätze, die den zum Schutz der frommen Fiktion getroffenen Vorsichtsmaßregeln als Fundament dienen, auch den Wissenden Hochachtung ab. Im Kleinen mag der Vatikan ja nachgeben, aber da er am Prinzip festhält, braucht er nicht zu fürchten, daß man einige Abweichungen von der Fiktion als Schwäche auslegt. Der Vatikan, der die Reise des Königs von Portugal zum Oheim in Rom verboten hat, der den Kaiser Franz Joseph von der Ewigen Stadt fern hält, ist über diese Furcht erhaben.

Vor Kurzem brachte die **Gazzetta del Popolo** ein lesenswerthes Feuilleton über die „fromme Heuchelei" im Vatikan und darin hieß es u. A.: „Du trittst durch die Bronzethüren und läßt jenseits der vatikanischen Grenzen die letzten vorgeschobenen Posten Italiens, die Carabinieri, zurück. Du sprichst einen Augenblick mit den Riesengestalten der Schweizer, das heißt, Du sprichst mit ihnen eigentlich nur einen Monolog, da sie außer ihrem waadtländischen Dialekt keine andere Sprache beherrschen. Mit irgend einer Antwort befriedigst Du die schönen automatischen Puppen, die niemals Schwierigkeiten machen, und nun kannst Du Dich in den Irrgarten von Korridoren, Treppen, Säulen, Höfen, Galerien, Museen und Gärten, den man Vatikan nennt, hineinwagen. Bei jedem Schritt wechseln die Bilder, Du triffst überall Gensdarmen, Priester, Dienstmädchen, Kinder, Prälaten, Bediente, Touristen, Fremdenführer, kurzum eine bunte, kaleidoskopische Welt. Manchmal kommt es Dir auch vor, daß Du Dich verirrst, Du läufst verschiedene Treppen auf und ab, suchst vergebens einen Ausweg aus den unendlichen Gängen, in denen Dich alle Augenblicke aus dunkler Nische ein Steinbild irgend eines Papstes, oder der Torso einer antiken Statue erschreckt. Plötzlich befindest Du Dich wieder unter den Kunstwerken des Cinquecento, die erhabene Künstler mit heid-

nischen Anschauungen überall im christlichen Palaste verschwenderisch verstreut haben, Du siehst Dich in einem Meer von Kunst, athmest Kunst, lebst Kunst. Voll Kunst ist daher auch jede Zeremonie am Papsthofe. Kunst und Künstlichkeit hängen aber oft mehr zusammen, als man glaubt, und so überkommt Dich oft, wenn Du die Stadt der Pontifizes durchirrst, die drückende Vorstellung, wie künstlich, allzu künstlich doch die konventionelle Lüge der Papstgefangenschaft ist. Jenseits der vatikanischen Mauern, jenseits der Bronzethüren lebt und athmet die Neuzeit, braust das Leben Neu-Roms, und die Leute vom Vatikan versuchen dies zu leugnen und durch fromme Fiktion hinwegzudekretiren — jeden Augenblick jedoch sehen sie sich gezwungen, an dieses theoretisch für sie nicht existirende Neu-Rom und die offizielle neurömische Welt zu appelliren! . . ."

Der Feuilletonist hat Recht. Zwischen der italienischen Polizeistation des Borgo, deren Kommissar stets nach den Wünschen des Vatikans ausgesucht wird, und der Vatikanpolizei besteht nicht nur telephonische Verbindung. Das zeigt sich regelmäßig, wenn die kirchlichen Kräfte nicht ausreichen, um im Innern des Palastes Ordnung zu halten, und das zeigte sich auch, wie ich seiner Zeit schilderte, als bei einer Seligsprechung*) durch Kartenfälschungen Tausende von Personen sich ungebeten in den Vatikan gedrängt hatten. Aber trotzdem siegt die Fiktion, und wenn sie auch in Rom spöttisch oder mitleidig hingenommen wird, — nach Außen verfehlt sie ihre Wirkung nicht. In gewissen katholischen Ländern glaubt ja auch heute noch das niedere Volk, der Papst läge gefesselt und auf Stroh in einem unterirdischen Kerker. Wenigstens wurden in Südfrankreich Bilder, die den Papst so darstellen, massenweise verbreitet. In Wirklichkeit, und das haben wir im Kapitel „Vatikan und Quirinal von 1878—1883"**) gesehen, herrscht zwischen Quirinal und Vatikan der regste Verkehr. Dessen Vertrauensmänner sehen sich fast täglich. Der Logik zufolge sollten auch die schwarzen Aristokraten strenge den weißen, d. h. den Adel, der zum Quirinal hält, ebenso meiden, wie die beim Vatikan beglaubigten Diplomaten, streng genommen, nie mit ihren Quirinalkollegen zusammenkommen dürften, und doch hat man in der Praxis „neutrale" Häuser ge-

*) Siehe Seite 48.
**) Siehe Seite 8.

funden, in denen die weiße und schwarze Welt sich zwanglos mischt, was um so natürlicher ist, als oft Mitglieder derselben Familie in Vatikan- und Quirinalhöflinge geschieden sind. Das krasseste Beispiel dafür ist Marcantonio Colonna. Sein ältester Bruder war „assistente al soglio" im Vatikan, das heißt, der höchste Würdenträger des Papstes aus dem Laienstande, er selbst aber Kammerherr am italienischen Hofe. Der ältere Bruder starb, Marcantonio trat an seine Stelle, und da das Amt des „assistente al soglio" in der Familie erblich ist, mußte er dem Quirinal absagen und sich vom weißen zum schwarzen Höfling bekehren.

Diese Art von Fiktionen werden oft im Auslande nicht verstanden; so ist es zum Beispiel Brauch, daß jeder Ort, wo sich offiziell Vatikanleute versammeln, durch die bloße Thatsache des offiziellen Zusammenseins zu einem dem Vatikan gehörenden Raum erklärt, d. h. fingirt wird. Wenn zum Beispiel die deutschen Monsignori des Vatikans sich in irgend einem Hotel zu einem Festessen zu Ehren des deutschen Kaisers versammeln und dabei die preußischen und bayerischen Vatikangesandten eine Rede auf den Papst halten, so findet der italienische Hof*) das für ganz korrekt; denn die Diplomaten haben in dem betreffenden Augenblicke auf vatikanischem Boden gesprochen. Von einer Beleidigung der italienischen Einheit, von einer Demonstration zu Gunsten des Vatikans ist also keine Rede. Aber wundern kann man sich nicht, wenn Fernerstehende über all diese Spitzfindigkeiten den Kopf schütteln. Eine andere Spitzfindigkeit haben wir ferner in dem schon oben angeführten Kapitel gefunden**), welches die Zerlegung des Königs Umberto in einen italienischen König und in einen savoyschen Herzog betraf. Dieselbe Unterscheidung verhalf dem Vater Umberto's zum geistlichen Trost auf dem Sterbebette. Viktor Emanuel war natürlich als usurpatorischer König Italiens gebannt, aber der Papst erlaubte trotzdem, daß ihm in seiner Eigenschaft als Herzog von Savoyen, oder als König von Sardinien die Sterbesakramente gereicht würden.

*) Streng genommen, müßten ja auch alle Vatikangesandtschaften auf vatikanischem Gebiete wohnen. Da das aber in der Praxis unmöglich wäre, hat die italienische Regierung auch die Wohnungen der offiziell von ihr nicht anerkannten oder offiziell nicht einmal gekannten Vatikandiplomaten auf italienischem Gebiete (!) als exterritorial fingirt, ja die Exterritorialität dieser Diplomaten im Garantiegesetze ausdrücklich anerkannt.

**) Siehe Seite 9.

Jeden Ostern zanken sich, um noch eines anzuführen, klerikale und liberale Blätter darüber, ob der Pfarrer des Sprengels, in welchem der Quirinalpalast liegt, diesem den üblichen Osterseger ertheilt habe, oder nicht; denn Pius IX. belegte die Residenz der Thronräuber mit dem Interdikt. Nichts desto weniger geht jegliches Jahr der Pfarrer von S. S. Vincenzo e Anastasio in den interdizirten Palast und segnet mit dem Aspersorium alle dessen Gemächer, Küche und Ställe inbegriffen. Die liberalen Blätter buchen diese Inkonsequenz, worauf der „Osservatore Romano" stets erklärt, es sei nicht wahr, daß der Pfarrer alle Gemächer des Quirinals gesegnet habe, jedenfalls habe er die Schlafzimmer des Königs und der Königin nicht betreten. Das ist eine Spitzfindigkeit; die Thatsache bleibt bestehen, daß ein Pfarrer sich gegen den Papst erhebt, und ein von diesem in Acht gethanes Haus betritt. Aber es kommt noch schöner. Seit dreißig Jahren wird in dem mit dem Interdikt belegten Palaste ganz ruhig Messe gelesen, weil der frühere Hofkaplan des Königs, Msgr. Anzino ein feiner Kasuist war. Er unterhandelte mit dem Vatikan um die Erlaubniß, im Quirinal als Seelsorger wirken zu dürfen, aber der Vatikan blieb fest. Da zog Anzino ein altes Dekret von Leo XI. hervor, das bestimmt, daß, wo auch immer die Häupter der Familie Savoya, und sei es auch nur für eine Nacht, verweilen, ein eigener Pfarrsprengel gebildet, und dessen Pfarrer, der savoyische Hauskaplan sei. Auf Grund dessen gestattete der Papst, daß in dem verfehmten Quirinalpalaste ein Zimmer zur Privatkapelle eingerichtet werde, unter der Bedingung, daß die eigentliche Palastkapelle außer Funktion bleibe. Auch diese Fiktion werden Fernerstehende seltsamlich finden, besonders aber gutgläubige Katholiken aus niederem Stande, die vielleicht zu dem Schlusse kommen, daß Hochgestellten Manches durchgeht, was den Aermsten der Armen mit den fürchterlichsten Kirchenstrafen verboten wird. Natürlich: „Quod licet Jovi, non licet bovi."

Die allergrößte Fiktion des Vatikans ist aber die schon behandelte Legende von der Gefangenschaft*) des Papstes.

*) Prof. Nitti von der Universität Neapel schrieb Mitte 1900 über das gleiche Thema wie folgt: „Warum besteht wohl der Papst und mit ihm der ganze Klerus so beharrlich auf der Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaates, während doch weder er selbst, noch irgend ein Kardinal oder Bischof an die Möglichkeit der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft

Zum Schlusse könnte jemand die Frage aufwerfen, wie sich der Papst persönlich zu all diesen frommen Fiktionen stellt? Wir wissen, daß er oft genug sein Bedauern ausgedrückt hat, daß ihm das Prinzip verbietet, sich zu seinem Lateranpalast zu begeben, um in dessen Basilika die von ihm mit großen Kosten geschaffenen Mosaiken des Chores zu schauen, aber er bleibt fest und thut den Savoyern nicht die Freude an, dem Papste in den Straßen Roms Ovationen bereiten zu dürfen. Und doch hat er einmal gegen die Fiktion das päpstliche Gebiet verlassen, indem er eine Wagenfahrt längs der vatikanischen Mauern auf staatlichem Gebiete machte. Ja man erzählt sich sogar, daß er zweimal nächtlicher Weise zum Palazzo Barbarini fuhr, wo sein Bruder im Sterben lag. Die Liebe zum Bruder siegte damals über das Prinzip.

---

des Papstthums glaubt? Weil die Menschheit mehr an die schöne Geste als an eine große Theorie glaubt, weil die Idee der Verfolgung für das Papstthum eine Macht bedeutet. Die Katholiken Irlands, Amerikas, Deutschlands glauben, wenn sie ihre vielen Millionen schicken, es handle sich um Liebesgaben an einen ausgeplünderten und verfolgten Greis, während Leo XIII. in Wirklichkeit als gewaltiger Monarch dasteht. Je weiter ein Land von Rom entfernt ist, umso entstellter erscheint die Wahrheit, und je mehr die Wahrheit über die Lage des Papstes entstellt wird, um so reichlicher fließt der Peterspfennig. Und etwas anders als diesen hat eben der Papst nicht nötig. Damit soll gar nichts Uebles über die Person des Papstes gesagt sein, der für sich keinerlei Bedürfnisse mehr besitzt. Aber der Vatikan ist ein Hof, und entsprechend seiner Ueberlieferung einer der luxuriösesten Höfe der Welt. Das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 gewährt dem Papst eine Jahresrente von ungefähr $3^1/_2$ Millionen Lire, die aber der Vatikan bekanntlich nie angenommen hat. Daß er das nicht that, damit hatte er sehr Recht. Denn zur Bestreitung seiner Ausgaben hätte das Geld nicht annähernd gereicht, der katholischen Welt aber wäre es als eine ungeheure Summe erschienen und sie hätte gewiß fürderhin nicht mehr den Beutel gezogen. Es giebt eben Fiktionen, die zur Notwendigkeit werden, und die schöne Geste der Trauer und Verfolgung verhilft dem Papst zur Aufrechterhaltung eines Budgets, dessen er bedarf. Eine Aussöhnung mit Italien würde es vernichten."

Bilder vom italienischen Hofe.

Mehr als man glauben sollte, ist außerhalb Italiens der Glaube verbreitet, daß das Hofleben im Quirinal nur vegetire, und es hat auch thatsächlich für den Fremden, der die glänzenden Feste in Sankt Peter und im Vatikan gesehen hat, den Anschein, als ob der Glanz des Vatikans den des Quirinals überstrahle. Das liegt zum Theil in der Natur der Sache. Auch der prachtliebendste Hof könnte in Pomp, in szenischen Bildern, in Kostümwirkung und sinnlich reizvollen Zeremonien mit dem Vatikan nicht wetteifern; zum Theil lag und liegt es auch im Charakter der letzten piemontesischen Könige. König Umberto war, wie sein Vater, ein einfacher Mann, jedem Prunk, jedem rauschenden Treiben abhold, obgleich es politischer gewesen wäre, hätte er sich Zwang angethan, und hätte er ebenfalls durch glanzvolle Feste den sinnenfreudigen Römern, die auch heute noch von ihrem Herrscher „panem et circenses" verlangen, mehr Entgegenkommen gezeigt. Freilich auch ein König kann nur in einem zu Festen geeigneten Milieu, gestützt auf eine lange Festestradition, großen Glanz entfalten, und dem „sabaudischen" Könige, wie ihn die Klerikalen hohnvoll nennen, hat es an diesem Milieu — am Hofe und an einer Hofgesellschaft lange gefehlt. Als Umberto seine Regierung antrat, waren erst siebenundeinhalb Jahre nach der Eroberung Rom's verflossen, Volk und Adel in der ewigen Stadt glaubten noch nicht daran, daß der Aufenthalt der Savoyer in Rom sich zum ständigen entwickeln würde. Vorsichtig, wie die Römer nun einmal sind, wollten sie es mit dem alten Herrn nicht verderben, ehe der neue Herr gezeigt hätte, daß er endgiltig seinen Vorgänger verdrängte. Nur der Beharrlichkeit der klugen Königin Margherita ist es zu danken, daß die Reihen des

Der Hof und die Hof-Gesellschaft.

frondirenden Adels sich immer mehr lichteten, und die Ueberläufer in's neue Lager immer zahlreicher wurden. Zum Unglück war mit diesem Zuwachs nicht viel gewonnen, weil durch die Ungunst und durch den Wandel der Zeiten ein großer Theil dieses ralliirten Adels verarmte, und der geringe Rest des Hochadels, der sich finanziell behauptete, stolz auf seine Jahrhunderte alte Geschichte, sich von der Gesellschaft abschloß, und nur sehr selten geruhte, die Feste der als „eben"- aber nicht „überbürtig" betrachteten Savoyer mit seinem Besuche zu beehren. Die eigentliche „Gesellschaft" war also im weißen Rom klein und so genöthigt, ein und zwei Augen zuzudrücken, und sich durch Mitglieder der Talmigesellschaft zu ergänzen, wodurch natürlich die Selbstisolirung des Hochadels, des liberalen sowohl, wie des klerikalen, immer rigoroser wurde. Was man demnach Hofgesellschaft in Rom nennt, setzt sich zusammen aus vereinzelten Mitgliedern des piemontesischen, toskanischen und venezianisch-lombardischen Adels — der neapolitanische Adel hat immer noch sein Zentrum in Neapel, ebenso wie der sizilianische in Palermo —, einem Theil der römischen Aristokratie, dem diplomatischen Korps, den Edelsten und Reichsten der Fremdenkolonie, wobei es mit den Prädikaten „edel" und „reich" nicht allzu genau genommen wird, und aus der höheren Beamten-, Künstler- und Abgeordnetenwelt.

Diese „Gesellschaft" vergnügt sich, wie in allen Residenzstädten, mit Wohlthätigkeitsbazaren, Theeabenden, Privattheatern und Bällen. Größere Bälle finden meist in den ersten Hotels statt, grade als ob die fürstliche Gastlichkeit grand style unmodern geworden sei. Es fehlt ja auch in dieser Gesellschaft an Familien, die über große Palais und in Folge dessen über gute Ballräume verfügen.

Ein Mangel ist auch — im Sinne der „Gesellschaft" gesprochen —, daß die Minister nicht, wie in Preußen, im Ministerpalais selbst wohnen, auch nicht zu der großen Repräsentation verpflichtet sind wie bei uns, ebensowenig wie die hohen Generäle. Die Art der Geselligkeit ist eben in Rom und Italien eine andere, als in Deutschland. Ihr Schwerpunkt liegt in dem wöchentlichen „Empfang" der Signora oder, bei höher gestellten Familien, der „Donna" X oder Y, und zur Hauptsaison, dem Karneval, im Argentinatheater.

In den letzten Jahren ist die römische Gesellschaft durch einen angelsächsischen Einschlag von diesseits und jenseits des großen Wassers neu belebt worden, und die etwas einförmige Art der gesellschaftlichen Vergnügungen — denn auch große Diners nach deutscher Art sind in Rom selten, wo man mehr patriarchalisch der Verwandtschaft lebt, und große Festessen nur an den bedeutendsten Kirchenfesten zu dem Zwecke veranstaltet, eben diese ganze Verwandtschaft zu vereinigen — wurde durch die Sportfreuden bereichert. Der Fremde, der sich gerne am Glanze der vornehmen Welt zu erbauen pflegt, hat im Frühsommer vollauf Gelegenheit, dies Glück behaglich auszukosten, wenn er die Wettrennen besucht, und im Winter, wenn er als Zaungast dem Ausritt der Fuchsjäger zuschaut.

Fuchsjagd in der Campagna.

Diese Fuchsjagden, die durch den großen Reitersmann Marchese di Roccagiovane zu einer ständigen Einrichtung geworden sind, finden gewöhnlich Montags und Donnerstags statt. Unzählige Male habe ich als Zaungast an solchen Jagden theilgenommen, weniger der „Gesellschaft" wegen, als dem herrlichen Theater — der Campagna zu Liebe, auf der sich das farbenprächtige Schauspiel abspielt. Das Hauptkontingent der Reiter stellen außer der Garnison, die Militärreitschule von Tor di Quinto, dann die Mitglieder des Adels und der „illüstren" Fremdenkolonie. Als Ausgangspunkte (sportlich: meet) werden mit Vorliebe das Grabmal der Caecilia Metella, Castel Giubileo, der Monte Mario und Prima Porta an der Flaminischen Straße gewählt, wo die von den Durchreisenden leider so wenig besuchte Villa der Livia, der Gemahlin des Augustus, liegt,

Besonders gefiel mir eine Jagd, die — im Winter von 1897 — ausnahmsweise an der Straße nach Mentana begann. Radelnd zog ich über die Via Nomentana, die Lieblingsstraße der Römer, bis zum Anio, den ich auf der Nomentanobrücke überschritt. Jenseits derselben am Fuße des heiligen Bergs, zu dem einst die Plebejer streikend gewallfahrtet, war der meet. Am Eingang des Wiesenthals, das sich nördlich bis zu den Hügeln hinzieht, auf denen einst das alte Antemnae stand, erhob sich ein großes Zelt, in welchem flinke Köche munter hantirten. Der behäbige Padrone der Osteria zum Monte Sacro hatte ebenfalls ein Uebriges gethan, um die Fuchsjagd zu ehren; denn er hatte den am Plebejerberg gegen-

überliegenden Hügel mit einem Wege geschmückt und auf dem Gipfel gar eine Rohrhütte errichtet, die bequeme Rundsicht bietet. Es ist halb elf. Um elf Uhr wird gestartet. Da kommen die Vorboten der Jagd, die Radler und Radlerinnen, durch die dräuende Thorburg des ponte Nomentano; viel England ist darunter, auch Amerika. Miethwagen folgen mit neugierigen Fremden, dann herrschaftliche Kutschen. Jetzt erscheint auch die römische Aristokratie zu Rad, Roß und Wagen. Prächtige Kostüme schaut man bei den Damen. Vor Allen fällt eine Principessa in schwarzem Sammtkleid auf, die mit graziösester Geschicklichkeit ihr Nickelrad durch die Menge windet.

Auch die Tochter des Palastpräfekten Gianotti entzückt durch die Grazie, mit der sie ihren dog-cart lenkt. Eine Reiterschaar zieht über die Brücke, Burschen sind's, welche den Offizieren die Pferde zuführen, ihre Herrschaften fahren meist zu Pferd oder zu Wagen an. Da kommt auch hoch zu Roß der Kriegsminister Pelloux, in Civil. Einem verjüngten Crispi gleicht er. Schon ist die Wagenburg stattlich, und zahlreich die Versammlung. Gesprochen aber wird nur französisch und englisch. Jetzt nahen die Rothröcke, die Vertreter des Hochadels. Auch des Premiers Sohn ist darunter, Carlo di Rudini, der außer dem Reit- auch den Parlamentssport pflegt. Doch jetzt naht die Meute. Vierzig bis fünfzig Hunde sind's, denen die rothbefrackten Diener zu Pferde folgen. Hinter ihnen kommt auf dem Stahlroß der schwedische Gesandte Herr Bildt. Die Meute zieht weiter zwischen den beiden charakteristischen Gräberruinen hindurch, welche die Chaussee flankiren. Die Rothröcke und die Amazonen sitzen auf, ihr master trabt von dannen, und die Jagd beginnt. Die Zuschauer eilen den Hügel hinauf, und nun schweift der Blick über die grünbraune Wüste, die nur von den Signalthürmen der Tempelritter-Bankherren belebt ist, hin zu den fernen Sabinerbergen, die noch halb im Schatten liegen. Wie klein auf einmal die im Thal so große Versammlung angesichts der wüsten Unermeßlichkeit erscheint! Und welch' wohlthuende Stille uns umfängt! Langsam zieht die bunte Cavalkade zu dem morgensonnenglühenden Landschloß „Casale dei Pazzi" geheißen, dessen malerische Schönheit noch durch eine Pinienallee gehoben wird. Hinter den Rothröcken ziehen die wilden Caporali, die Fürsten der Campagnahirten, gefolgt von Böcklinfiguren und Schafhirten, die

lebendigen Faunen gleichen, stecken doch ihre massiven Beine in zottigem Ziegenfell, das um so düsterer scheint, je gelber und fahler ihr Fieberantlitz leuchtet. Ein Signal, und Hurre, hurre, hop braust die Reiterschaar über die Weide, bergauf bergab. Nach zehn Minuten ist auch ein Fuchs aufgespürt, der sich das Vergnügen macht, seine unwillkommenen Besucher eine Viertelstunde lang zu den schlimmsten und manchem eleganten Reitersmann gefährlichen Hürden und Hecken zu führen, und sich dann vor einer der vielen Höhlen, welche den Campagna-Grund durchziehen, französisch empfiehlt. Von Neuem geht die Suche an. Neuer Galopp, bis endlich nach mehrstündigem Ritt der schlaue Reineke daran glauben muß. Nach zwei Uhr kehrt die Jagdgesellschaft zum Berg der Plebs zurück, um sich im luftigen Zelt und an lustiger Tafel von den Strapazen zu erholen.

Seit einigen Jahren hat Principe Odescalchi in seinem herrlichen Trutzschlosse von Bracciano auch die Hetzjagd auf Damhirsche eingeführt, die als willkommene Abwechslung begrüßt ward. Ja von Zeit zu Zeit veranstaltet er auch am See von Bracciano Turniere und andere Reiterspiele.

Der Hof auf der Straße.

Diese Belebung des Reitersports wirkt natürlich auch zurück auf den Wagensport, der in Rom ja schon seit undenklichen Zeiten blüht, weil die tägliche Pflichtwagenfahrt über den Corso zum Pincio und zur Villa Borghese den Glanzpunkt des täglichen Lebens der „Gesellschaft" und der besseren d. h. reicheren **borghesi** bildet. Mancher Fremde hat schon den Luxus der Wagen, die Schönheit der Pferde, den Reichthum des Geschirr's angestaunt, und dabei verwundert an die ewigen Klagen über das Elend in Italien gedacht. Auch Königin Margherita pflegte sich alltäglich an diesem Corso zu betheiligen, und stets ging ein Leuchten über das Antlitz der Spaziergänger und Corsofahrer, wenn sie von Weitem die rothen Livreen des königlichen Wagens sahen; denn Margherita verstand es immer bezaubernd zu grüßen; hatte sie doch die Gabe des lächelnden Grußes zur willkommenen Kunst ausgebildet, einer Kunst, der sie nicht zum Wenigsten ihre große Popularität verdankte. Der König hingegen, der auch täglich ausfuhr und dabei selbst kutschirte, kam selten über den Corso, den er „mit dem Hut in der Hand" durchfuhr; denn er beherrschte die Technik der zuvorkommenden Höflichkeit.

Diese Höflichkeit wollten Manche nicht genug königlich finden. Umberto schien ihnen zu bürgerlich. Die liberalen Römer hätten es lieber gesehen, wenn er nicht immer im Zivilrock erschienen, sondern öfters in prunkvoller Uniform und mit glänzendem militärischem Gefolge aufgetreten wäre, und so das pompreiche auf die Massen wirkende Gepränge nicht als Monopol des Papstes hätte erscheinen lassen. Nur einmal im Jahre zeigte sich Umberto ja als König und oberster Kriegsherr hoch zu Roß und in Mitten einer glänzenden Suite, wenn er die Parade am Morgen des Verfassungsfestes abhielt; als König und Staatsoberhaupt hingegen erschien er dem Volke nur, wenn er eine neue Tagung der Kammer mit einer Thronrede eröffnete. Dann zog er im aus Gold und Krystall aufgebauten und mit gepuderten Rothröcken besetzten Galawagen, von seinen prächtigen Leibkürassiren eskortirt und gefolgt von den Galawagen der Prinzen und des Hofstaates, auf der durch Aufschüttung des traditionellen gelben Sandes zur Feststraße gewandelten Via Quirinale und dem Korso zum Kammerpalast. So glänzend der Aufzug war, so kühl und frostig war er auch und ließ darum meist das Publikum kühl. Da wirkt doch ein Prunkaufzug der Stadtvertretung entschieden malerischer; denn die mittelalterliche Pracht der „Läufer" und „staffieri" des Sindaco, der alte Prunk der Wagen der römischen „Senatoren" und der Bannerträger, welche die bejahrten Riesenfahnen der alten Stadtviertel Rom's (der Rioni) tragen, ist dem Charakter der ewigen Stadt besser angepaßt, als die steife Rokokopracht des königlichen Zuges, der an alte Bilder erinnert, so die „processio" eines Sereniſſimus aus den Rheinbundstaaten darstellen.

Sonst kommt der Hof und seine Pracht dem Volke, das nicht hoffähig ist, nur vor die Augen, wenn ein neuer Botschafter oder Gesandter sein Beglaubigungsschreiben überreicht und in Galawagen zum Quirinal geführt wird, oder am Neujahrsfeste, wenn die feierliche Auffahrt der Abordnungen von Senat und Kammer stattfindet; ich spreche natürlich von gewöhnlichen Zeiten; bei Festen, wie das Septemberfest von 1895, und bei Besuchen fremder Monarchen erscheint der Hof ja selbstverständlich öfter in der Oeffentlichkeit, aber diese Feste sind Ausnahmen, und in den fünf Jahren, aus deren Geschichte diese kleinen Bilder entnommen sind, waren dieser Ausnahmen nur wenige.

Die montenegrinische Hochzeit.

Es sei mir gestattet bei einer dieser Ausnahmen etwas länger zu verweilen, und zwar bei der „Montenegrinischen Hochzeit“ im Oktober des Jahres 1896; denn auch diese gibt uns wieder Gelegenheit von den Seltsamkeiten zu reden, zu denen das gezwungene Nebeneinanderleben von Quirinal und Vatikan führt. Die Feindschaft zwischen den beiden Höfen soll es ja auch verschuldet haben, daß der Kronprinz und jetzige König so lange unvermählt blieb; denn die Rücksicht auf den Papst hielt die katholischen Höfe stets zurück, wenn es sich darum handelte, eine ihrer Prinzessinnen eventuell mit dem Erben der italienischen Krone zu verbinden. Andrerseits wollte die streng katholische Königin Margherita nichts von einer Verbindung mit einer protestantischen Prinzessin wissen. Schon soll man daran gedacht haben, die künftige Königin im italienischen Hochadel zu suchen, als die romantische Liebe des Kronprinzen zur Tochter des Fürsten der schwarzen Berge alle Konflikte löste; denn die Schwierigkeit der Religionsverschiedenheit sollte ja durch den Uebertritt der Prinzessin Elena vom griechisch-orthodoxen zum römisch-katholischen Glauben gehoben werden. Dem Vatikan war dieser Zuwachs seiner Heerde zwar sehr angenehm, fatal war ihm nur, daß die italienische Staatsraison die Trauung in Rom forderte, und von dieser Forderung aus bekannten Gründen nicht abgestanden wurde, um so mehr als der Quirinal mit gutem Rechte auf die Schwierigkeiten hinweisen konnte, die einer Hochzeit in Cettinje, oder gar in Neapel, wo der Hof auch Paläste besitzt, entgegenstünden.

Dazu kam die weitere Schwierigkeit, daß in Rom der Papst Herr aller Kirchen und Geistlichen ist, es also schwer war, eine domartige, einer königlichen Hochzeit angemessene große Kirche zu finden, zumal der Quirinal auch den geringsten Schein von Gewalt vermeiden wollte. Da bot sich als Ausweg wieder eine der bekannten „Fiktionen“. Das savoyische Königshaus besitzt in Rom eine eigene, dem Hause seit Jahrhunderten gehörige Kirche, la chiesa del Sudario. Aber sie ist leider zu klein, und ihre Geistlichkeit zu wenig hoch im Range und zu wenig zahlreich. Gut!

Damit war es also nichts. Stellte die Kurie ihre hohe Geistlichkeit nicht zur Verfügung, so konnte man ja einen Geistlichen mit Bischofsrang von Außen kommen lassen. Schon dachte man an den Erzbischof von Turin, doch auch diese Wahl hätte zu Konflikten mit dem

Vatikan geführt, als sich der Prior von der San Nicolakirche von Bari als Retter aus der Verlegenheit erwies; denn diese Kirche gehört dem Könige von Italien als dem Rechtsnachfolger der griechischen Kaiser, der Normannenherzöge und der Könige von Neapel als eine Palatinalkirche (königliche Pfalz.) In Bari sollte daher zunächst die Konversion der Prinzessin stattfinden, und dann der Großprior vom Nikolausdom nach Rom kommen. Man kann sich denken, wie die spottfrohen römischen Katholiken über die Verlegenheitsausflüchte der Savoyer lächelten, zumal als diese zuletzt zur Trauungskirche die Chiesa S. Maria degli Angeli wählten, die Staatseigenthum ist, weil sie in den Ruinen der Diokletiansthermen liegt, die wie alle großen Reste des Alterthums zum „monumento nazionale" erklärt wurden. Natürlich gab grade diese Wahl den spöttischen Klerikalen auch darum wieder Gelegenheit zu bösen Reden, weil die Kirche wegen ihrer Ruinennachbarschaft und wegen des Mangels einer vornehmen Façade sich zu allem andern, nur nicht zu einer Festkirche zu eignen schien. Als nun endlich glücklich alle Schwierigkeiten gelöst waren, da konnte der Papst, der den Schein gerettet hatte, unter der Hand sich zu allerlei geheimen Zugeständnissen bequemen, wenigstens duldete er, daß seine kirchlichen Behörden nicht nur Geistliche niederen Ranges abkommandirten, sondern auch zum Schmuck der Trauungskirche Requisiten aus den päpstlichen Basiliken herliehen.

Doch kommen wir zum Feste selbst, das ich in einem Briefe vom 22. Oktober 1896 beschrieb: So wenig romantisch fürstliche Hochzeiten zu sein pflegen, und so wenig Romantik auch der Vermählung des Savoyer Sprossen mit der Tochter der Petrovic anhaften mag, ein wenig freundlichere Farben bringt doch in das jetzige Fest die Reise der Braut aus den Schluchten der Schwarzen Berge über das stürmische Meer nach der alten Normannenkirche zu Bari. Romantisch war vor Allem die Fahrt von Cettinje nach Antivari, wenigstens nach den Mittheilungen eines Augenzeugen, der als Vertreter der Presse im Gefolge des Prinzen von Neapel reiste. Reizvoll diese Fahrt durch die Hirtendörfer, wo die ursprünglichen Söhne der Berge ihren Woiwoden Nikolaus und dessen Tochter und Eidam mit einer Herzlichkeit begrüßen, die aller Etikette bar nur das brüderliche Du selbst für gesalbte Personen kennt! Dann das Abschiedsmahl in Virbitza, wo auf offenem Markt-

platz Vater Nikolaus die Tafel aufschlagen und seine naiven kriegerischen Unterthanen sich an der Kraft weiden läßt, mit welcher er seinen fürstlichen Säbel schwingt, um den Festhammel zu tranchiren; — wo ist sonst bei souveränen Hochzeiten eine solche Programmnummer aufzutreiben? Ferner der Empfang in Bari, der guten Stadt, die es endlich durchgesetzt hat, daß die Herrschaften geruhten, sich zwölf Stunden lang fremdenindustriell verwerthen zu lassen, — auch er war romantisch um so mehr, als der Zauber des Namens Bari hinzu kam, der im ganzen Orient noch heute wirkt, birgt doch die Pfalzkirche von Bari die Gebeine des Wunderthäters Nikolaus von Mira, der als trait d'union zwischen der römischen und griechischen Kirche amtet, sintemalen der heilige Nicolaus auch von den Griechen verehrt wird.

Der Akt der Konversion wurde der Prinzessin leicht gemacht, der Großprior Pisicelli vermied es, die ganze Formel vorzulesen, die bekanntlich recht unangenehme Dinge gegen den alten Glauben sagt, und machte die Zeremonie so kurz, daß sie mit der Segensmesse nur zwanzig Minuten währte. Paraden und Galaopern pflegen länger zu dauern. Nach der Abschwörung ihres heimathlichen Glaubens zog die Braut vom Bräutigam geführt, wieder zum Königsschiff, das beide einige Zeit darauf verließen, um sich im Stadthause das zweifelhafte Vergnügen zu leisten, vielen befrackten Herren auf den Rücken zu schauen, ein Vergnügen eigener Art, das unter dem Namen „Vorstellung der Behörden" allgemein bekannt ist. Dann trat der Bräutigam, der seine Braut in der ewigen Stadt empfangen wollte, die Reise nach Rom an, während die Braut mit ihren Verwandten und dem Herzoge von Genua, ihrem künftigen Oheim, eine halbe Stunde später nachfolgte.

Am nächsten Morgen ließ sich die Sonne herbei, mitzuspielen; zwar sah sie in der guten Stadt Rom allerlei, was wenig hochzeitlich war, und drob wollte sie sich wieder schmollend hinter ihre Wolkenkulissen zurückziehen, aber schließlich siegte doch ihre bessere Natur. Recht hätte sie gehabt, wenn sie gestreikt hätte; denn das Forum ist zum See gewandelt, das ehrwürdige Pantheon nimmt ein Fußbad, im Tiber, der brausend daherstürzt, schwimmen die Zeichen grauser Verwüstung, die Hochzeitskirche hat immer noch kein hochzeitlich Gewand, und ihre Façade sah wirklich „ruppig" aus. Um neun Uhr zog das aus 16,000 Mann bestehende Soldaten-

spalier zu beiden Seiten der mit dem traditionellen gelben Festsand bestreuten Feststraße auf, und um halb zehn Uhr erschien der Kronprinz, der von den Eltern und der Tante-Königin aus Portugal, Maria Pia, vom Bahnhof abgeholt und zum Quirinalpalast geleitet wurde. Kurz vor elf Uhr nahten dann dem rothsammtenen Pavillon vor den Königszimmern des festlich neu gestrichenen Bahnhofs die Galawagen, deren Insassen von dem Vertreter der Eisenbahnbehörden, dem Sohne des Freiheitshelden Kossuth begrüßt wurden. Dem rothgesichtigen gutgenährten Herrn hätte man den großen Namen gar nicht zugetraut. Nun rollen auch die Galakutschen der patres conscripti an, allen voran die Kutsche des Consul Maximus, Principe Ruspoli, der eigens von New-York herübertelegraphirt wurde, wo er sich um die angeheiratheten Latifundien bekümmert hatte. Der schöne Oberbürgermeister sah vielleicht noch blondbärtiger und angelsächsischer aus, als sonst.

Elf Uhr, Fanfaren ertönen, und von den prachtvollen Königskürassiren eskortirt, erscheint das Königspaar im modernen Galawagen. Königin Margherita ist natürlich wie immer entzückend, das schwere braune Plüschkleid hebt ihr lächelndes Gesicht. Auch der Bräutigam ist im gleichen Wagen. Vater und Sohn helfen der Königin zur teppichbelegten Erde. In den folgenden Wagen kamen die Prinzessin von Aosta, die geborene Orleans, deren englische rothblonde elegante Schönheit auch jetzt wieder alle Zuschauer einnimmt, die greise Königin von Portugal Maria Pia, in schwerem blauem Plüschgewand, die lebensfrohe Prinzessin Laetitia, deren keckes Gesicht sehr viel Unabhängigkeitssinn verräth u. s. w. Kaum sind alle in den Königszimmern versammelt, da läuft der Zug ein, und nach kurzer aber herzlicher Begrüßung beginnt die Abfahrt. Das Königspaar besteigt mit Fürst Nikita den ersten Wagen, und eine leise Bewegung macht sich im Publikum bemerkbar. Der Fürst zeigt nämlich eine biderbe, fast unkommentmäßige Jovialität, sein rothgesundes breites Angesicht lacht und strahlt, daß Alles heiter gestimmt wird. Dieser Sohn der Berge, der im Woiwodenkostüm so romantisch, orientalisch aussieht, ist sicher mit der Hochzeit zufrieden.

Nun kommt die Braut mit ihrem Bräutigam. Ein Augenblick kritischen Studiums.

„Sie ist anderthalb Köpfe größer als er."

„Sie sieht aber älter aus, als auf der Photographie."

„Ihre Schwester ist schöner."

„Ihr Teint ist dunkel."

„Vielleicht zeigt sie noch die Spuren der Meerfahrt" . . . . .

Das sind so die Urtheile, die man hört. Aber sie ist dankbar, die Braut; denn der Empfang freut sie offenbar. Da bemerkt das Volk, daß ihr Gewand die Nationalfarben zeigt; der grünplüschene Kragen ist mit weiß gestickt und mit rothem seidenem Tüll umrahmt; auch Hut und Kleid zeigen dieselben Farben. Das schmeichelt dem Römer.

Und nun zieht der lange Wagenzug nach der Piazza Termini. Ein kleiner Tumult bricht aus, weil die mit ihren mittelalterlichen rothen, blauen und grünen Mützen gezierten Studenten durchaus den Wagen der Braut umzingeln wollen, was die Carabinieri nicht gestatten.

Das Volk, das die Straßen, Hausthüren, Fenster und Dächer füllt, zeigt wohlwollende Neugier. „Radau" macht es nicht, dafür ist der stolze Römer zu gesittet, aber im Allgemeinen nimmt es doch Antheil. Und wieder hat Nikita den größten Heiterkeitserfolg: Man braucht ihn nur zu sehen und hat ihn gern. Fürsten, die populär werden wollen, sollten bei ihm in die Schule gehen.

Im Quirinal warten die Minister und die Vettern des Königs, das heißt die Ritter des Annunciataordens, unter ihnen auch Crispi, auf das Brautpaar und es erfolgt eine ziemlich langwierige Begrüßungscour. Unterdessen spielen die Truppen in einem fort die montenegrinische Hymne, die ziemlich schwermüthiger Natur ist, und das Volk auf dem Schloßplatze wird nicht müde, in die Hände zu klatschen, um die Herrschaften auf den Balkon zu locken, über dem die Madonna thront, und rechts und links die Apostel Petrus und Paulus in steinerner Ruhe Wache sitzen. Wer klatscht, wird belohnt; denn siehe da, Diener breiten das traditionelle goldgebordete Rothsammettuch über das Balkongeländer. Neues Klatschen. Das Brautpaar erscheint. Prinzessin Helene, die, von unten gesehen, stattlicher und eleganter aussieht, nickt freundlich, und jetzt befreunden sich auch diejenigen mit ihr, die vorher noch ihre Schwester Anna für schöner erklärt hatten. Die Königin folgt, wie immer warm begrüßt, der König auch, der heute neben dem breit

lachenden und pagodenhaft nickenden Nikita als Typus fürstlicher Eleganz erscheint. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen kommen auch, Prinzessin Laetitia lächelt keck und spöttisch, Königin Maria Pia ernst, und die Prinzessin von Aosta mit anmuthigem Anstand. Lange verweilen so die Fürstlichkeiten. Endlich lacht Nikita noch einmal freundlich grüßend, macht eine Verbeugung, die Anderen verneigen sich, besonders freundlich die Königin, die sogar mit dem Taschentuche winkt, freundlich auch die Herzogin von Aosta, die wahrlich etwas Königliches in ihrer Haltung hat. Das Volk klatscht, stößt und drängt. Die Truppen ziehen ab, und winden sich durch die quirlende Masse des Publikums.

Alles in Allem war bei diesem Publikum noch nichts von Begeisterung zu spüren. Das sollte anders werden, am 24. Oktober, dem Tage der Trauung; der Zauber von Rom machte sich denn doch bemerkbar. Wenn in anderen Hauptstädten eine fürstliche Hochzeit gefeiert wird, so ist es eben ein Hof- und Zeremonienfest, wie alle andern, aber hier hebt die geschichtlich geweihte Stätte auch ein Familienfest des Hofs über den gewöhnlichen Rahmen hinaus. Das spürten auch heute die verbissensten Skeptiker; denn seit gestern ist ein großer Umschwung in der Volksstimmung zu bemerken. Die vielen Fremden, die trotz der grauenhaften Konfusion auf den Eisenbahnen, (welche unter Anderem es fertig brachte, daß Deutschrömer die Strecke von Civitavecchia bis Rom, die sonst in anderthalb Stunden zurückgelegt wird, mit einunddreißigstündiger Verspätung duldend absaßen,) die Zahl von 70,000 erreichten, hatten nicht umsonst gestern einen ganzen Tag Pause, um sich Rom anzuschauen und Roms Zauber auf sich wirken zu lassen. Auch die Römer, die ja wie alle romanischen Hauptstädtler Kinder sind, hatten ein Spielzeug gefunden, das ihre Theilnamlosigkeit verscheuchte, sie berauschten sich am Zivioruf und enthusiasmirten sich für die montenegrinischen Kriegergestalten, vor Allem für den biderben Nicola, der auch gestern so fidel lachte, wie beim Einzuge. Besonders erfreulich fanden die römischen Kinder die Art, wie der Fürst der Berge grüßt; denn sein Honneur bleibt auf dem Wege zu den Schläfen an der Nasenspitze stecken. Geschichtlich gebildete, vaterstadtstolze Römer aber hoben triumphirend hervor, daß seit der Kaiserzeit keine königliche Hochzeit mehr in Rom gefeiert worden! Was Wunder also, daß Rom gestern den ganzen Tag einem Riesen-

ambulatorium glich. Quirinalplatz, Via Venti Settembre, Via Nazionale und Korso waren buchstäblich mit Menschen gestopft, und wenn die königlichen Hochzeitsgäste ausfuhren, mußte ihr Wagen Schritt für Schritt um Raum betteln. Dabei benahm sich das Zuschauervolk aber ganz würdevoll; es radaute nicht, gröhlte nicht und jauchzte nicht, sondern begnügte sich mit dem stummen Gruß, der in der guten Gesellschaft üblich ist; nur wenn Roms Liebling, die Königin erschien, wurden Zurufe vernehmbar. Diese Volksthümlichkeit der Königin ist ein römisches Spezifikum, anderswo ehrt man fürstliche Frauen wegen ihrer Thaten, aber hier weiß das Volk nichts von den Thaten Margheritas, es freut sich nur ihrer Anmuth, ihres bezwingenden Lächelns und ist stolz darauf, daß seine Königin seinem ausgebildeten Schönheitssinn schmeichelt. Auch noch andere Attraktionen ergötzten gestern das Volk; denn Nachmittags zogen in feierlicher Pracht, in Galakutschen und Landauern, von bunten Reitern eskortirt, Senat und Kammer zum Königsschloß, um des Landes Glückwunsch darzubringen. Die Unterhaltung soll, nachdem erst die Adressenverlesung überstanden war, recht ungezwungen gewesen sein. Ungezwungen zeigte sich auch Guido Baccelli, der Virchow Italiens, wie er sich gerne nennen hört; denn als Römer von Rom gab er dem römischen Schönheitskultus der Königin gegenüber also Ausdruck: „Salve Regina, Schwester deines Sohnes!“ —

Heute Morgen war Rom zu ungewohnt früher Stunde auf den Beinen. Um acht Uhr schon zogen die schmucken Regimenter aus, um die Feststraße militärisch zu umsäumen; und im Quirinale häuften sich die Galadroschken; denn um zehn Uhr fand die bürgerliche Trauung des fürstlichen Paares statt. Die Oeffentlichkeit war ausgeschlossen. Es soll aber recht steif, vornehm und toilettenprächtig zugegangen sein. Um acht Uhr zogen auch schon pflichteifrige Opfer der Wißbegier zur Hochzeitskirche in den Diokletiansthermen, um sich gute Plätze auf den Tribünen zu sichern. Bedachte man, wie in den vergangenen Wochen von Leuten, denen die Feste nicht glänzend genug sein konnten, die geplante Ausschmückung der Feststätten kritisirt worden war, so fühlte man sich heute recht angenehm enttäuscht, wenn man den Thermenplatz betrat; auch mit wenigen Mitteln hatte der gute römische Geschmack — und Geschmack haben nun einmal die Römer namentlich für Blumen-

dekoration — Frappantes geleistet. Mit Entzücken haftete der Blick auf der Fontaine, die einem Riesenbouquet von Astern, Georginen, Palmen u. s. w. glich. Die Tribünen, von großen Stangen mit riesigen römischen Adlern, welche Velarien in den savoyischen Hausfarben blau und weiß trugen, umsäumt, und mit dichten Zuschauermassen besetzt, sahen so festlich aus, daß man drob vergaß, daß die eine Hälfte des Platzrondells hinter ihnen eine Ruinenstätte ist. Der Blick auf die von Menschen wogende Via Nazionale, deren Fenster und Dächer von Köpfen, Fahnen, Teppichen wimmelten, war imponirend. Und nun zur Façade der Festkirche. Wie schlecht hatte man sie gemacht, und wie gut ist sie noch unter des Architekten Graf Sacconi's Hand gerathen. Ein mächtiges Halbrund, anscheinend aus schwerem Travertin, wölbt sich von der Thüre zum Zuschauer hin und endigt in zwei breiten klassischen Pilastern. Neben diesen im Halbrunde erheben sich zwei antemnae, die sich, von goldenen Sphinxen getragen und von mancher Verzierung unterbrochen, hoch in die Luft schwingen. Ein prachtvoller Goldteppich, fünf Fuß breit, verbindet diese Antemnen, nach hinten aber läuft, fast in der ganzen Breite des Halbrondells ein blauer Vorhang, der im Verein mit einem schönen Gobelin dem braunsammtenen Kronbaldachin hoch über der alten grünen Thüre als Hintergrund dient.

Beim Eintritt in die Kirche Michelangelo's und Vanvitelli's ist man verblüfft, man kennt sie nicht wieder, ist doch das alte Quer- und jetzige Langschiff dadurch um ein Drittel gekürzt, daß man den prächtigen Hauptaltar Vanvitelli's, der von edlen Steinen blitzt, aus dem hintersten Chor zu dessen Anfang gerückt hat, durch prächtigen Aufbau aus braunem Plüsch und Seide das Chor halb abschloß, und so der Kirche die Gestalt eines Kreuzes gab, dem das obere Ende fehlt. Die also übrig gebliebenen drei senkrecht auf einanderstoßenden Säle sind durch terrassenförmig aufsteigende Tribünen in ein Amphitheaterfragment von gewaltiger Wirkung verwandelt. Der ganze Fußboden ist mit Teppichen bedeckt. In der Eingangsrotunde, wo die Grabstätten Salvatore Rosa's und des Kardinals Allciato sich befinden, erheben sich die Tribünen für die höhere Marine und die gleichfalls höhere Kameradschaft vom Lande, ein farbenbunter Anblick; von ihnen durch die herrliche Statue Sankt Bruno's getrennt, folgen kleinere Tribünen für be-

vorzugte Eingeladene, und nun sind wir in dem alten Langhaussaal der Thermen, dem jetzigen Querschiff, das einem mit rothem Damast ausgeschlagenen Festsaal gleicht. In seiner Mitte sind die Plätze für das Brautpaar und die königliche Familie.

Ueber der Hochzeitsbühne leuchtet es wie von einem flammenden Orchideenbeet; es sind die Damen vom Hofe, die in ihren lichten Galatrachten und dem leuchtenden Spitzenschleier sich hell abheben vom rothen Hintergrund der Tribünen und den dunklen doch goldbesäten Uniformen der Staatswürdenträger, unter denen des Herzogs von Sermoneta Länge diagonal vom rothweißen Ordensband getheilt wird. Zur Linken sitzen die ebenfalls leuchtend gekleideten weiblichen Angehörigen der Senatoren und die der Königin vorgestellten Damen des Adels und der Gesellschaft. Dunkel dräuen hinter ihnen die besternten und bekreuzten Fräcke der italienischen Geronten, über diesen aber ragt, zu schwindelnder Höhe, die ganze Kapelle des Niccoli Albergati füllend, die Tribüne der „Eingeladenen".

Schon um halb elf Uhr sind alle Tribünen besetzt, auch der eigentliche Festschauplatz in der Mitte belebt sich. Die Minister in ihren Goldfracks mischen sich mit den kommandirenden Generälen, deren wallender Federbusch mit den bunten Ordensbändern kokettirt. Während glückliche Kirchenjungen hin und her trotten, als wenn sie etwas thun wollten, und die Königskürassire als Wandschmuck und Säulenheilige aufmarschiren, erscheinen auch die Basen der Königin, die Frauen der Annunziataritter. Allen voran glänzt Frau Rudini, die kürzlich erst getraute; die üppige Blondine in hell grünem Seidentüllkleid ist bald umschwärmt, sie theilt Händedrücke aus, die Kraft und Muth verrathen; denn sie schüttelt derb, quite english. Von den anderen Ministerdamen spielt Donna Anna Branca, die kokette „Schöne", die liebenswürdige Gefeierte. Nun erscheinen die Vettern des Königs, mit reicher Ordenskette geschmückt, der Senatspräsident Farini, der italienische „Moltke", General Cosenz und — Crispi, der etwas alt und gebeugt aussieht, im Antlitz jedoch noch seinen bekannten blitzenden Trotz zeigt.

Vom Chor aus kommt jetzt zwischen den Riesenleuchtern aus Silber hindurch, die eigens von der jetzt stattfindenden Ausstellung für christliche Kunst in Orvieto hergeliehen wurden, der Zug des

Großpriors von St. Nicola in Bari, Msgr. Pisicelli. Chorknaben, Diakonen, Alumnen, Chorherrn mit Pelzmozzetta und Canonici mit violettseidenem Kragen schreiten ihm voraus, wie er zur Thüre geht, um das Brautpaar zu empfangen. Ins Chorgestühl zu Seiten des Altars setzen sich die Mitglieder des Kapitels von Bari. Ueber ihnen prunken zwei prächtige Gobelins aus dem Besitze des Königs, welche das Abendmahl und die Fußwaschung darstellen.

Um fünf Minuten nach halb zwölf setzt die eigens vom Lateran hinter den Hochaltar verpflanzte Riesenorgel von zweitausendfünfhundert Pfeifen ein, und der ebenso eigens von Venedig herbeigerufene Orgelkünstler Bossi beginnt seine entrata solenne. Allgemeine Spannung! Die Damen besteigen die Sitzplätze der Tribünen, unheilige Rufe: „Sitzenbleiben, Nieder, Hut ab!“ schwirren durch den heiligen Raum, und nun erscheint der König, der seine in ihrer Freude noch jugendlicher scheinende Gattin ritterlich zum Betstuhl rechts von den Kniebänken des Brautpaars führt. Man meint ein leises „Ah!“ zu hören; denn in ihrem goldbrokatnen Gewand erscheint Margherita schöner, denn je. Der Großprior, in den bischöflichen Pontifikalgewändern, mit Mitra und Stab, setzt sich auf den weißseidenen Faltstuhl in der Mitte vor den Altar, und nun kniet vor ihm, ganz plötzlich, eine hohe schlanke Gestalt, deren elfenbeinfarbenes glattes Seidenkleid ein drei Meter langer Schleier von Buranospitzen umwallt. Ihr Geschmeide blitzt weit hinaus. Neben ihr knieet der Bräutigam, der frischer aussieht als sonst. Die Trauzeugen, die Prinzen von Aosta und Turin, treten jetzt vor, nachdem auch die Montenegriner zur Linken der Braut Platz genommen, und halten ein breites weißseidenes Tuch über das Brautpaar.

Der Trauung, die recht kurz ist, ohne Anrede oder Predigt, folgt ein langes, langes Hochamt, dessen Ausdehnung auch durch die musikalischen Genüsse, welche die Orgel und zweihundertfünfzig Sänger bieten, nicht gemildert wird. Erst um ein Uhr schließt die Feier.

Unter den Klängen des Hochzeitsmarsches, den Bossi komponirt hat, zieht das junge Ehepaar langsam zur Thür. In diesem Augenblicke läuten die Glocken der Hauptkirchen, auch die des Kapitols brummt dazwischen, vom Fort Macao donnern die

Kanonen, und auf der Piazza Termini ertönt die Königshymne. Die Prinzessin steigt in die neue sechsspännige Berline, gefolgt von ihrem Gatten, die Königskürassire schwenken ein, und der Galazug setzt sich langsam in Bewegung. Die Bevorzugten, die in dem geheiligten, abgesperrten Raume verweilen dürfen, drängen sich an die Krystallscheiben des Brautwagens, um die Montenegrinerin zu sehen. „Sie sieht abgespannt aus", sagt einer. „Nicht so schön, wie ich dachte", der zweite, und der dritte fügt hinzu: „Aber schöne Augen hat sie!" Und das ist wahr, wundervolle, fragende, große, schwarze Augen, aus denen viel Güte hervorleuchtet.

Die ersten Sekunden herrscht noch neugieriges Schweigen, aber als der Zug in die Via Nazionale einkehrt, dort, wo das von fremden Zuschauern wimmelnde Hotel Quirinale sich befindet, da löst sich der Bann. Reicher Applaus grüßt das junge Paar, auch viele Lebehochs fallen darein, und Blumen und Gedichte regnen von den Häusern nieder. Die protestantische Kirche nebenan läßt aber ihre Glocken als Gruß den Brautmarsch aus Lohengrin spielen.

Neuer Beifallssturm; denn die Königin kommt. So zieht der Zug langsam zum Schlosse, das Volk durchbricht mehrere Male die militärische Hecke, so daß die unendliche Wagenreihe, die das Gefolge bringt, nicht vordringen kann. Auf dem Schloßplatze selbst herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander, neugierige Kletterer fallen hinter des Phidias Pferdebändigern in das begeisterungkühlende Naß der Fontaine, und tausende von kritikwüthigen Römerinnen und Römern drängen zum Thor, um, falls die Braut auf hohem Balkone erscheint, zu prüfen, ob sie auch den Zoll der Liebe und Verehrung verdient, den Rom's Bürger nur der Schönheit weihen. Neben mir steht eine energische Keiferin, deren kritisches Talent durch eigene Schönheitlosigkeit stark gefördert wird, und geht kräftig in's Detail. Nichts gefällt ihr, bis es einigen strammen Burschen aus Trastevere zu viel wird, und diese sie mit den Worten zum Schweigen bringen: „Ecco, ma è assai carina, veramente graziosa e che occhi!" . . . .

Nikola von Montenegro aber ergötzet sich wiederum über das Schreien des Volkes und über die hundertköpfige Taubenschaar, die, von Lärm erschreckt, über dem Festplatze ängstlich herumkreist . . . .

Der Hofstaat im Quirinal.

Die montenegrinische Hochzeit gab den Klerikalen auch Gelegenheit über die Zusammensetzung des Hofstaates im Quirinal und den neuen Hofstaat des Prinzen von Neapel zu diskutiren. Das nahm ein klerikales Blatt in Genua, der „Cittadino" zum Anlaß, um über den Hof im Quirinal allerlei interessante Geschichtchen zu erzählen, die hier Aufnahme finden sollen. „Wo blieb der römische Adel? Wo blieb die Bourgeoisie? So fragte man sich, als die Namen des neuen prinzlichen Hofstaates bekannt geworden. Die letztere hatte nämlich gehofft, daß sie im demokratischen Neuitalien diesmal endlich eine oder zwei Vertreter zum Hofstaate abgeben würde. Aber die Hoffnung war vergebens. Die vier Paare, die den Hofstaat der jungen Prinzessin von Neapel bilden, gehören alle der höchsten Aristokratie an. Solange der Hof von Savoyen in Rom weilt, sind überhaupt nur zwei bürgerliche Ernennungen vorgekommen. Als Königin Margherita nach Rom kam, wurde ein Signor Brenda in ihr Gefolge eingestellt. Der Hof glaubte Wunders, welch' großes Zugeständniß er an das Bürgerthum gemacht habe, und welche überströmende Dankbarkeit dieses zeigen würde. Man glaubte, das Bürgerthum als Kaste fühle sich gehoben dadurch, daß ein Mann aus seiner Mitte und als sein Vertreter an den Hof genommen werde, und fand sich sehr unangenehm berührt, als im Gegentheil gerade vom Bürgerthum die Wahl kritisirt und angefeindet wurde.

Selbstverständlich hielt auch der Adel mit seiner Liebenswürdigkeit für Herrn Brenda nicht zurück, und so häuften sich allmählich die Sagenbildungen, die sich um die „kolossivale Ungeschicklichkeit des Roturiers" gruppirten. So erzählt man sich, daß Herr Brenda, als er das erste Mal mit seiner Herrin über den Korso fuhr und die Markantonssäule sah, die klassische Bemerkung machte „**Questa è la grande colonna di piazza Colonna**". (Dies ist die große Säule vom Säulenplatze). Als er zum ersten Male den schon halb erwachsenen Prinzen von Neapel sah, soll er ferner gesagt haben: „Der Bub ist sakrisch fein", und als sich der junge Prinz darob beleidigt zurückzog, habe die Mutter gesagt: „Aber entschuldigen Sie, bitte, solche Sprache ist mein Sohn nicht gewöhnt."

Der zweite Bürgersmann, der zu Hofe kam, war Herr Bonbicino, der gentiluomo der Prinzessin Laetitia wurde. Doch bestand deren Hofstaat bekanntlich nicht lange. Mit Ernennungen

von bürgerlichen Damen ging es noch schlimmer. Im Jahre 1884 versuchte man es zum ersten Male; die Wahl traf damals die Gattin des ehemaligen Ministers X, der auch in der Kammer zu hohen Würden emporgeklettert war. Aber die Hofwelt haßt bekanntlich die parlamentarische Welt tief und dauerhaft, weil sie es dieser nicht verzeihen kann, daß sie vom Souverän von Zeit zu Zeit als gleichberechtigte Macht behandelt wird. Infolgedessen wurde mit solchem Hochdruck intriguirt, daß die Wahl zurückgenommen wurde; die Herren und Damen vom Hochadel hatten sogar mit einem Massenausstande gedroht.

Im Allgemeinen gehen die Ernennungen vom Könige aus, der, um Mißhelligkeiten zu vermeiden, sogar nicht einmal die Prinzessinnen, um deren Hofstaat es sich gerade handelt, zu Rathe zieht. Dieses System hat auch seine unangenehmen Seiten. So theilte Viktor Emanuel einst der Prinzessin Maria Viktoria, ersten Frau des Herzogs Amadeo von Aosta, eine Hofdame aus Toskana zu, die viel von sich hatte reden machen. Die Prinzessin, eine stolze Frau, war darüber sehr entrüstet, und empfing die neue Gesellschafterin, als diese sich amtlich meldete, und ihren Dank aussprach, mit den Worten: „Sie schulden mir keinen Dank; denn ich habe Sie nicht gewünscht.“ Natürlich mußte die also liebenswürdig Empfangene um ihren Abschied einkommen. Einmal nur während der letzten fünf Lustren machte der König eine Ausnahme im Ernennungsmodus, als nämlich die Herzogin-Mutter von Genua eine Jugendfreundin ihrer Tochter Margherita zur Gesellschaftsdame wünschte und erhielt.

Die Ernennung selbst geschieht gewöhnlich so, daß der König die zahlreichen Gesuche der Damen und Herren prüft, die sich dem Dienste des Hofes gänzlich widmen wollen, selten nimmt der Chef der Familie die Initiative, aus Furcht vor Mißgriffen; denn in den wenigen Fällen, wo der Hof eine Stelle anbot, kam es zu ärgerlichen Verlegenheiten, sei es, daß die also Beglückten nicht wollten, oder ihre Wahl von Anderen beanstandet wurde.

Sehr viele Schwierigkeiten für den Hof macht natürlich die römische Frage. Als der Hof nach Rom kam, bot sich eine Dame aus toskanischem Adel, die einen Mann von jungem römischem Adel geheirathet hatte, als Hofdame an. Aber o weh! Der liebe Gatte schwor zum Vatikan. Kurz entschlossen bezeichnete sich die

hoffüchtige Frau als Wittwe. Man lachte am Hofe recht weidlich über dieses Schelmenstücklein, aber nahm die Bewerberin trotzdem freudig auf, weil sie zu den einflußreichsten Damen Rom's gehörte, und das Angebot aus dem römischen Adel sehr schwach war. Prinzessin Margherita war natürlich neugierig, den offiziell Getödteten kennen zu lernen, und als sie eines Tages mit einer Hofdame und einem Kavalier über den Korso fuhr, rief dieser plötzlich: „Hoheit, sehen Sie, da ist Er." Blinder Eifer schadet aber auch Höflingen; denn die Frau des todten „Er" war es, die als Dame vom Dienst im gleichen Wagen fuhr.

Wie schwer es ist, römischen Adel zum Hofe zu ziehen, hat sich bei der jetzigen Hochzeit gezeigt; man nannte auch schon eine Römerin unter den Hofdamen der Prinzessin Helene, aber es blieb beim Nennen. Seit Jahren schon sucht ja auch der Hof für den Posten eines Hofoberstallmeisters einen Vertreter vom Altadel Roms, aber vergebens. Der jetzige Inhaber des Amtes, Fürst Corsini, ist nur dem Titel nach Römer, sowie die savoyischen Könige auch Könige von Cypern und Jerusalem sind, aber als echter Urrömer gilt er nicht.

Das Fernbleiben des römischen Uradels liegt zum Theil auch an der geschichtlichen Entwicklung. Die stolzen Donnen des römischen Adels, die Borghesi, Colonna u. s. w., haben nie einen weiblichen Hof gekannt, und da am päpstlichen Hofe eine Königin fehlt, so waren sie selbst jede eine Königin. Man begreift es, daß es ihrem Stolze mehr schmeichelt, am päpstlichen Hofe zu bleiben, als sich einer anderen Königin unterzuordnen.

Dazu kommt, daß das savoyische Haus es nicht verstanden hat ein centre de la mondanité, also einen Hof zu schaffen, dessen Glanz so blendend und verlockend gewesen, daß die Eitelkeit bei den römischen Adelsdamen über den Familienstolz und den persönlichen Hochmuth den Sieg hätte davontragen können. 1870 schien es einen Augenblick, als ob der neue Hof ehrgeizige Leute locken könnte und ein Erstgeborener aus dem Hause Colonna trug sich schon bedenklich mit Abfallgedanken, aber als er ernstlich vor die Wahl zwischen Quirinal und Vatikan gestellt war, blieb er doch beim letzteren. In den letzten Jahren hat man auch den Posten des Palastpräfekten lange Zeit für den ersehnten „Römer" freigehalten, aber bei Gelegenheit der Hochzeit scheint man die Römerhoffnung aufgegeben zu

haben; denn der Großzeremonienmeister Graf Gianotti, der kein Römer ist, rückte vor einigen Tagen in dieses Amt auf.

Feste im Quirinalpalaste.

Doch kehren wir zu dem Festesleben im Quirinal zurück. Freilich viele und größere Feste wurden in den Jahren von 1895 bis 1900 im italienischen Königspalaste nicht gefeiert. Wir haben ja schon gesagt, daß König Umberto kein Freund von rauschendem Festeslärm war, zudem war er nicht musikalisch. Große Hofkonzerte fanden daher auch nicht statt, höchstens versammelte die Königin in intimstem Zirkel ihr Sgambatiquartett als einzigen Ersatz für ihren „Salon", den sie sofort aufgab, als böswillige Menschen den Verdacht aufbrachten, sie benutze die erlesene Versammlung von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern, die sie von Zeit zu Zeit um sich vereinigte, um politischen Einfluß zu gewinnen. Ein regeres Gesellschaftsleben konnte auch schon um dessentwillen nicht am savoyischen Hofe aufkommen, weil an ihm eine so steife Etikette herrschte, die kaum von der Strenge der spanischen übertroffen werden konnte; denn die alten Savoyer zeichneten sich durch einen hohen Ahnenstolz und deshalb durch ein so riesengroßes Gefühl von ihrer Hoheit aus, daß sie gewöhnlichen Menschen, und seien sie auch Minister, unnahbar waren. Ja man kann sagen, daß Umberto keinem Minister menschlich näher getreten ist, und auch von seinem engeren Hofstaate soll ihm nur der Oberjägermeister Graf Brambilla vertraut gewesen sein, so zwar, daß er diesen in Manches einweihte. Freilich auch Brambilla wagte es nie, ungefragt mit seiner Meinung herauszurücken.

Unter diesen Umständen beschränkten sich die Feste im Quirinalpalaste auf die offiziellen Diners, die Gardenparties, die Empfänge und die Hofbälle. Die offiziellen Hofbankette zerfielen in die diplomatischen, parlamentarischen und militärischen, sie zeichneten sich durch gemessenen Ernst und nicht gerade vergnügliche Vornehmheit aus, die auch nachher, nach dem Aufheben der Tafel, nicht wich; denn der darauffolgende „Cercle" war zeremoniell und außerdem sehr kurz, da das Königspaar sich früh zurückzuziehen pflegte.

Gardenparty im Quirinal.

Von Gardenparties wurden im letzten Jahrfünft nur eine gehalten, und zwar im Juli 1895, zu Ehren der Vermählung des ältesten Neffen des Königs, Emanuel, Herzogs von Aosta, mit Helene, Prinzessin von Orleans. Das junge Paar hatte schon eine Fülle von Ehrungen, Festdiners, Empfängen u. s. w. über sich er-

gehen lassen müssen, als am 9. Juli die gardenparty im Quirinal folgte. Seit urdenklichen Zeiten hatte ein solche nicht stattgefunden, und so stieg die Werthschätzung des jetzigen Festes im Preise, Jeder fühlte sich hochbeglückt, der eine Einladung erhielt. Die Abgeordneten sogar hatten keine Lust, sich an den Finanzreden zu erbauen, und riefen dem Präsidenten Villa vor sechs Uhr beständig „gardenpartiamo" zu, ein kühnes Wort, aber doch schön gebildet. Die Gärten des Quirinal sind im Stile der Versailler Gärten angelegt. Man mag über diese langen Mauern aus Buxbaum und Lorbeer vom ästhetischen Standpunkt noch so sehr eifern, man kann aber getrost zugeben, daß sie in einem römischen Juli sehr nützlich und angenehm sind. Mit Freuden weilt der kühlunglechzende Nordländer in ihren grünen Schatten und bedauert nur, daß sich die kühle Pracht nur bei einer so seltenen garden party öffnet. Und dann erst die Palmen, die in diesem Prachtgarten stehen, und die Blumenteppiche, die Lauben und schließlich diese Aussicht auf das Ewige Rom und die stolze Kuppel vom Petersdom, die gleichsam als petrifizirte Herausforderung herüberblickt. Von halb sechs Uhr an bevölkerte sich die herrliche Szenerie mit Modepuppen; denn als solche erscheinen dem Naturfreund naturgemäß die Herren der Schöpfung, die quite english im steifen Thurmkragen, schwarzer Angströhre, Paletot-Talar, Lackschnabelschuhen und bügelgefältelter hechtgrauer Hose auftreten. Ein Paar Kerngestalten mit Bronzeantlitz vom Seegestade von Anzio oder Nettuno hätten in ihrer malerischen Halbkleidung entschieden malerischer gewirkt; auch Gestalten aus dem Rokoko paßten besser in die leuchtende Gartenherrlichkeit, als solch eine schwarze Schaar von über zweitausend Zylinderhutbesitzern. Glücklicherweise sorgten die spärlich vertretenen Damen für Farbe; freilich war diese nach römischer Art stellenweise etwas schreiend, aber besser dieser Lärm als das schwarze Schweigen. Um halb sieben erschien der Hof, korrekt, bürgerlich, schlicht. König Umberto, der die Kunst des Grüßens wie keiner versteht, führte barhaupt seine Gattin, welche wieder ihre Kunst des Lächelns übte.

In ihrem weißen, mit blauen Blumen gezierten Kleide erregte la bella Margherita, wie immer, wenn sie sich öffentlich zeigt, allseitige Bewunderung. Nach ihnen kam der Herzog und die Herzogin von Aosta. Er sah müde und gelangweilt aus, man weiß nicht recht, ob ihn das Civilkleid genirte, jedenfalls ging seine ganze

Stattlichkeit in dem quite english Sacktalar verloren. Seine Gattin, die ihn um halbe Haupteslänge überragt, schaute hingegen recht vergnügt in die Welt hinaus und fiel durch ihre Eleganz auf. Herzogin Helene trug ein glattes, langes Cremeseidekleid und weißen Hut mit schwarzem Bande. Und wie gefiel erst ihr blondes Haar; sie wird diese Blondheit zur Mode machen, und vielleicht wird manches schwarze Damenhaar noch mehr als jetzt verschiedenen Säurebädern unterworfen werden. In einem maurisch dekorirten Rondell hielten die Gastgeber Cercle. Der König eröffnete die Unterhaltung mit dem deutschen Botschafter Herrn v. Bülow.

Nachher zog der Hof in die große Laubenhalle am Nordende des Gartens, wo ein Tanzboden hergerichtet war. Aber trotzdem der Herzog von Aosta ein gutes Beispiel gab, wollte keine Tanzfreude aufkommen, die Buffets hatten größere Anziehungskraft, und das ist begreiflich, bei der Fülle von Eingeladenen waren auch zu viele gekommen, die nicht zur engeren „Gesellschaft" gehören; die Gesellschaft hielt sich also vom Tanze zurück, um nicht in allzu nahe Berührung mit niedriger stehenden Menschen zu kommen, die anderen aber, die meist nur männlich vertreten waren — denn auch das ist eine eigenartige Erscheinung am italienischen Hofe, daß noch nicht Jeder, der zu einem Feste eingeladen wird, auch berechtigt ist, seine Gattin mitzubringen — scheuten sich selbstverständlich schon deshalb zu tanzen, weil sie eben damenlos waren. Im Auslande wird man es auffallend finden, daß bei Hoffesten dieser Unterschied zwischen Frau und Mann gemacht wird, aber da in vielen Fällen die „männlichen Einladungen" nur an das Amt gebunden sind, mit dem Amte aber nach italienischen Begriffen nicht auch zugleich die gesellschaftliche Erhöhung der Frau des Beamten verbunden ist — es sei denn, es handelte sich um die höchsten Aemter — so werden die „weiblichen Einladungen" nur auf diejenigen Personen beschränkt, die in aller Form der Königin vorgestellt sind. Königin Margherita wachte mit großer Aengstlichkeit darüber, daß diese Vorsichtsmaßregel inne gehalten würde, sie wollte gegenüber dem Vordringen der bürgerlich-parlamentarischen Welt — und von ihrem Standpunkte aus mit Recht — ihrem Hofe wenigstens nach der Zusammensetzung des weiblichen Gästeelements den Charakter des Vornehm-Reservirten wahren. Kurz vor der Saison hielt sie schnell nacheinander mehrere Massenempfänge ab, in welche ihr die durch

Würde, Geburt, oder durch gesellschaftliche Stellung hoffähigen Damen von ihren Kammerherren, oder den Damen und Herren des diplomatischen Korps vorgestellt wurden. Entdeckte sie später bei einem Feste unter den Damen einen Eindringling, und ihr Gedächtniß war ebenso scharf, wie ihr toilettenkundiges Auge, so wandelte sich die gute, sanfte liebenswürdige lächelnde Königin zur strengsten und unnachsichtigsten Herrin. Das Gewitter, das sie oft noch während des Festes auf den Hofbeamten niederprasseln ließ, der für die Eingeladenen verantwortlich war, vergaß dieser nicht so leicht.

Von den offiziellen Hofempfängen größeren Stils verzeichneten die letzten Jahre auch nur wenige. Ich erhielt Gelegenheit, das „ricevimento" zu sehen, das nach der Vermählung des Prinzen von Neapel gegeben wurde. Der größte Reiz eines solchen Empfanges besteht im Uniformenprunk, den man sonst in ähnlicher Entfaltung nur dann beobachten kann, wenn ein neuer Botschafter in seinem eigenen Palaste von den Zeremonienmeistern des Hofes der Gesellschaft vorgestellt wird. Kurz vor neun Uhr wimmeln die Säle und Zimmer des Quirinals von festlichen Toiletten und goldstrotzenden Amtsgewändern aller Art. Eingeweihte drängen sich klüglicher Weise in die Nähe des Balkonsaals, dessen Fenster auf den Quirinalsplatz gehen, weil zu diesem der feierliche Zug des Hofes sich hinbewegt. Da die Zimmer, die den Schweizersaal vom Balkonsaal trennen, sehr klein, und auch ihre Thüren eng und niedrig sind, so hat man vollauf Gelegenheit, die königlichen und fürstlichen Herrschaften, die paarweise hinter einander vorüberziehen, aus nächster Nähe zu betrachten. Das Königspaar zieht freundlichst grüßend bis zu dem genannten, intim-kleinen Empfangssaal, wo beide sich trennen und einzeln Cercle abhalten, der König stehend, und nach seiner Weise mit den starren Augen hin und her zielend, während er mit plötzlichem Ruck den greisen Kopf und den mächtigen weißen Schnurrbart hastig auf und nieder und seitwärts wendet. Ruckweise spricht er auch, undeutliche Worte abreißend, hervorstoßend. Er erscheint, wie immer, im Ueberrock; denn Uniform wählt er nur bei militärischen Festen. So gut ihm das Zivilkleid steht, so schlecht sitzt es seinem Sohne, dessen niedrigerem Wuchse die kleidsame Uniformjoppe besser paßt, als der lange Gehrock. Eine Stunde hielt sich der Hof im Balkonsaal und den anstoßenden Zimmern auf.

dann verließ er langsam und in gleicher Ordnung, wie vorher, die dem Publikum geöffneten Säle, um sich in seine Privatgemächer zurückzuziehen. Zum Glück war die Einförmigkeit dieses Zuges dieses Mal durch die männliche Schönheit der kraftvollen montenegrinischen Kriegergestalten belebt. Wer diese hohen Recken, diese gesundheitstrotzenden Bergsöhne sah, machte mitleidige Vergleiche zwischen ihnen und den geschniegelten Herrchen der Hofgesellschaft. Und wie malerisch wirkte erst ihr farbenprächtiges Nationalkostüm inmitten all dieser schwarzen, grünen, rothen, und blauen goldverschnürten und goldbestickten Fräcke. Leider waren die montenegrinischen Damen nicht in heimathlicher Tracht erschienen; denn Fürstin Milena fehlte, die bekanntlich ihr nationales Gewand nie ablegt. Nach dem Abzug des Hofes vertheilte sich die Gesellschaft an die Buffets, und über diese Nummer des Programms brauche ich wohl nichts zu sagen; denn ein „Buffetkampf" ist überall gleich, mag er nun in Paris, oder in Berlin, oder in Rom ausgefochten werden. Ja selbst in einem vatikanischen Palast geht es manchmal nicht schön zu, wenn die Thüren zum Buffetsaal geöffnet werden, wie ich einige Jahre später feststellen konnte, als zu Ehren des Christlich-Archaeologischen Congresses in den sonst hermetisch verschlossenen herrlichen Räumen des Lateranpalastes ein Empfang stattfand. Ja hier war es vielleicht noch um so schlimmer, weil der eigentliche Hausherr, und deshalb die einheitliche Aufsicht fehlte.

Hofball. Hofbälle veranstaltet das Königspaar nur zwei im Jahre, wobei die Einladungen so vertheilt werden, daß, abgesehen von der eigentlichen Hofgesellschaft, die an beiden theilnimmt, Jeder einmal wenigstens berücksichtigt wird, der ein Recht auf Einladung besitzt. Natürlich glauben Viele Anspruch auf dieses Recht zu haben, und namentlich unter den „besseren" Fremden. Erzählt man sich doch, daß der amerikanische Andrang eine Zeit lang so groß war, daß die Königin, um diese Bälle nicht zur „Baedeckersehenswürdigkeit" zu degradiren, einen ganzen Winter ihr „Konsistorium", in dem sie hoffähige Damen zu „kreiren" pflegte, einfach ausfallen ließ. Selbstverständlich ist auch für die Einheimischen ein Hofball ein großes Ereigniß, wenigstens für Alle, die gerne einmal eine veritable Königin tanzen sehen, die Spitzen der Behörden und des Adels sammt ihren Frauen betrachten, oder sich an einem Buffetmahl betheiligen wollen. Andere Leute, die sich aus Hoffesten nicht viel

machen, kommen einmal aus Neugier, theils um zu sehen, wie der König wohnt, theils um zu vergleichen, wie die ehemaligen Papstgemächer zu savoyischem Hausgebrauch umgestaltet worden; denn bei einem Hofballe werden nicht blos die zu gewöhnlichen Empfängen bestimmten Säle, sondern alle Räume der ersten Etage geöffnet, die sich um den großen Innenhof ziehen, und wenn man bedenkt, daß dieses architektonische Prachtstück von Hof die respektable Länge von 98 Metern und eine Breite von 53 Metern hat, so kann man sich leicht vorstellen, wie viele Räume man in hellster Lichtfluth zu durchwandern hat, ehe man die Musterung vollendet.

Schon der Aufgang auf der Scala regia bietet vornehme Eindrücke, zumal wenn die Treppe in Teppich- und Pflanzenschmuck prunkt. Ueberrascht bleibt man, oben angekommen, in dem geräumigen und hohen Schweizersaal stehen, dessen südliche Längsseite zur Riesengarderobe gewandelt ist. Der berühmte farbige Marmorboden ist zum Theil mit Teppichen belegt, von den Wänden leuchten am Fries die biblischen Fresken von Saraceni und Lanfranco, worunter jetzt die Wappen der hundert italienischen Städte und herrliche Gobelins angebracht sind; die vergoldete, reich kassetirte Holzdecke aber zeigt friedlich nebeneinander das päpstliche und das savoyische Wappen.

Dieser Riesensaal füllt sich gegen zehn Uhr mit einer farbenbunten Gesellschaft, aus der die Königskürassierriesen und die Schaar der rothen Lakaien mit den fleischfarbenen Strümpfen hervorschimmern. In der Mitte der Nordseite eröffnet sich ein breiter fresken- und gemäldegeschmückter Korridor, der geradeswegs zum großen und hohen Ballsaal führt, zu dem aber der Zutritt für die Mehrzahl vorerst unmöglich ist, da die Hofgesellschaft und die diplomatische Welt ihn schon ganz gefüllt haben. Gegen elf Uhr stimmt das in luftiger Hochloge thronende Orchester den Königsmarsch an, und unter Vorantritt des in Frack und Ordensschmuck amtenden Palastpräfekten Grafen Gianotti erscheint der Hof. Ein aus rothsammtenen Fauteuils gebildetes Schrankengeviert, das wohl von vierthalbhundert Damen besetzt ist, umschließt den mit glattem, gelblichem Tuch ausgelegten Tanzraum, der sehr klein ist, weil er eben nur für die engste Hofgesellschaft bestimmt ist; denn für die größte Mehrheit der Gäste bedeutet die Einladung zum Hofball nicht auch die Einladung zum Tanzen, aus den weiter oben

angegebenen Gründen. Natürlich kann der Ballsaal bei der großen Zahl der Eingeladenen, die zwischen achtzehnhundert und zweitausend Personen schwankt, nicht alle fassen, und so entwickelt sich hinter den Schranken des eigentlichen Tanzraumes oft ein wenig würdiges Gedränge neugieriger schwitzender Menschen. Wir sind ja in Italien, und gewisse Vorzüge der Italiener haben auch ihre Kehrseiten. Man findet ja in Italien weniger die Karikatur der Heroenverehrung, die man „Ersterben vor fürstlichen Personen" nennt, und daraus ergibt sich, daß man, falls man die gleiche Luft mit fürstlichen Personen athmet, nicht gleich aus ehrfürchtiglicher Scheu an Blutstockung leidet und sich infolgedessen eines gesitteten, artigen, zurückhaltenden Betragens befleißigt, man ist also zwangloser. Aber man ist auch neugierig und schönheitsdurstig, und so drängen sich grade ältere Herren, die schon länger Gelegenheit hatten, sich große Kenntnisse in der Wissenschaft von der weiblichen Schönheit zu erwerben, in drangvoll fürchterlichster Enge, ohne Schonung der Hühneraugen und Rippen der Nachbarn hinter dem Schrankenviereck, um sich an all der Damenschönheit zu weiden, welche die Juwelen- und Toilettenpracht ihren Blicken nicht neidisch entzieht.

Ist der Hof eingetreten, so postirt sich der König, der mit Frack und Ordensband erscheint, in die Südostecke des Saales unter dem Orchester, umgeben von den Rittern des Annunziataordens, die Diplomatie aber in die Nordostecke, während die Königin sich an der nördlichen Schmalseite inmitten ihrer Hofdamen niederläßt, die, einem On dit zufolge, es ängstlich vermeiden sollen, durch allzugroße Schönheit oder Toilettenpracht neben der schönen Königin aufzufallen.

Einige Zeit nachher beginnt die „Quadrille der Königin". Auf dem ersten Hofball, den ich hinter den Fräcken der Diplomatie sah, — im Februar 1896 — war der Partner der Königin der schmale, weißbärtige französische Botschafter Herr Billot. Königin Margherita war in blauem, mit Spitzen und Juwelenstickerei besetztem Seidenkleid erschienen, das auf den Achseln zwei aus Spitzen gewobene herzförmige Flügel in der Form eines nach vorn und nach dem Rücken zu geöffneten Stuartkragens trug. Außerdem zeigte sie ihre bekannten Perlen. Ihr Gegenpart bildet Mme. Billot und der deutsche Botschafter Herr Bernh. v. Bülow,

der wie alle Diplomaten in Frack und Ordensband erschienen war. Frau Bülow, in cremeseidener Robe und reichem Juwelenschmuck, tanzte am Arme des amerikanischen Gesandten Mac Veagh.

Einen schöneren Rahmen als die Tanzgruppe hatte, kann man wohl kaum an anderen Höfen finden; denn mit der südlichen Schönheit der einheimischen, wetteiferte die kühlere und schlankere der nordischen Damen, unter denen besonders die Gattin des schwedischen Gesandten, Frau v. Bildt, und manche englische und amerikanische Miß auffielen. Hinter dem farben- und juwelenstrahlenden Damenzaun aber drängte sich das Gros der Eingeladenen. Und im Hintergrunde ragten die hohen, rothdrapirten Fenster auf, und über ihnen die herrlichen Fresken im Fries mit den lustigen Amoretten, und von der Decke, von tausenden von Lampen erhellt, grüßten die lebhaften Farben des Deckengemäldes, das den Sturz Luzifers, oder etwas Aehnliches darstellt.

Die Königin tanzt nur die Quadrille, nach dieser beginnt sie ihren Rundgang, indem sie im geheiligten Schrankenviereck die ganze Nord- und Westseite des Saales abschreitet, zuweilen sich auch in einer Gruppe von besonders bevorzugten Damen niederläßt. Der Tanzboden wird nun für die tanzlustige Jugend frei. Bei ihrem Rundgange zeichnete die Königin namentlich die Herzogin von Sermoneta aus, die angelsächsische Schönheit, die es an königlicher Haltung mit jeder Königin aufnehmen kann. Es fiel den Näherstehenden auf, daß die beiden Damen sich deutsch unterhielten.

Der König läßt unterdessen die Minister, Botschafter und höheren Offiziere, namentlich die Afrikaoffiziere an sich herantreten, wechselt kurze Gespräche mit ihnen und begrüßt auch seine „Basen", die Frauen der Annunziataritter.

Während dieser Wandelcour zerstreuten sich die nicht gerade zur offiziellen Welt gehörenden Leute in die weiter nördlich liegenden Säle, wo bald von den Damen alle Sophas und Fauteuils besetzt waren. Die Räume sind herrlich, namentlich der an den Ballsaal anstoßende Rokokospiegelsaal, dessen Spiegel unten mit Rokokofiguren in halber Lebensgröße bemalt sind. Auch das Familienspeisezimmer, in dem reich geschnitzte Möbel prunken, und das Zimmer, in welchem das Modell zu Thorwaldsen's Alexanderfries angebracht ist, entzückten durch einfache Pracht.

Berühmte Künstler und Gelehrte waren zahlreich vertreten, so Paderewski, der soeben zwei Konzerte gegeben hat, zu denen man schon seit Wochen kein Billet erhalten konnte; der blonde Herr mit den zerzausten Locken und dem müden Gesicht wurde viel gefeiert —, Blaserna, Siemieradski, Sgambati, Frau Ristori, die jetzige Marchesa del Grillo u. s. w. Zu ihnen gesellen sich ordenslüsterne Herren und Parlamentarier, die noch Karriere machen wollen. Alle erwarten den Augenblick, wo das Königspaar den Ballsaal verläßt, um einen Rundgang durch die übrigen Säle zu thun, ehe es in die Privatgemächer zurückkehrt.

Endlich ist's zwölf Uhr. Der König erscheint im Spiegelsaal. Feierlich stille wird's. Für den unbetheiligten Zuschauer ist es ein wahres Entzücken zu beobachten, wie nun die Hofleute vom Dienst und die Gäste, die sich dem Könige nähern wollen, plötzlich strategisch werden. Gianotti, der Oberste der Hofchargen, wird zum geschniegelten Zerberus oder zum eleganten Argus. Er scheint unbeweglich, seine hohe Gestalt mit dem alten Offizierskopfe reckt sich steif, aber seine Aeuglein gehen hin und her, damit seine untergebenen Kammerherren, deren Frack mit güldenen Knöpfen bedeckt ist, ja geschickt das frei Viereck um den Monarchen aufrecht erhalten, und zwar geometrisch richtig aufrechterhalten, so oft auch dieser seine Stellung ändern mag. Trotzdem dringt mancher Unbefugte zu nahe an den König, mit leiser Handbewegung entfernt ihn Gianotti, und gehorcht der Andere nicht, so ist der König selbst geschickt genug, den allzu Dreisten elegant zu übersehen. Die Diskretion verbietet mir's, hier manche köstliche Beobachtungen, die ich auf späteren Bällen ergänzte, auszuplaudern.

Köstliche Beobachtungen kann man auch machen, wenn man, während sich alles Interesse auf den Ballsaal und den Spiegelsaal, oder auf die Theebüffets in den Nebenräumen konzentrirt, ab und zu verstohlen in die kleineren Zimmer geht, die mit herrlichen Gobelins und Divans geschmückt, flirtende Paare zum ausruhen einladen. Wie oft läßt sich da wieder feststellen, daß Schauspielkunst und Schauspieltalent nicht grade an die Berührung mit den Theaterbrettern geknüpft ist. Auch mancher Liebeszwist wird schnell mit Auge und hastigem Wort in den Thürportieren ausgetragen. Und daß der Kundige auch viel Medisance erlebt, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Viele Herren stehen auch ruhig als zur Erde

herabgestiegene Säulenheilige, unbeweglich stumm in der Ecke. Sie schwelgen meist im Anblick der verführerischen Schönheit, die an ihnen vorüberrauscht, vorüberduftet, vorüberschwebt, oft auch sind es Philosophen, die stoisch auf das Losungswort harren, so die Buffetstunde kündet, oft auch sind's Ordensstudenten. So fragte mich einst ein hagerer Mann, der stundenlang in seiner Ecke geschaut und geschwiegen hatte, mit allen Zeichen der leidenschaftlichsten Erregung: „Was ist das für ein Orden, den Principe Doria am schwarzen Bande um den Hals trägt?" Ich konnte dem Aermsten leider keine Auskunft geben. Gegen halb zwölf Uhr versammeln sich die Buffetkundigen in den Vorzimmern der beiden großen Eßsäle, von denen der eine im Norden, der andere im Westen liegt. Unbeschreiblich komisch ist's, wie sie ihre Strategie durch das Interesse für die aufliegenden Photographiealbums bemänteln wollen. Leider sind diese Albums schnell durchgesehen — und oft dauert die Zeit des Wartens gar zu lange. An dem genannten Februarabend ward es gar ein Uhr, ehe sich die Flügelthüren des nördlichen Paradieses öffneten, und die Pioniere ihren Sturmlauf beginnen konnten.

Während dessen spielte sich in der Nähe des Ballsaals eine Reihe von Szenen ab, die zum Glück eine Ausnahme am Quirinalhofe bildeten. Ein ungeschickter Hofbeamter hatte ein drittes Buffet für die engere Hofgesellschaft arrangirt —, was an und für sich kein Fehler ist —, und zwar so arrangirt, daß zwanzig Personen sitzend schmausen konnten, — bis dahin war er noch geschickt. Das Ungeschick begann erst damit, daß er die Hofgesellschaft nicht vorher instruirte, und dann das Allerheiligste öffnete, ehe die Mehrheit der Gäste zu den Hauptbuffets abgezogen waren. In Folge dessen drängten auch „Unbefugte" zum exklusiven Speisesaal, dessen Wächter, zwei riesige Lakaien, da nur für vierzig Personen Raum war, die Stürmenden nur schubweise einließen. Da gab es natürlich sehr ärgerliche Auftritte, ja manche Dame drohte in Ohnmacht zu fallen.

Kaum ließen diese Lakaien den Minister des Aeußern passiren, der Frau v. Bülow am Arme führte, und Ministerdamen mußten halbe Stunden warten, so z. B. Frau Prinetti, die vom Fürsten von Camporeale geführt war. Andere Größen der Gesellschaft, wie die berühmte Inhaberin des vornehmsten Salon dansant, Mme. Leghait und der amerikanische Gesandte

konnten überhaupt nicht die Menge durchbrechen, welche die Thüre umlagerte. Gegen Morgen erst zogen die letzten Buffethelden heim und gaben schmunzelnd die Versicherung ab, daß man beim Könige gut speise. Ein großer Theil der Gäste hatte aber, wie immer, darauf verzichtet, die Richtigkeit dieser Behauptung kämpfend zu prüfen.

Als ich nach Hause zog, konnte ich noch eine andere Wirkung des Massenandrangs beobachten. Die Römer sind große Blumenfreunde, auch haben sie, wie alle Großstadtkinder, gerne ein Andenken an genossene Freuden. Und so mußten die tausende von Maiblümchen, welche den Spiegelsaal schmückten, sowie die hunderte von herrlichen Topfpflanzen, welche die **Scala regia** säumten, daran glauben. Sie wurden mit dem Tode bestraft. Hunderte von Damen und Herren zogen aber mit geraubten Blumen nach Hause. „Menge dein Name ist . . . .?“

Das nächste Konklave.

Rom, im Februar 1897.

Man spricht wieder viel von der schlechten Gesundheit des Papstes, infolgedessen ist das nächste Konklave wieder „aktuell". Fast möchte es scheinen, als ob Leo XIII. für die Ungeduld mancher Leute zu lange lebe. Aber dieselbe Erscheinung zeigte sich vor dem Tode Pius IX. und vor dem anderer Päpste, die sich eines langen Lebens erfreuten. Langlebigkeit ist ja das größte Unrecht, das Päpste in den Augen vieler hohen Herren begehen können, erzählt man sich doch, daß der Großwähler des gegenwärtigen Papstes, Kardinal Bartolini, nur dadurch die spanischen Kardinäle für Kardinal Pecci gewinnen konnte, daß er ihren Kandidaten, den Kardinal Franchi als zu jung bezeichnete.

Intriguen um die Papst-Kandidatur.

Also das nächste Konklave ist wieder aktuell. Ich weiß, fern von Rom regen sich fromme Katholiken, und von ihrem Standpunkte aus mit Recht, gerne darüber auf, daß man eine so ernste und heilige Sache, wie die Wahl des irdischen Stellvertreter Gottes, überhaupt diskutire; denn diese Wahl, so glauben und sagen sie, ist nicht Menschenwerk, sondern ein Werk des heiligen Geistes. Wie jede heilige Ueberzeugung, muß man auch diese achten, wer also für fromme Katholiken schreibt, darf nicht von den „Chancen" des Konklaves sprechen.

Nun setzt sich die Welt aber nicht nur aus Katholiken zusammen, zudem lehrt die Geschichte und die tägliche Erfahrung, daß die Katholiken in Rom, und namentlich die hochgestellten Würdenträger des Vatikan's durch allzunahe Berührung mit dem, was den fern von Rom wohnenden Gläubigen als das Heiligste erscheint, derart dagegen abgestumpft worden sind, daß sie mit dem Heiligsten leider oft gar zu menschlich umgehen. Folglich diskutiren die Leute

im Vatikan die Möglichkeit der Wahl dieses oder jenes Kardinals mit oft allzu menschlichem Mangel an christlicher Nächstenliebe.

Die katholische Kirche ist ferner auch eine politische Institution, und wie die hohe Politik keine Moral kennt, so kennt sie auch keine Scheu vor dem Heiligen. Kühl und vorsichtig, heftig und leidenschaftlich, je nachdem, arbeitet die bürgerliche und tonsurirte Diplomatie eines jeden Staates, um bei einer künftigen Papstwahl nicht gar zu schlecht abzuschneiden. Wir haben ja im ersten Kapitel dieses Büchleins gesehen, wie Kardinal Galimberti mit Hülfe der Presse und der Diplomatie den Boden für die Wahl des Kardinals Pecci vorbereitete. Auch jetzt arbeitet die Diplomatie mit Hochdruck und ist dabei in zwei Lager gespalten; die Dreibundmächte suchen die Aussichten eines versöhnlichen Kandidaten zu fördern, während die französischen, spanischen, und ein großer Theil der italienischen Kardinäle, um Frankreich zu dienen, für einen intransigenten, d. h. italienfeindlichen „papabile", einen Kandidaten nach dem Herzen Rampolla's, Stimmen zu erwerben sich bemühen.

Auch im eigentlichen geistlichen Lager platzen die Parteien hart aufeinander. Da die Theologen in Rom nach „Schulen" geordnet sind, und zwar so, daß alle hohen Geistlichen, die aus dem Collegio Apollinare hervorgegangen sind, die ehemaligen Schüler des Collegio Capranici befehden, so werden auch die Papstkandidaten nach der Stellung gesichtet, die sie zu einer dieser Schulen einnehmen, und demgemäß gefördert, oder verhetzt. Außerdem sind die Kleriker in Rom noch in zwei Theile geschieden, je nach ihrer Abhängigkeit vom Jesuitenorden, oder dem diesen befehdenden Dominikanerorden. Die Kardinäle, die über den Parteien stehen und als überlegene Menschen nur das Wohl der Kirche im Auge haben, sind ebenfalls nicht einer Meinung, sie spalten sich wieder über die Frage, ob der nächste Papst im Interesse der Kirche ein religiöser, oder ein politisch-diplomatischer sein solle, also ob der Kirche besser mit einem Papste gedient sei, der nur auf die Hebung der Frömmigkeit und des kirchlich religiösen Geistes bedacht sei, ohne sich um die hohe Politik zu kümmern, oder mit einem Papste, der die Politik Rampolla's fortsetze.

Damit ist die Zahl der in den verschiedensten Personengruppen vertretenen Meinungsspaltungen über die künftige Wahl eines Nachfolgers Petri noch nicht erschöpft, auch die römische Aristokratie

und — so gefährlich es ist, dies auszusprechen — auch deren Damen, suchen Einfluß auf die Wähler zu gewinnen; dann kommen die Fanatiker des römischen Stadtklerus, die einen geborenen Römer, wie den verstorbenen Kardinal Domenico Jacobini, mit der Tiara geschmückt wissen wollen, dann die Schwärmer, die für die, übrigens ganz aussichtslose, Wahl eines ausländischen Papstes agitiren, ferner die Klienten eines Kardinals, der zahlreiche Verwandte hat und so die gewinnbringende Renaissance der mittelalterlichen Nepotenwirthschaft zu inauguriren verspricht, dann die Rechner, die auf Grund der Kenntniß des menschlichen Herzens darauf hinweisen, daß nur ein sehr alter Kardinal Papst werden wird; denn seit 1846, also mehr denn fünfzig Jahre lang, haben auf dem heiligen Stuhl nur zwei Päpste gesessen, die Wahl eines jungen Kardinals würde also viele Amtsbrüder, die sich mit der Aussicht auf die übernächste Wahl trösten, gar zu sehr schmerzen. Auch die Skeptiker dürfen wir nicht vergessen, welche als gottlos abgebrühte Menschen das Rennen nach der Tiara sportmäßig beurtheilen. Sie wägen alle Chancen ab, und man kann sicher sein, daß, wenn man sie nach ihrem Favorit fragt, die Antwort erfolgt: „Nur ein „outsider" wird diesmal als Sieger hervorgehen, und zwar nicht gleich im ersten Wahlgange."

Zum Schlusse kommen die Poeten und Propheten, wobei zwischen den Wappenforschern im Volke und den Mottogelehrten der Bücherweisen streng geschieden werden muß. Die ersteren haben, sobald sich wieder einmal das von depeschenwüthigen Journalisten der Sensation erfundene Gerücht von der Krankheit des Papstes verbreitet, nichts Eiligeres zu thun, als zum Hauptthor der Peterskirche zu stürzen, und zwar bewaffnet mit Lorgnons, Brillen, Operngucken und Vergrößerungsgläsern. Mit Andacht, Ueberzeugung und Ausdauer prüfen sie die zierlichen Ornamente der großen Bronzethüre, sagt doch der alte Volksglaube, daß sich aus den alten Putten, Satyren, Nymphen und dem übrigen künstlerischen Schmuck das Wappen des künftigen Papstes errathen lasse.

Die Bücherweisen hingegen berufen sich auf die bekannten Prophezeiungen des irischen Bischofs Malachias, der im zwölften Jahrhundert lebte und alle Päpste durch ein Motto vorherverkündete. Da er Pius IX. durch den Wahlspruch „Crux de cruce" bezeichnet hatte, und dieser Spruch thatsächlich auf das Leben dieses Papstes

paßt, da ferner nach Ansicht seiner Bewunderer Leo XIII. das ihm zugeschriebene Motto: „Lumen de coelo" (Licht vom Himmel) wahrgemacht hat, so ist es unseren Prophetenfreunden unumstößliche Wahrheit, daß der künftige Papst unter den Kardinälen zu suchen ist, die das Motto für den Nachfolger Leo's XIII. „Ignis ardens" (Brennendes Feuer) auf sich beziehen können. So galt lange Zeit, allein seines Namens wegen, Kardinal Hohenlohe als „papabilissimo", was alle Kundigen zum Lächeln reizte. Nun, Kardinal Hohenlohe starb, ehe sich an ihm die Prophezeiung erfüllte. Dann wurde Kardinal Svampa als der mottobezeichnete Wahlsieger proklamirt. Freilich wimmelt es in seinem Wappen sowohl, wie in seinem Leben von feurigen Anspielungen. Erstens hat er in seinem Wappen ein brennendes Feuer, zweitens wurde er, noch sehr jung, Bischof der feurigsten Stadt der durch ihre feurigen Einwohner berühmten Romagna, drittens ist eine Kirche in dieser Stadt Forli, berühmt als die Gnadenstätte der sagenhaften Madonna del Fuoco (Madonna des Feuers). Nicht genug damit kann sich Svampa auch zweier unmittelbarer Prophezeiungen rühmen. Als er im Seminario Pio zu Rom seine Studien vollendet und die Priesterweihe empfangen hatte, gab ihm der Seminarleiter Professor Monsignore Piazza ein dreibändiges Werk und schrieb in den ersten Band als Widmung „Dem Priester Domenico Svampa", in den zweiten: „Dem Monsignore D. S." und in den dritten: „Sr. Heiligkeit Domenico Svampa". Svampa machte auch überraschend schnell Karriere, und als er Erzbischof von Bologna und gleich darauf Kardinal wurde, sagte der als „Papstmacher" gefürchtete Kardinal Galimberti „Ecco il prossimo papa." (Da habt ihr den nächsten Papst.)

Einer unmittelbaren Prophezeiung aber aus dem Munde eines höhergestellten Mannes kann sich auch der Karmelitermönch-Kardinal Gerolamo Gotti rühmen; denn ihn hat Leo XIII. selbst sehr oft im Gespräch als seinen Nachfolger bezeichnet. Uebrigens gehört auch Gotti in die Kategorie der „papabili", auf welche das „Ignis ardens" paßt, besitzt doch auch er ein Feuer, und zwar eine brennende Fackel in seinem Wappen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß außer den durch das Motto designirten papabili, ein weniger bekannter Kardinal Angelo di Pietro von gewissen Leuten, die an Weissagungen

glauben, zum Papstkandidaten ausgerufen wurde. Ihm, dem einfachen Bauernsohne begegnete ja einst ein auffällig Stücklein. Als fünfzehnjähriger Seminarist machte er eines Tages im Auftrage des Bischofs von Tivoli einen Botengang nach dem nahen Vicovaro. Unterwegs begegnete ihm ein alter Mönch, der sich ihm vor die Füße wirft und ihm die Stiefel küßt. Als der junge Mann abwehren will, unterbricht ihn der Mönch mit den Worten: „Laßt mich jetzt Eure Füße küssen; denn, wenn Ihr erst Papst sein werdet, bin ich längst nicht mehr." Uebrigens, falls di Pietro Papst werden sollte, so verdankt er das sicherlich nicht nur dieser Prophezeiung, als vielmehr dem Siege der Kardinalspartei, die einen religiösen, frommen Mann anstatt eines Politikers auf den heiligen Stuhl erheben will; denn jetzt schon steht di Pietro im Geruche der Heiligkeit, ja man nennt ihn nie anders als den Heiligen.

Doch genug mit den Prophezeiungen und Klügeleien über den möglichsten Nachfolger Leo's XIII. Er hat schon so viele Kardinäle — über hundertundzwanzig — während seines Pontifikates sterben sehen, daß noch viele seiner „Nachfolger" ihm im Tode vorangehen dürften; denn seine Lebenszähigkeit spottet jeder Beschreibung. Der Kuriosität halber sei mitgetheilt, daß die Kleriker, die, wenn sie unter sich sind, auch weniger feierlich, ja recht menschlich-gemüthlich zu sprechen lieben, eben wegen des Umstandes, daß die Kardinalssterblichkeit während seiner Regierungszeit so groß war, Leo XIII. den Spitznamen „beccamorte" (Todtengräber), gegeben haben. Ich selbst habe es mit eigenen Ohren gehört.

Es ist selbstverständlich, daß eine so wichtige Frage, wie die der Nachfolgerschaft des jetzigen Papstes nicht nur mündlich erörtert wird, und so ist denn auch die Zahl der Konklavebücher und Broschüren schon Legion.

Diese Schriften zerfallen in zwei verschiedene Klassen; die eine beschäftigt sich mit dem Intriguenspiel hinter den Coulissen und erörtert lebhaft die Frage, wer denn eigentlich von den „papabili" der „papabilissimo" sei, in der Art, wie viele Jahre vor dem Tode Pius' IX. Bonghi und Monsignore Pappalettere den Kardinal Pecci als den zukünftigen Papst bezeichneten, weil sie aus seiner Gegnerschaft zum Kardinal Antonelli und seiner Unbeliebtheit beim Papste selbst folgerten, daß man in ihm den Nachfolger wittere; die andere setzt sich hingegen aus den mannigfachen Schriften zu-

angegebenen Gründen. Natürlich kann der Ballsaal bei der großen Zahl der Eingeladenen, die zwischen achtzehnhundert und zweitausend Personen schwankt, nicht alle fassen, und so entwickelt sich hinter den Schranken des eigentlichen Tanzraumes oft ein wenig würdiges Gedränge neugieriger schwitzender Menschen. Wir sind ja in Italien, und gewisse Vorzüge der Italiener haben auch ihre Kehrseiten. Man findet ja in Italien weniger die Karikatur der Heroenverehrung, die man „Ersterben vor fürstlichen Personen" nennt, und daraus ergibt sich, daß man, falls man die gleiche Luft mit fürstlichen Personen athmet, nicht gleich aus ehrfürchtiglicher Scheu an Blutstockung leidet und sich infolgedessen eines gesitteten, artigen, zurückhaltenden Betragens befleißigt, man ist also zwangloser. Aber man ist auch neugierig und schönheitsdurstig, und so drängen sich grade ältere Herren, die schon länger Gelegenheit hatten, sich große Kenntnisse in der Wissenschaft von der weiblichen Schönheit zu erwerben, in drangvoll fürchterlichster Enge, ohne Schonung der Hühneraugen und Rippen der Nachbarn hinter dem Schrankenviereck, um sich an all der Damenschönheit zu weiden, welche die Juwelen- und Toilettenpracht ihren Blicken nicht neidisch entzieht.

Ist der Hof eingetreten, so postirt sich der König, der mit Frack und Ordensband erscheint, in die Südostecke des Saales unter dem Orchester, umgeben von den Rittern des Annunziataordens, die Diplomatie aber in die Nordostecke, während die Königin sich an der nördlichen Schmalseite inmitten ihrer Hofdamen niederläßt, die, einem On dit zufolge, es ängstlich vermeiden sollen, durch allzugroße Schönheit oder Toilettenpracht neben der schönen Königin aufzufallen.

Einige Zeit nachher beginnt die „Quadrille der Königin". Auf dem ersten Hofball, den ich hinter den Fräcken der Diplomatie sah, — im Februar 1896 — war der Partner der Königin der schmale, weißbärtige französische Botschafter Herr Billot. Königin Margherita war in blauem, mit Spitzen und Juwelenstickerei besetztem Seidenkleid erschienen, das auf den Achseln zwei aus Spitzen gewobene herzförmige Flügel in der Form eines nach vorn und nach dem Rücken zu geöffneten Stuartkragens trug. Außerdem zeigte sie ihre bekannten Perlen. Ihr Gegenpart bildet Mme. Billot und der deutsche Botschafter Herr Bernh. v. Bülow,

der wie alle Diplomaten in Frack und Ordensband erschienen war. Frau Bülow, in cremeseidener Robe und reichem Juwelenschmuck, tanzte am Arme des amerikanischen Gesandten Mac Veagh.

Einen schöneren Rahmen als die Tanzgruppe hatte, kann man wohl kaum an anderen Höfen finden; denn mit der südlichen Schönheit der einheimischen, wetteiferte die kühlere und schlankere der nordischen Damen, unter denen besonders die Gattin des schwedischen Gesandten, Frau v. Bildt, und manche englische und amerikanische Miß auffielen. Hinter dem farben- und juwelenstrahlenden Damenzaun aber drängte sich das Gros der Eingeladenen. Und im Hintergrunde ragten die hohen, rothdrapirten Fenster auf, und über ihnen die herrlichen Fresken im Fries mit den lustigen Amoretten, und von der Decke, von tausenden von Lampen erhellt, grüßten die lebhaften Farben des Deckengemäldes, das den Sturz Luzifers, oder etwas Aehnliches darstellt.

Die Königin tanzt nur die Quadrille, nach dieser beginnt sie ihren Rundgang, indem sie im geheiligten Schrankenviereck die ganze Nord- und Westseite des Saales abschreitet, zuweilen sich auch in einer Gruppe von besonders bevorzugten Damen niederläßt. Der Tanzboden wird nun für die tanzlustige Jugend frei. Bei ihrem Rundgange zeichnete die Königin namentlich die Herzogin von Sermoneta aus, die angelsächsische Schönheit, die es an königlicher Haltung mit jeder Königin aufnehmen kann. Es fiel den Näherstehenden auf, daß die beiden Damen sich deutsch unterhielten.

Der König läßt unterdessen die Minister, Botschafter und höheren Offiziere, namentlich die Afrikaoffiziere an sich herantreten, wechselt kurze Gespräche mit ihnen und begrüßt auch seine „Basen", die Frauen der Annunziataritter.

Während dieser Wandelcour zerstreuten sich die nicht gerade zur offiziellen Welt gehörenden Leute in die weiter nördlich liegenden Säle, wo bald von den Damen alle Sophas und Fauteuils besetzt waren. Die Räume sind herrlich, namentlich der an den Ballsaal anstoßende Rokokospiegelsaal, dessen Spiegel unten mit Rokokofiguren in halber Lebensgröße bemalt sind. Auch das Familienspeisezimmer, in dem reich geschnitzte Möbel prunken, und das Zimmer, in welchem das Modell zu Thorwaldsen's Alexanderfries angebracht ist, entzückten durch einfache Pracht.

Berühmte Künstler und Gelehrte waren zahlreich vertreten, so Paderewski, der soeben zwei Konzerte gegeben hat, zu denen man schon seit Wochen kein Billet erhalten konnte; der blonde Herr mit den zerzausten Locken und dem müden Gesicht wurde viel gefeiert —, Blaserna, Siemieradski, Sgambati, Frau Ristori, die jetzige Marchesa del Grillo u. s. w. Zu ihnen gesellen sich ordenslüsterne Herren und Parlamentarier, die noch Karriere machen wollen. Alle erwarten den Augenblick, wo das Königspaar den Ballsaal verläßt, um einen Rundgang durch die übrigen Säle zu thun, ehe es in die Privatgemächer zurückkehrt.

Endlich ist's zwölf Uhr. Der König erscheint im Spiegelsaal. Feierlich stille wird's. Für den unbetheiligten Zuschauer ist es ein wahres Entzücken zu beobachten, wie nun die Hofleute vom Dienst und die Gäste, die sich dem Könige nähern wollen, plötzlich strategisch werden. Gianotti, der Oberste der Hofchargen, wird zum geschniegelten Zerberus oder zum eleganten Argus. Er scheint unbeweglich, seine hohe Gestalt mit dem alten Offizierskopfe reckt sich steif, aber seine Aeuglein gehen hin und her, damit seine untergebenen Kammerherren, deren Frack mit güldenen Knöpfen bedeckt ist, ja geschickt das frei Viereck um den Monarchen aufrecht erhalten, und zwar geometrisch richtig aufrechterhalten, so oft auch dieser seine Stellung ändern mag. Trotzdem dringt mancher Unbefugte zu nahe an den König, mit leiser Handbewegung entfernt ihn Gianotti, und gehorcht der Andere nicht, so ist der König selbst geschickt genug, den allzu Dreisten elegant zu übersehen. Die Diskretion verbietet mir's, hier manche köstliche Beobachtungen, die ich auf späteren Bällen ergänzte, auszuplaudern.

Köstliche Beobachtungen kann man auch machen, wenn man, während sich alles Interesse auf den Ballsaal und den Spiegelsaal, oder auf die Theebüffets in den Nebenräumen konzentrirt, ab und zu verstohlen in die kleineren Zimmer geht, die mit herrlichen Gobelins und Divans geschmückt, flirtende Paare zum ausruhen einladen. Wie oft läßt sich da wieder feststellen, daß Schauspielkunst und Schauspieltalent nicht grade an die Berührung mit den Theaterbrettern geknüpft ist. Auch mancher Liebeszwist wird schnell mit Auge und hastigem Wort in den Thürportieren ausgetragen. Und daß der Kundige auch viel Medisance erlebt, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Viele Herren stehen auch ruhig als zur Erde

herabgestiegene Säulenheilige, unbeweglich stumm in der Ecke. Sie schwelgen meist im Anblick der verführerischen Schönheit, die an ihnen vorüberrauscht, vorüberduftet, vorüberschwebt, oft auch sind es Philosophen, die stoisch auf das Losungswort harren, so die Buffetstunde kündet, oft auch sind's Ordensstudenten. So fragte mich einst ein hagerer Mann, der stundenlang in seiner Ecke geschaut und geschwiegen hatte, mit allen Zeichen der leidenschaftlichsten Erregung: „Was ist das für ein Orden, den Principe Doria am schwarzen Bande um den Hals trägt?" Ich konnte dem Aermsten leider keine Auskunft geben. Gegen halb zwölf Uhr versammeln sich die Buffetkundigen in den Vorzimmern der beiden großen Eßsäle, von denen der eine im Norden, der andere im Westen liegt. Unbeschreiblich komisch ist's, wie sie ihre Strategie durch das Interesse für die aufliegenden Photographiealbums bemänteln wollen. Leider sind diese Albums schnell durchgesehen — und oft dauert die Zeit des Wartens gar zu lange. An dem genannten Februarabend ward es gar ein Uhr, ehe sich die Flügelthüren des nördlichen Paradieses öffneten, und die Pioniere ihren Sturmlauf beginnen konnten.

Während dessen spielte sich in der Nähe des Ballsaals eine Reihe von Szenen ab, die zum Glück eine Ausnahme am Quirinalhofe bildeten. Ein ungeschickter Hofbeamter hatte ein drittes Buffet für die engere Hofgesellschaft arrangirt —, was an und für sich kein Fehler ist —, und zwar so arrangirt, daß zwanzig Personen sitzend schmausen konnten, — bis dahin war er noch geschickt. Das Ungeschick begann erst damit, daß er die Hofgesellschaft nicht vorher instruirte, und dann das Allerheiligste öffnete, ehe die Mehrheit der Gäste zu den Hauptbuffets abgezogen waren. In Folge dessen drängten auch „Unbefugte" zum exklusiven Speisesaal, dessen Wächter, zwei riesige Lakaien, da nur für vierzig Personen Raum war, die Stürmenden nur schubweise einließen. Da gab es natürlich sehr ärgerliche Auftritte, ja manche Dame drohte in Ohnmacht zu fallen.

Kaum ließen diese Lakaien den Minister des Aeußern passiren, der Frau v. Bülow am Arme führte, und Ministerdamen mußten halbe Stunden warten, so z. B. Frau Prinetti, die vom Fürsten von Camporeale geführt war. Andere Größen der Gesellschaft, wie die berühmte Inhaberin des vornehmsten Salon dansant, Mme. Leghait und der amerikanische Gesandte

konnten überhaupt nicht die Menge durchbrechen, welche die Thüre umlagerte. Gegen Morgen erst zogen die letzten Buffethelden heim und gaben schmunzelnd die Versicherung ab, daß man beim Könige gut speise. Ein großer Theil der Gäste hatte aber, wie immer, darauf verzichtet, die Richtigkeit dieser Behauptung kämpfend zu prüfen.

Als ich nach Hause zog, konnte ich noch eine andere Wirkung des Massenandrangs beobachten. Die Römer sind große Blumenfreunde, auch haben sie, wie alle Großstadtkinder, gerne ein Andenken an genossene Freuden. Und so mußten die tausende von Maiblümchen, welche den Spiegelsaal schmückten, sowie die hunderte von herrlichen Topfpflanzen, welche die Scala regia säumten, daran glauben. Sie wurden mit dem Tode bestraft. Hunderte von Damen und Herren zogen aber mit geraubten Blumen nach Hause. „Menge dein Name ist . . . .?“

Das nächste Konklave.

Rom, im Februar 1897.

Man spricht wieder viel von der schlechten Gesundheit des Papstes, infolgedessen ist das nächste Konklave wieder „aktuell". Fast möchte es scheinen, als ob Leo XIII. für die Ungeduld mancher Leute zu lange lebe. Aber dieselbe Erscheinung zeigte sich vor dem Tode Pius IX. und vor dem anderer Päpste, die sich eines langen Lebens erfreuten. Langlebigkeit ist ja das größte Unrecht, das Päpste in den Augen vieler hohen Herren begehen können, erzählt man sich doch, daß der Großwähler des gegenwärtigen Papstes, Kardinal Bartolini, nur dadurch die spanischen Kardinäle für Kardinal Pecci gewinnen konnte, daß er ihren Kandidaten, den Kardinal Franchi als zu jung bezeichnete.

Intriguen um die Papst-Kandidatur.

Also das nächste Konklave ist wieder aktuell. Ich weiß, fern von Rom regen sich fromme Katholiken, und von ihrem Standpunkte aus mit Recht, gerne darüber auf, daß man eine so ernste und heilige Sache, wie die Wahl des irdischen Stellvertreter Gottes, überhaupt diskutire; denn diese Wahl, so glauben und sagen sie, ist nicht Menschenwerk, sondern ein Werk des heiligen Geistes. Wie jede heilige Ueberzeugung, muß man auch diese achten, wer also für fromme Katholiken schreibt, darf nicht von den „Chancen" des Konklaves sprechen.

Nun setzt sich die Welt aber nicht nur aus Katholiken zusammen, zudem lehrt die Geschichte und die tägliche Erfahrung, daß die Katholiken in Rom, und namentlich die hochgestellten Würdenträger des Vatikan's durch allzunahe Berührung mit dem, was den fern von Rom wohnenden Gläubigen als das Heiligste erscheint, derart dagegen abgestumpft worden sind, daß sie mit dem Heiligsten leider oft gar zu menschlich umgehen. Folglich diskutiren die Leute

im Vatikan die Möglichkeit der Wahl dieses oder jenes Kardinals mit oft allzu menschlichem Mangel an christlicher Nächstenliebe.

Die katholische Kirche ist ferner auch eine politische Institution, und wie die hohe Politik keine Moral kennt, so kennt sie auch keine Scheu vor dem Heiligen. Kühl und vorsichtig, heftig und leidenschaftlich, je nachdem, arbeitet die bürgerliche und tonsurirte Diplomatie eines jeden Staates, um bei einer künftigen Papstwahl nicht gar zu schlecht abzuschneiden. Wir haben ja im ersten Kapitel dieses Büchleins gesehen, wie Kardinal Galimberti mit Hülfe der Presse und der Diplomatie den Boden für die Wahl des Kardinals Pecci vorbereitete. Auch jetzt arbeitet die Diplomatie mit Hochdruck und ist dabei in zwei Lager gespalten; die Dreibundmächte suchen die Aussichten eines versöhnlichen Kandidaten zu fördern, während die französischen, spanischen, und ein großer Theil der italienischen Kardinäle, um Frankreich zu dienen, für einen intransigenten, d. h. italienfeindlichen „papabile", einen Kandidaten nach dem Herzen Rampolla's, Stimmen zu erwerben sich bemühen.

Auch im eigentlichen geistlichen Lager platzen die Parteien hart aufeinander. Da die Theologen in Rom nach „Schulen" geordnet sind, und zwar so, daß alle hohen Geistlichen, die aus dem Collegio Apollinare hervorgegangen sind, die ehemaligen Schüler des Collegio Capranici befehden, so werden auch die Papstkandidaten nach der Stellung gesichtet, die sie zu einer dieser Schulen einnehmen, und demgemäß gefördert, oder verhetzt. Außerdem sind die Kleriker in Rom noch in zwei Theile geschieden, je nach ihrer Abhängigkeit vom Jesuitenorden, oder dem diesen befehdenden Dominikanerorden. Die Kardinäle, die über den Parteien stehen und als überlegene Menschen nur das Wohl der Kirche im Auge haben, sind ebenfalls nicht einer Meinung, sie spalten sich wieder über die Frage, ob der nächste Papst im Interesse der Kirche ein religiöser, oder ein politisch-diplomatischer sein solle, also ob der Kirche besser mit einem Papste gedient sei, der nur auf die Hebung der Frömmigkeit und des kirchlich religiösen Geistes bedacht sei, ohne sich um die hohe Politik zu kümmern, oder mit einem Papste, der die Politik Rampolla's fortsetze.

Damit ist die Zahl der in den verschiedensten Personengruppen vertretenen Meinungsspaltungen über die künftige Wahl eines Nachfolgers Petri noch nicht erschöpft, auch die römische Aristokratie

und — so gefährlich es ist, dies auszusprechen — auch deren Damen, suchen Einfluß auf die Wähler zu gewinnen; dann kommen die Fanatiker des römischen Stadtklerus, die einen geborenen Römer, wie den verstorbenen Kardinal Domenico Jacobini, mit der Tiara geschmückt wissen wollen, dann die Schwärmer, die für die, übrigens ganz aussichtslose, Wahl eines ausländischen Papstes agitiren, ferner die Klienten eines Kardinals, der zahlreiche Verwandte hat und so die gewinnbringende Renaissance der mittelalterlichen Nepotenwirthschaft zu inauguriren verspricht, dann die Rechner, die auf Grund der Kenntniß des menschlichen Herzens darauf hinweisen, daß nur ein sehr alter Kardinal Papst werden wird; denn seit 1846, also mehr denn fünfzig Jahre lang, haben auf dem heiligen Stuhl nur zwei Päpste gesessen, die Wahl eines jungen Kardinals würde also viele Amtsbrüder, die sich mit der Aussicht auf die übernächste Wahl trösten, gar zu sehr schmerzen. Auch die Skeptiker dürfen wir nicht vergessen, welche als gottlos abgebrühte Menschen das Rennen nach der Tiara sportmäßig beurtheilen. Sie wägen alle Chancen ab, und man kann sicher sein, daß, wenn man sie nach ihrem Favorit fragt, die Antwort erfolgt: „Nur ein „outsider" wird diesmal als Sieger hervorgehen, und zwar nicht gleich im ersten Wahlgange."

Zum Schlusse kommen die Poeten und Propheten, wobei zwischen den Wappenforschern im Volke und den Mottogelehrten der Bücherweisen streng geschieden werden muß. Die ersteren haben, sobald sich wieder einmal das von depeschenwüthigen Journalisten der Sensation erfundene Gerücht von der Krankheit des Papstes verbreitet, nichts Eiligeres zu thun, als zum Hauptthor der Peterskirche zu stürzen, und zwar bewaffnet mit Lorgnons, Brillen, Operngucken und Vergrößerungsgläsern. Mit Andacht, Ueberzeugung und Ausdauer prüfen sie die zierlichen Ornamente der großen Bronzethüre, sagt doch der alte Volksglaube, daß sich aus den alten Putten, Satyren, Nymphen und dem übrigen künstlerischen Schmuck das Wappen des künftigen Papstes errathen lasse.

Die Bücherweisen hingegen berufen sich auf die bekannten Prophezeiungen des irischen Bischofs Malachias, der im zwölften Jahrhundert lebte und alle Päpste durch ein Motto vorherverkündete. Da er Pius IX. durch den Wahlspruch „Crux de cruce" bezeichnet hatte, und dieser Spruch thatsächlich auf das Leben dieses Papstes

paßt, da ferner nach Ansicht seiner Bewunderer Leo XIII. das ihm zugeschriebene Motto: „Lumen de coelo" (Licht vom Himmel) wahrgemacht hat, so ist es unseren Prophetenfreunden unumstößliche Wahrheit, daß der künftige Papst unter den Kardinälen zu suchen ist, die das Motto für den Nachfolger Leo's XIII. „Ignis ardens" (Brennendes Feuer) auf sich beziehen können. So galt lange Zeit, allein seines Namens wegen, Kardinal Hohenlohe als „papabilissimo", was alle Kundigen zum Lächeln reizte. Nun, Kardinal Hohenlohe starb, ehe sich an ihm die Prophezeiung erfüllte. Dann wurde Kardinal Svampa als der mottobezeichnete Wahlsieger proklamirt. Freilich wimmelt es in seinem Wappen sowohl, wie in seinem Leben von feurigen Anspielungen. Erstens hat er in seinem Wappen ein brennendes Feuer, zweitens wurde er, noch sehr jung, Bischof der feurigsten Stadt der durch ihre feurigen Einwohner berühmten Romagna, drittens ist eine Kirche in dieser Stadt Forli, berühmt als die Gnadenstätte der sagenhaften Madonna del Fuoco (Madonna des Feuers). Nicht genug damit kann sich Svampa auch zweier unmittelbarer Prophezeiungen rühmen. Als er im Seminario Pio zu Rom seine Studien vollendet und die Priesterweihe empfangen hatte, gab ihm der Seminarleiter Professor Monsignore Piazza ein dreibändiges Werk und schrieb in den ersten Band als Widmung „Dem Priester Domenico Svampa", in den zweiten: „Dem Monsignore D. S." und in den dritten: „Sr. Heiligkeit Domenico Svampa". Svampa machte auch überraschend schnell Karriere, und als er Erzbischof von Bologna und gleich darauf Kardinal wurde, sagte der als „Papstmacher" gefürchtete Kardinal Galimberti „Ecco il prossimo papa." (Da habt ihr den nächsten Papst.)

Einer unmittelbaren Prophezeiung aber aus dem Munde eines höhergestellten Mannes kann sich auch der Karmelitermönch-Kardinal Gerolamo Gotti rühmen; denn ihn hat Leo XIII. selbst sehr oft im Gespräch als seinen Nachfolger bezeichnet. Uebrigens gehört auch Gotti in die Kategorie der „papabili", auf welche das „Ignis ardens" paßt, besitzt doch auch er ein Feuer, und zwar eine brennende Fackel in seinem Wappen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß außer den durch das Motto designirten papabili, ein weniger bekannter Kardinal Angelo di Pietro von gewissen Leuten, die an Weissagungen

glauben, zum Papstkandidaten ausgerufen wurde. Ihm, dem einfachen Bauernsohne begegnete ja einst ein auffällig Stücklein. Als fünfzehnjähriger Seminarist machte er eines Tages im Auftrage des Bischofs von Tivoli einen Botengang nach dem nahen Vicovaro. Unterwegs begegnete ihm ein alter Mönch, der sich ihm vor die Füße wirft und ihm die Stiefel küßt. Als der junge Mann abwehren will, unterbricht ihn der Mönch mit den Worten: „Laßt mich jetzt Eure Füße küssen; denn, wenn Ihr erst Papst sein werdet, bin ich längst nicht mehr." Uebrigens, falls di Pietro Papst werden sollte, so verdankt er das sicherlich nicht nur dieser Prophezeiung, als vielmehr dem Siege der Kardinalspartei, die einen religiösen, frommen Mann anstatt eines Politikers auf den heiligen Stuhl erheben will; denn jetzt schon steht di Pietro im Geruche der Heiligkeit, ja man nennt ihn nie anders als den Heiligen.

Doch genug mit den Prophezeiungen und Klügeleien über den möglichsten Nachfolger Leo's XIII. Er hat schon so viele Kardinäle — über hundertundzwanzig — während seines Pontifikates sterben sehen, daß noch viele seiner „Nachfolger" ihm im Tode vorangehen dürften; denn seine Lebenszähigkeit spottet jeder Beschreibung. Der Kuriosität halber sei mitgetheilt, daß die Kleriker, die, wenn sie unter sich sind, auch weniger feierlich, ja recht menschlich-gemüthlich zu sprechen lieben, eben wegen des Umstandes, daß die Kardinalssterblichkeit während seiner Regierungszeit so groß war, Leo XIII. den Spitznamen „beccamorte" (Todtengräber), gegeben haben. Ich selbst habe es mit eigenen Ohren gehört.

Es ist selbstverständlich, daß eine so wichtige Frage, wie die der Nachfolgerschaft des jetzigen Papstes nicht nur mündlich erörtert wird, und so ist denn auch die Zahl der Konklavebücher und Broschüren schon Legion.

Diese Schriften zerfallen in zwei verschiedene Klassen; die eine beschäftigt sich mit dem Intriguenspiel hinter den Coulissen und erörtert lebhaft die Frage, wer denn eigentlich von den „papabili" der „papabilissimo" sei, in der Art, wie viele Jahre vor dem Tode Pius' IX. Bonghi und Monsignore Pappalettere den Kardinal Pecci als den zukünftigen Papst bezeichneten, weil sie aus seiner Gegnerschaft zum Kardinal Antonelli und seiner Unbeliebtheit beim Papste selbst folgerten, daß man in ihm den Nachfolger wittere; die andere setzt sich hingegen aus den mannigfachen Schriften zu-

sammen, die den Zweck haben, alle die Vorschläge zu sammeln, die dem neuen Papst behufs Reform an Haupt und Gliedern demüthigst unterbreitet werden sollen.

Zu dieser zweiten Art gehört gewissermaßen auch Zola's „Rome". Dieser viel umstrittene Roman, der sicherlich, wie schon angedeutet, in seinen Bemerkungen über den Vatikan nicht wenig von der gekränkten Eitelkeit des Verfassers beeinflußt ist, hat einen anderen in seiner Eigenliebe verletzten französischen Romancier, „Sar" Peladan, veranlaßt, ebenfalls zur Feder zu greifen und seine Ansichten über das Papstthum und über die Pflichten des neuen Papstes in einem Hochzeits-Reisebuche*) niederzulegen. Zwar ist es eigentlich zu viel gesagt, wenn man die große Schrift ein Buch nennt; denn dazu fehlt ihr die Durcharbeitung, aber so bizarr und gewagt auch die flüchtig niedergeschriebenen, ungeordneten und stets von Neuem variirten Gedanken sein mögen, die dem jungen Ehemanne in Rom einfielen, so sind sie doch werth, vielleicht eben wegen ihrer Bizarrerie, einen großen Leserkreis zu finden. Versuchen wir also einmal, Ordnung in die Gedankensprünge des „Sar" zu bringen.

Wer „Sar" Peladan ist, weiß man. In diesem Buche zeigt er sich als Mystiker, Zukunftsreligiöser, Elitekatholik, Humanitätsapostel, Friedensfreund und Religionsdemokrat, er erscheint also in vielen Gestalten. Außerdem ist er noch Verfechter der Schönheitsreligion, Wagnerianer, besonders „Parsivalist", ein bischen Antisemit und Slavophobe. Als Anhänger der neuen Lehre, deren Hauptdogma in dem Satze besteht, daß die katholische Kirche nicht mehr die mystisch religiösen Bedürfnisse der hochgebildeten Katholiken, der modernen „Elitekatholiken", befriedige, hatte er sich schon mehrere Male mit offenen Briefen an den Kardinal Rampolla und den Papst selbst gewandt. „Aber der Papst antwortet nicht, durch die Bronzethüren des Vatikans zieht nur der Skandal" — damit begründet der ohne Antwort gebliebene „cardinal humaniste" die Nothwendigkeit seines Buches. Ein zweiter Luther behauptet er zu sein, dem der Papst schlecht unterrichtet scheint, und um ihn also besser zu unterrichten, flüchtet sich der „Sar" in den Schutz der Oeffentlichkeit. Wie Fontana trotz des Verbots

*) Le prochain Conclave. Instructions aux Cardinaux. Paris Libraire Dentu.

„Wasser auf die Seile" rief, als Sixtus V. den Obelisk von Heliopolis auf dem Petersplatze aufrichten ließ, ebenso schreit er trotz des von der vatikanischen Kamarilla auferlegten Schweigeverbots „**Petrus est Romanus, sit humanus**". Dieser Schrei ist gewiß schön, aber leider hat der „Sar" nicht ausgeführt, wie er sich diese Vermenschlichung des Papstthums denkt, er hat zwar einhundertvierundvierzig Thesen (**archidoxes**) aufgestellt und dieselben näher erläutert, aber, wie schon gesagt, ohne logische Durcharbeitung und mit vielen Wiederholungen.

Versuchen wir zuerst festzustellen, was „Sar" Peladan unter Katholizismus versteht. Er sagt: „Katholik ist Jeder, der an die Gottheit Christi glaubt und seinem Stellvertreter gehorcht; ein Gehorsam, der aber nicht gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf vernünftiges Denken" . . . . „Wer denkt, muß Katholik sein; denn die Menschheit des Westens kennt nur eine Einheit, kennt nur eine Quelle geistiger Macht. Man kann an der Vollkommenheit des Katholizismus zweifeln, aber nicht an seiner Nothwendigkeit." Aber der jetzige Katholizismus ermangelt der Schönheitsfreude; wenn die Kirche keine Brücke zu den alten Griechen schlägt, ist sie verloren. „Die Kunst, von der Religion getrennt, wird ihre Nebenbuhlerin; denn jene erobert die feinsten Geister und entfremdet sie der Religion, da sie die Seele, ähnlich wie die Religion, über das Alltägliche hinaushebt und ihr Begeisterung und innere Befriedigung schafft. Wenn also die Kirche die Kunst vernachlässigt, wird diese selbst eine Art von Religion werden. Nun geht Peladan zum P a p s t t h u m über. „Es gibt viele Religionen, aber nur einen Papst. Das Judenthum ist nur ein ethnischer Instinkt, der Protestantismus nur eine bürgerliche Anarchie, in beiden ist kein Papst möglich." „Wenn der Papst nicht das Gewissen der Weltmenschheit darstellt, dann ist der Katholizismus nur eine Religion wie die andern, oder gar nur die Hegemonie des italienischen Klerus über einen Theil des Occidents." Der Papst ist ihm ferner eine Abstraktion des Menschen, der „l'homme idee", der Vermittler zwischen dem Logos und der Menschheit, der „capelmeister" der Zivilisation, der die Sitten rhythmet und die Gedanken nach der von der Vorsehung geschaffenen Harmonie dirigirt. Des Papstes Amt ist ein Amt der Erlösung, kein Regierungsamt. Der Papst darf weder zu viel Gefühlsmensch sein, — und bisher verzeichnet die

Papstgeschichte auch keinen Papst, der Visionen gehabt hätte, — noch zu sehr Verstandesmensch.

Gegen den italienischen Vatikan.

Nach diesen allgemeinen Urtheilen geht der „Sar" an die Prüfung des jetzigen Papstes, und bei aller Verehrung, die er ihm zollt, — er bittet ihn ja sogar um den apostolischen Segen, — kommt Leo XIII. doch sehr schlecht weg. Der Hauptvorwurf, der wider ihn erhoben wird, ist der, daß er Italiener ist, und so gerechtfertigt dieser Vorwurf vielleicht sein mag, so übertreibt Peladan im Einzelnen, wie Zola übertrieben hat, weil Beide sich zu sehr als Franzosen fühlen, und von französischem Standpunkte aus auf ihre italienischen Brüder herabsehen; es ist ja eine alte Klage der Italiener, daß gerade bei den Franzosen sich die wenigsten gerechten Beurtheiler ihres Landes finden, und Männer wie Goncourt weiße Raben sind. Peladan macht es Leo XIII. zum Vorwurfe, daß er das Tedeum für die Jahresfeier seiner Krönung an dem Tage abbestellt, da die Kunde von dem Siege Meneliks eintrifft. Im Einzelnen sagt er: „Ein national gesinnter Papst ist kein Vater der Völker, — ein Papst, der sich seines Vaterlandes erinnert, verleugnet die ewige Heimath." „Italien ist nicht berechtigt an der Spitze der Nationen zu stehen, — so wie es jetzt ist, wird das Vaterland Garibaldis zum lächerlichen Zerrbild des Volkes Israel, und Rom zu seinem Stamm Levi." Mit Recht eifert er dann dagegen, daß im Kardinalskollegium und in den Ministerien oder Kongregationen das italienische Element überwiegt. Leo XIII. hat eben deshalb, weil er zu sehr Italiener ist, seine Friedensmission nicht energisch genug erfüllt. Er hätte in Wort und Schrift gegen die menschenmordenden Grenzsteine donnern sollen, die Tedeums nach siegreichen Schlachten verbieten, gegen alle Kriege predigen und sich als Friedensvermittler aufdrängen müssen, unbekümmert darum, ob er Erfolg gehabt, oder nicht; denn ein Papst darf nicht auf das sehen, was erreicht werden kann, sondern auf das was erreicht werden muß. Aber Leo XIII. habe sogar gestattet, daß die zukünftigen Priester die Kunst zu tödten, und das Kriegerkleid anzulegen lernen, und sich damit würdig an die Seite des „infamen" Kardinallegaten Caprara gestellt, der in seinem französischen Katechismus die Treue gegen Napoleon I. und den Kriegsdienst als erste Pflicht der Katholiken bezeichnete. Papst Leo XIII. sei eben ein Leisetreter. Er glaube, wenn er in Encykliken ciceronisirt, Alles gethan zu haben. „Aber wer außer

den Bepfründeten und stumpfen Devoten ist je von seinen Encykliken, aus denen Jeder das herauslesen kann, was er herauslesen will, befriedigt worden?" In seiner Leisetreterei schweige Leo XIII. auch, wo er reden solle. Und doch haben ihm die Garantiegesetze die beneidenswerthe Stellung eines Mannes geschaffen, der keine Angriffsfläche mehr darbietet. Anstatt die Macht des Mannes, der nichts mehr zu verlieren hat, dem Laienthum gegenüber auszunutzen, diplomatisire er immer nur mit neuen Konzessionen. Nicht einmal die Exkommunikation scheine er ernst zu nehmen; denn er nehme demüthig den exkommunizirten „Kirchenschänder", den Präfekten „crocheteur" Poubelle, als französischen Gesandten auf!

Die Encykliken des Papstes.

Ehe Peladan sich nun mit den Pflichten des neuen Papstes beschäftigt, geißelt er im Einzelnen verschiedene Mißbräuche im Katholizismus, wobei — was nicht vergessen werden darf — seine Ansichten als Franzose, und im Besonderen seine Neigungen als mystischer Elitemensch, mehr maßgebend sind, als objektive Prüfungen. Mehrere Male eifert er heftig gegen die Unduldsamkeit und den Aberglauben, und fragt bitterernst: „Welche Bürgschaft haben wir dafür, daß wir nicht neuen Ketzerverfolgungen mit dem Tage entgegengehen, wo das Papstthum wieder Weltherrscher wird?" Er verurtheilt den Hexen- und Teufelsglauben; vom Miß Vaughan-Schwindel, den er offenbar nicht gekannt hat, schweigt er aber noch, er wünscht die Aufhebung des Fastengebotes, das nur die Armen treffe, u. s. w. Als Aesthetiker eifert er gegen die Opfersammlungen in der Kirche, und meint u. A., Jeder würde mit Recht schreien, wenn er im Genuß der Neunten Symphonie, oder einer Wagner-Oper durch den Klingelbeutel gestört werde, aber die Andacht in der Messe störe man täglich; auch höhnt er dagegen, daß die Kirche die Stierkämpfer exkommunizire, aber bei jedem Kampffest einen Geistlichen auf Wache sendet, der vorkommendenfalls die Seele eines zum Tode Verwundeten zum Himmel zu spediren habe. Mit ganz besondrem Hasse verfolgt er auch die „Strickerinnen des Altars", die „katholischen Megären", (die man am Rheine Quieselnquaesulae nennt. A. d. V.), welche beim Beichtvater ihre schwülen Phantasien abladen", diese Abonnentinnen der Kirchenvorstellungen müßten vor Allem entfernt werden. Auch die schlechten Prediger, diese Söhne des Teufels, seien vom Uebel, warum bilde man die Geistlichen nicht lieber zu Schauspielern aus, und lasse sie die

Predigten eines Massillon, Bossuet u. s. w. agiren? Das würde nun freilich erst recht zu der Routine führen, die Peladan an anderen Stellen bekämpft, aber auch ein „Sar" ist eben nicht frei von Widersprüchen. Ein Widerspruch ist auch, daß er gegen alle Auswüchse wettert und dabei doch die Lehre aufstellt, daß sich die Religion, da sie doch auch auf die Massen wirken soll, der mittleren Intelligenz dieser Masse anschmiegen müsse, man möge also alle Ausbrüche der Andacht und alle Lourdes gestatten; denn die Menge sei in allen Religionen im Gegensatze zu ihren Führern, die Monotheisten sind, polytheistisch. Unanfechtbar hingegen ist das, was Peladan gegen die Missionen sagt, die zum größten Theile doch nur politische Agenturen und gar zu oft mit Opium, Pulver, Schnaps und Blei versetzt seien. „Wenn das Lamm Gottes auf einem Kanonenboot einherfährt, kann es nicht gut als ein Friedensbote angesehen werden." „Warum", so fragt der Verfasser weiter, „suchen die Herren Missionäre nicht zuerst die Lehrer und Priester der heidnischen Religionen zu bekehren?"

Der Prunk am vatikanischen Hofe.

Beim Kapitel Vatikan wird unser moderner Kapuzinerprediger ganz zolaisch. „Es gibt zwei komische Armeen, die des Fürsten von Monaco und die des Vatikans. Die des Fürsten ist ein Spielzeug, die des Papstes eine Thorheit." Zehn entschlossene Kerls aus der Romagna würden dies Gemisch von Spielzeugsoldaten und Karnevalsmameluken hinwegfegen. Eher ließe sich begreifen, daß der Papst-Titurel sich von Tempelrittern bewachen lasse. Die beste Wache für den Papst sei aber eine Schaar demüthiger Franziskaner, und deren beste Waffe der Rosenkranz. Der ganze Hof sei zu monarchisch. Man müsse im Frack erscheinen, wenn man den Papst sehen wolle, gerade, als ob man zu Umberto ginge; warum schreibt der Papst nicht das Pilgerkleid vor, und warum läßt er nicht die Aermsten der Armen in Lumpenkleidern zu sich? Zolaisch besonders sind schließlich die derben Bemerkungen über den Schmutz im Vatikan, und namentlich in der sixtinischen Kapelle und in den Stanzen. Uebertreibungen laufen dabei freilich nicht wenige unter. Zum Schlusse sagt Peladan: „Wenn der Katholizismus sterblich wäre, stürbe er am Vatikan."

Nun erörtert er die Pflichten des Nachfolgers, der in den Nebeln der Zukunft wie die einzige Hoffnung der bedrohten Zivilisation sich ankünde. Wie soll nach Peladan das „**ignis ardens**",

das Leo XIII. folgen wird, beschaffen sein? Asket muß er sein; die erste Forderung der Askese sei aber Befreiung der Person von ihrer Umwelt. Wenn möglich soll der Zukunftspapst entweder selbst nicht aus der Wahl der Kardinäle hervorgehen, oder aber dekretiren, daß kein Papst mehr durch die Kardinäle gewählt werden dürfe. In der näheren Erläuterung gibt Peladan einige gar nicht üble, aber praktisch undurchführbare Gedanken zum Besten, die freilich nur bei solch' einem sonderbaren Katholiken, wie er ist, möglich sind. Er fragt nach den Kriterien, welche die Kardinäle für die Papstwürdigkeit aufstellen, und kommt zu dem Schlusse, daß keine bestehen; denn ist die Heiligkeit für die Papstwahl entscheidend, oder das Genie, so dürfen die Herren Kardinäle Niemanden aus ihrer Mitte wählen; denn das Kardinalskollegium hat weder Heilige noch Genies, die Heiligen sitzen in den Klöstern und die katholischen Genies sind ausgestorben, die Kirche besitze eben nur noch gelehrte Professoren. Die Kardinäle seien nur Routiniers. Sie wählen den Papst, wie Generäle ihren Marschall, und Prätorianer ihren Cäsar, wie ja überhaupt die ganze hierarchische Ordnung der Kirche etwas Imperialistisches an sich habe. Wenn im Allgemeinen schon die Wahl eines Kardinals ausgeschlossen sei, so dürfe besonders niemals ein Kardinal gewählt werden, der erstens Italiener sei, zweitens seine Erziehung in Rom erhalten habe, drittens Bischof und viertens Nuntius gewesen sei; denn die Nuntiatur erzieht Intriguanten, das Bischofsamt sei entweiht; die Bischöfe werden ja nicht vom Papst, sondern von der staatlichen Bureaukratie und in Frankreich sogar von Protestanten ernannt, die italienische Geburt aber bedeute Feindschaft gegen die Zivilisation und den Kosmopolitismus und die römische Erziehung bilde Routiniers. Mit diesem ersten Schritt dürfe es aber der neue Papst nicht genug sein lassen.

Die Kriterien der Papstwürdigkeit.

Da der jetzige Papst die Laien nur in der Form von beifalljauchzenden Pilgerschaaren kennen lerne, so müsse der zukünftige den Zaun, gebildet aus Geistlichen und Diplomaten, durchbrechen, der ihn vom Volke trennt; denn der Papst solle nicht blos segnen, sondern auch hören. Das christliche Volk müsse so etwas, wie einen dritten Stand bilden, und demgemäß gegenüber der Zentralgewalt seine Generalstaaten haben. Der zukünftige Papst müsse auch die jetzt geltende Gleichgiltigkeit der Kirche gegen die Kunst verschwinden machen, indem er überall ästhetische

Nuntien einsetze, von deren Approbation jeder Kirchenbauplan, jede Statue, jedes kirchliche Bild, jede Art von Kirchenmusik abhängt. Um seine Reform aber durchführen zu können, müsse der Papst der Zukunft frei sein; und ob er in Rom frei sein könne, sei fraglich. Seitdem Rom die Hauptstadt Italiens geworden, also aufgehört hat, die Hauptstadt der Welt zu sein, könne es nicht mehr Residenz des Papstes sein. Besser säße dieser auf einer einsamen Felsinsel, wenn er es nicht vorzöge, von Land zu Land zu pilgern, da sich doch alle Regierungen glücklich schätzen würden, ihm eine Stadt zur Verfügung zu stellen. Die Geisterkämpfe der Zukunft weisen aber mit zwingender Nothwendigkeit auf Konstantinopel als die einzige des Papstes würdige Stadt, freilich müsse diesem Wohnungswechsel die Versöhnung mit dem russischen Schisma vorhergegangen sein, eine Versöhnung, die nothwendig sein werde, wenn anders nicht ganz Europa von der slawischen Ueberschwemmung zerstört werden soll. Die Forderung, daß der neue Papst den Katholizismus von seinem „jüdischen Bodensatz" befreien solle, beschließt die Reihe der allgemeinen Wünsche. „Jesus", so sagt Peladan, „kann nur durch Preisgeben des Mosaismus regieren, Golgatha muß Sinai tödten".

Es folgen nun die Hauptforderungen: Der jetzige Papst bleibt hinter seinem Jahrhundert zurück. Der neue Papst wird also alle toten Religionen der Archaeologie überweisen, alle lebenden aber anerkennen und eine Gemeinschaft mit ihnen suchen, um mit ihnen relations de charité zu unterhalten. Demgemäß müsse der neue Papst, wenn die Kirche nicht blos eine „lâche opportunité" sein solle, nicht nur Nuntien in London, Haag, Genf (!) und Newyork unterhalten, sondern auch in Mekka und Benares, und ebenso Brahmanen und Marabuts als Gesandte an seinem Hofe empfangen, und warum auch nicht, empfange er doch schon jetzt den kirchenschänderischen Gesandten eines freimaurerischen Präsidenten, der trotz seiner Freimaurerei Ehrendomherr vom Lateran sei!

Die diplomatische Verbindung des Katholizismus mit dem Islam und dem Buddhismus ist ein stets wiederkehrender Lieblingsgedanke von Peladan, auffallend ist nur, daß er, während er sich sonst als Menschheitbeglücker aufspielt, von einer Ausdehnung dieser Verbindung auf Chinesen, Japaner oder die fetischverehrenden Neger Afrikas nichts wissen will. Weiter ver-

langt Peladan gänzliche Reform der Seminare, und was er dabei über die Jugenderziehung sagt, ist sehr beherzigenswerth, Scheidung des Klerus in einen praktizirenden und philosophisch spekulirenden Theil, Laienvertretung in jeder Diözese, Ernennung eines geheimen Bischofs für jede Diözese in allen Ländern, in denen das Konkordat blüht, und schließlich Einführung der Verhältnißwahl für die Kürung des Papstes, indem die Stimmen der Wahlmänner nach der Anzahl der hinter ihnen stehenden Urwähler bewerthet werden.

Hierauf wird Peladan ganz mystisch; in einem Kapitel „Le ternaire de Saint-Esprit" wendet er die alte Eintheilung der Weltgeschichte in die drei Reiche der drei Personen in der Gottheit auf die Papstgeschichte an. Wie das Reich Gott-Vaters danach vom Erdanfang bis zu Christus, und das Reich Gottes des Sohnes bis zum Jahr 2000 nach Christus dauere, wo dann das Reich des heiligen Geistes beginne, so konstruirt er ein Reich in der Papstgeschichte von Petrus bis zu Gregor VII., das Reich des Sohnes folge dann bis zu Pius' IX. Tode, Leo XIII. aber beginne noch nicht das Reich des heiligen Geistes, da seine Regierung nur eine Uebergangszeit darstelle. Das Reich des heiligen Geistes scheint also erst mit dem ästhetisch-kosmopolitisch-interkonfessionell-interreligiösen Zukunftspapste Peladan's anzuheben.

Schließlich springt Herr Peladan mit kühnem Satze von der Mystik in die Praktik zurück, und in einer Reihe von „Archidoxes", die er „Katholische Wiedergeburt" betitelt, verwebt er die alten Leitmotive mit anderen Melodien. Einige dieser Thesen sind recht kategorisch. So heißt es einmal „Man muß die Romreise, wie die Lektüre des Alten Testaments, absolut verbieten; denn beide stellen den Glauben auf eine zu harte Probe." Die Erlaubniß, den Papst zu sehen, soll nicht Gegenstand eines Kompagniegeschäfts zwischen Monsignori und Hoteliers sein, und wenn denn einmal geschachert werden muß, so wende man sich doch lieber unmittelbar an geschulte Börsenmakler, denn an tonsurirte Strohpuppen." „Der Papst soll segnen. Gut, aber nicht in seinem heidnischen Museum und umgeben von seinem Hofstaat, sondern jeden Mittag um zwölf Uhr, wenn die Kanone von der Engelskirche donnert, soll er die Gläubigen auf dem Petersplatz von der Loge aus segnen." Herr

Peladan scheint in seiner Mystik nicht gemerkt zu haben, daß er damit nicht nur den Werth des Segens selbst sehr herabsetzt, sondern auch dem Papste die wenig beneidenswerthe Stelle des Kuckucks in der Schwarzwälder Uhr anweist.

Solche naive Forderungen sind nicht dazu angethan, Peladan's Werk zu empfehlen, wie dies überhaupt auch in der Grundidee ja schon verfehlt ist; denn ein Konklave wird nie im Stande sein, den Katholizismus zu reformiren, und wenn noch so viele „Sars" hochmüthig ihre „Instruktionen an die Kardinäle" schreiben. Aber als Zeichen der Zeit sind die Einfälle Peladans immerhin beachtenswerth, da sie die Rom-Eindrücke eines an Beobachtung gewohnten Mannes wiedergeben und freimüthig viele Mißbräuche tadeln, die andere Katholiken im stillen Busen auch sehr schmerzlich empfinden.

Die angelsächsische Invasion in Rom.

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne eine Zusatzbemerkung zu machen, die durch die von Sar Peladan empfohlene Verweisung des Papstes nach Konstantinopel hervorgerufen wird. Es ist merkwürdig, daß er gerade diese Stadt wählt, oder sollte er durch das politische Bündniß zwischen Frankreich und Rußland dazu verführt worden sein? Kennte er das römische Milieu besser, er hätte wissen müssen, daß von einer mächtigen Partei, die mit ihm einig ist im Kampfe gegen den ganz und gar verwelschten Vatikan und diesen „entitalienisiren" will, eine ganz andere Stadt als Sitz des künftigen Papstes ausersehen ist. Wer das Leben in Rom mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird finden, daß das geistige und geistliche Rom Ziel einer angelsächsischen Invasion wird, die nach und nach den spezifisch italienischen Katholizismus zu verdrängen sucht. Weitausblickende Politiker sehen ja auch schon die Zeit kommen, wo der Vatikan ganz anglisirt, und England und Nordamerika ganz katholisch sein werden, und zwar so, daß die mit England verbündeten Vereinigten Staaten sich mit dem in Washington residirenden Papste in die Herrschaft über die Welt theilen werden. Das sind Utopien, wird Mancher sagen; aber wer da weiß, wie zielbewußt der englisch-amerikanische Klerus arbeitet, wie er immer neue Klöster, Kirchen, Hospitäler und Schulen in Rom gründet, und wie er die Feste in seinen Kirchen und seine Predigten zu „mondänen" Ereignissen ersten Ranges zu gestalten versteht, der muß doch über die Arbeit der Angelsachsen staunen.

Die italienischen Geistlichen selbst empfinden ja auch die Konkurrenz der Söhne Albions und der Yankees schon recht schmerzlich, noch schmerzlicher aber ihre Angriffe, zumal, wenn sie sich nicht scheuen, in ihren eigenen, ihren alten römischen Kirchen, wo sie als Gastprediger auftreten, gegen die Dekadenz der italienischen Geistlichkeit, und den verderblichen Einfluß des durch die italienischen Gewalthaber absichtlich reaktionär und unmodern gehaltenen Vatikangeistes zu eifern.

Und die deutschen gebildeten Katholiken? Auch sie empfinden, daß der Katholizismus des italienischen Vatikans mit seinem mystischen Wunderschwindel, dem übertriebenen Heiligenkultus, der geschäftsmäßigen Neugründung von Wallfahrtskirchen gegen die Auffassung vom wahren Katholizismus verstößt, aber sie empfinden es still und heimlich. Wenn sie unter sich sind, beklagen sie den Widerstreit, in welchen der modern empfindende, und modern wissenschaftlich gebildete Katholik geräth, wenn er seine Weltanschauung mit den Anschauungen und Glaubenslehren in Einklang bringen soll, die ihm der von Rampolla beherrschte Vatikan aufoktroyirt. Aber öffentlich? „Dem Volke muß die Religion erhalten werden" sagen sie, und so beugen sie sich als treue Vasallen ihren geistlichen Lehensherren, den Bischöfen, obschon sie vielleicht wissen, daß diese Bischöfe — mit wenigen Ausnahmen — aus der vatikanischen Kriegsschule hervorzugehen pflegen, wo ihnen ein gut Theil ihres wissenschaftlichen, modernen, und leider auch nationalen Geistes „verloren gegangen" wurde. Umsonst kämpft ja auch Rampolla nicht, wie die ewige Affaire des Metzer Seminars und der Straßburger katholischen Universität beweist, gegen die Vorbildung der Geistlichen an den Universitäten. Man wende zur Entschuldigung der deutschen Katholiken nicht ein, daß ja auch der Verfechter des antivatikanischen „Amerikanismus" Monsignore Ireland sich laudabiliter unterwarf. Wer diesen Herrn kennt, weiß auch, daß ihm der Kardinalshut eine billige Unterwerfung werth ist.

Eine cappella papale.

Rom, den 3. März 1898.

Wer gestern Abend durch die Straßen der Altstadt zog, bemerkte wieder, wie am Vorabend großer Kirchenfeste, an sehr vielen Häusern unter den Fenstern die bekannten Schnüre brennender Buntpapierlampions, mit denen altrömische klerikale Familien ihrer Festfreude Ausdruck zu geben pflegen, sollte doch heute der zwanzigste Jahrestag der Krönung Sr. Heiligkeit stattfinden. Natürlich wurde auch in allen streng klerikalen Familien wieder voller Trauer darüber geklagt, daß wegen der „Gefangenschaft" dieses große Fest nur in bescheidenem Maße gefeiert werden könne, und zwar nur durch eine cappella papale in der Sixtina. Ja vor 1870! Wenn damals der Papst eine „cappella papale" in einer der großen Stadtbasiliken hielt, war das ein Leben! Dann zog er in großem Pompe und seinem goldenen Galawagen durch die Straßen, eskortirt und gefolgt von seinem weltlichen und geistlichen Hofe, der „Famiglia" und der „Cappella Pontificia", den Schweizern der guardia nobile und den Dragonern . . . .

Der zwanzigste Jahrestag der Papst-Krönung.

Heute hingegen finden alljährlich nur zwei Cappelle papali statt, am Jahrestage des Todes Pius' IX. und der Krönung des jetzigen Papstes. Unter cappella papale versteht man alle jene religiösen Funktionen, an denen der Papst selbst zelebrirt, oder nur theilnimmt; im weiteren Sinne gehören also auch alle außerordentlichen Feste, wie Seligsprechungen und Heiligsprechungen dazu. Sie zeichnen sich auch dadurch aus, daß an ihnen der ganze geistliche Hofstaat, die sogenannte Cappella Pontificia zum Dienst befohlen wird.

Das Zeremoniell schreibt für jede Cappella eine besonders feierliche Form der Einladung des geistlichen Hofes vor. Der Major-

domus des Papstes sendet die Einladungsbriefe „intimi" durch die amtlichen „Läufer" des Vatikans, die „cursores pontifici oder apostolici", und am Morgen des Festtages sorgt er auch für die Abholung aller derjenigen Höflinge, die nicht eigenen Wagen besitzen. Zu diesem Zwecke hält die vatikanische Verwaltung in ihren Remisen vier schwarze, viersitzige Kutschen bereit (frulloni), die von zwei Rappen gezogen und von schwarzlivrirtem Kutscher und Diener geführt werden. Wenn diese Kutschen nicht ausreichen, so werden Landauer hinzugemiethet. Auf diese Weise können die Würdenträger schon zu Hause ihre Galatracht anlegen und ersparen so das lästige Umkleiden in den Sakristeien des Vatikans.

Die Einladung lautet dieses Mal auf halb elf Uhr. Man mußte also schon vor neun Uhr suchen, in die Sixtinische Kapelle hineinzukommen; denn sie ist sehr klein, der Andrang der Gäste aber groß, und dazu bleibt diesen auch nur das hintere Drittel des berühmten Raumes zur Verfügung. Ganz unheilige Gedanken kommen dem Glücklichen, der in einer der Parterretribünen links von der Thüre einen Stehplatz gefunden hat, — die bevorzugten Herren und die Damen finden ja nur Bänke freilich recht schmaler Bauart vor — da das Glück, das man gefunden, in einem nur sehr kleinen Winkel liegt, der schon allein zu wenig menschenfreundlichen Vergleichen reizt. Zudem hat dieser beschränkte Raum noch ein Oberstock. Heiß wird es, und bald hebt ein Wettschwitzen und Gesichterputzen an. Man braucht nicht gleich ein Spötter zu sein, wenn man bei der Zusammenhürdung vieler Menschen auch einmal vergißt, daß bei diesen der geistige Theil die Hauptsache sein soll, namentlich wenn man sich zu Ehren einer frommen geistlichen Feier in's Gedränge begibt; denn im Gedränge geht meist der Geist flöten, und die gebrechliche Leiblichkeit dominirt. Leider kann man dem Geiste nicht dadurch wieder zur gebührenden Oberherrschaft verhelfen, daß man Auge und Herz zu den herrlichen Schöpfungen Michelangelo's erhebt; denn die Nachbarschaft ist undurchsichtig, und nur ab und zu kann man durch die Oeffnungen der Marmorschranken, die den Hauptraum von dem Vorhof der Gäste abschließen, einen Blick auf den Altar und den links davon stehenden Papstthron thun. Dabei trappeln, trippeln und knirschen die Stiefel der über uns sitzenden vornehmen Gäste auf der schwanken Holzdecke, daß jeder Versuch zum Aufschwung künstlerischer Andacht bald vereitelt wird.

Der Mensch braucht aber Luft und Licht, und so sucht Jeder in dem dichten Gewimmel von Leib an Leib mählich an den Rand unserer viereckigen offenen Kiste zu kommen. Nicht Jedem aber gelingt's; ich war jedoch so glücklich durch den freiwilligen Rückzug eines asthmatischen Leidensgenossen an den Rand zu kommen, der mir den Ausblick auf den Gang und auf die gegenüberliegende Tribünenschachtel erlaubte, wo ein wogender See schwarzer Spitzen sich meinem entzückten Blicke bot. Es liegt etwas Demokratisches in der Anordnung, daß alle Damen in der gleichen Tracht kommen müssen, im schwarzen Kleid und in der schwarzen Spitzenmantille, oder Schleier, der das Haupt bedeckt, aber auch etwas Verführerisch-Schönes.

Dieser schwarze glitzernde Rahmen erhöht ja die Schönheit der römischen Damen ungemein, er gibt ihnen einen geheimnißvollen Reiz und entzündet das Feuer ihrer dunklen Augen zu größerem Glanze. Eigentlich dürfte man so menschlich wahre und doch sündhafte Empfindungen gar nicht niederschreiben, aber ein gewissenhafter Chronist muß auch das melden, was die Anderen zwar mitempfinden, aber aus geistlicher und Weltklugheit sich zu sagen scheuen. Und dann sind wir ja auch noch lange nicht so sündhaft, wie jener schöne gluthäugige Offizier der guardia nobile, der ganz ungenirt mit einer der Schönen kokettirt, und dabei für das geringe Gehalt von zweihundert Lire monatlich, nicht nur recht gut genährt, sondern auch recht übermüthig aussieht.

Halb elf ist längst vorüber, der Papst kommt immer noch nicht, erst um elf Uhr erscheint er. Im kleineren und engeren Raume können wir den festlichen Aufzug seines Hofes viel besser würdigen, als es uns je zuvor möglich gewesen ist, auch das Detail der goldstrotzenden Amtstrachten kommt hier mehr zur Geltung, als in der Peterskirche, wo man die Papstprozession fast ganz übersieht, während man sie heute Stück für Stück genießt. Bei all diesem Glitzergold und diesem Juwelenschein mußte ich unwillkürlich an Jesus denken, wie er seine Apostel belehrt Matth. Ev. 10, 9. „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in eueren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keine Stecken . . ." Da stocke ich plötzlich; denn ich denke der goldenen Bischofsstäbe, welche die Nachfolger der Apostel heutzutage tragen zum Glück und Heil des edlen Kunstgewerbes.

Und endlos schiebt sich der Zug vorbei, wir schauen das collegio der procuratori dei palazzi apostolici, den Prediger, den Sakristan, den Beichtiger des Vatikans, die Ehrenkämmerer in blauem Talar, den maestro dei sacri palazzi, die prelati uditori di rota, die Generäle der Mönchs- und Bettelorden, die Aebte von Monte Cassino und Lateran, die Domherren von Sankt Peter, die Protonotare, die Bischöfe und Erzbischöfe „assistenti al Soglio pontificio", die Hausprälaten, die Kardinäle u. s. w. Dann naht der Papst. Er sieht besser aus, als sonst, nur fällt mir auf, daß es ihm doch einige Mühe macht, sich halbaufzurichten, wenn er segnet. Unwillkürlich fällt mir auch der Rattenkönig von Fabeln wieder ein, der in einem gewissen Theile des römischen Volkes umgeht, von der Schwäche des Papstes und von der mechanischen Beweglichkeit seines Tragstuhles, die es ermögliche, den Papst so künstlich aufzurichten, daß es den Anschein habe, als bewege er sich selbst, oder gar die eine Sage von seinem längst erfolgten Tode, den die Jesuiten geheimhielten. An des Papstes Stelle trüge man aber eine Puppe, oder nach anderen Märchenerzählern einen Doppelgänger feierlich herum. Die Phantasie der Altrömer ist eben Jahrhunderte lang durch die größten vatikanischen Schauergeschichten so überhitzt worden, daß auch jetzt noch die tollsten Legenden geglaubt werden. Seht jetzt wie die Operngläser auf den greisen Pontifex gerichtet sind, jede Falte des Gesichts, jedes Zucken des großen Mundes, jedes Blitzen des Auges wird erforscht, geprüft, gebucht, sind doch viele Herren gewissermaßen amtlich gekommen, um persönlich festzustellen, was denn an all den Sensationstelegrammen wahr ist, die eilfertige Korrespondenten von Zeit zu Zeit über den schlechten Gesundheitszustand des Papstes in alle Welt hinaussenden.

Neben mir wispert es jetzt ganz geheimnißvoll. „Ja, ich habe es von einem Schweizer gehört, und da muß es wahr sein," sagt ein prustender, schwarzbärtiger Herr, dessen schwulstiges Fettpolster im Nacken seinen erweichten Kragen zu verschlingen droht. „Ach was!" ist die Antwort „der Papst ist selbst kräftig genug." Der Andere aber besteht auf seinen Worten und erzählt das unmöglichste Zeug von der Arbeit der Aerzte, um den Papst künstlich für die Strapazen der Festlichkeiten zu präpariren. Danach wickelten sie den gebrechlichen Greis in Watte und Wolle ein und injizirten ihm, weiß Gott Alles für köstliche Stärkungsmittel . . . . . Zum Glück

werde ich abgelenkt. Der Papst ist am Throne angekommen und hat sich sofort auf den Betstuhl, der vor diesem steht, halb knieend, halb liegend niedergelassen, in stillem Gebete verharrend. Sie bildet gegen den rothen Hintergrund einen schönen weißen Farbenfleck, die zierlich-schmächtige Gestalt. Die acht Soprane, die sechs Altisten, die neun Tenöre und acht Bässe der sixtinischen „Kapelle" — wir haben heute dies Wort schon in der vierten Bedeutung: als Kirche, als Sängerschaar, als Bezeichnung für einen Hofstaat und als Festestitel kennen gelernt — begleiten sein Gebet mit süßen Weisen. Unterdessen hat Kardinal Serafino Vannutelli die Meßgewänder angelegt und, geführt von den „ministri assistenti all' altare", dem „sacrista", einem Domherrn vom Lateran als Diakon und einem Domherrn vom St. Peter als Subdiakon, beginnt er das feierliche Hochamt, zu dem die Sixtiner eine Messe von Palestrina singen. Wie lieblich klingt ihr Kyrie eleison!

An der kirchlichen Handlung nimmt das Publikum wenig Interesse. Das ist nicht nur meine Empfindung; hunderte von frommen Katholiken haben es mir schon gesagt, daß sie in all dem Prunk und Pomp der Feierlichkeiten im Petersdom und Vatikan nicht zur Andacht kommen, auch stört sie die Kirchenmusik, die gar zu opernhaft klingt. Kommt es doch oft vor, daß auch in anderen großen Kirchen, wenn besonders schöne Musik gemacht wird, die Scene sich zum Konzertsaal wandelt, und die Besucher ihre Stühle um- und ihr Gesicht der Orgel zuwenden, unbekümmert darum, ob das allerheiligste Sakrament am Hochaltar ausgestellt ist, oder nicht. Am unangenehmsten empfindet der ernstere Nordländer diesen sans gêne der Römer in der Charwoche, wenn im Sankt Peter die berühmte Passionsmusik erschallt, und besonders am Gründonnerstag, ist doch dieser gewissermaßen der jour fixe der eleganten Welt. Man gibt sich das übliche Korsostelldichein zur Abwechselung im Petersdom, und promenirt, medisirt, flirtet ganz, wie sonst auf dem Korso und Pincio. Aeltere Rominsassen wissen ja noch Schlimmeres von der Weihnachtsmesse zu sagen, die vor 1870 der Papst in St. Maria Maggiore Nachts um die zwölfte Stunde zu lesen pflegte. Der Massenandrang führte da zu solch unwürdigen Scenen — um kein härteres Wort zu gebrauchen — daß Pius IX. in den letzten Jahren seiner Freiheit selbst nicht mehr zelebriren wollte, sondern einen Kardinal als Stellvertreter schickte.

Ein Philosoph könnte auf Grund dieser Thatsachen zu eigenartigen Schlüssen kommen und vielleicht zu der Untersuchung angeregt werden, in wie weit die Verquickung eines weltlichen Hofes mit der geistlichen Würde des Papstthums, und die zum Theil gewollte, weil auf die Sinne wirkende und das Volk hinreißende Uebertreibung des kirchlichen Pompes dazu beigetragen haben, daß der Sinn für Andacht, die frommen Schauer bei dem römischen Publikum der großen Kirchenfeste verloren ging. Wie sagte doch Jesus zu der Samariterin: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch im Tempel zu Jerusalem werdet den Vater anbeten." . . . „Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit."

Fürwahr für den Katholizismus im Vatikan scheint diese Zeit noch nicht gekommen zu sein.

Ich sah einst in Sankt Peter an einem gewöhnlichen Sonntage einen Mann, dem man den russischen Bauern auf hundert Schritte anmerkte. Er ging bis in die Mitte des leeren Mittelschiffs, kniete nieder, segnete, bekreuzigte sich mehrere Male und beklopfte demüthig seine Brust. Lange verharrte er in seiner Herzenseinfalt so in demüthigem Gebete. Ich werde dies rührende Bild verzückter Andacht nie vergessen, der Mann war zu beneiden um sein Glück, um die Seligkeit, die ihm der Glaube schuf.

Diesen Mann verglich ich mit den geputzten Schranzen und Offizieren des Papstes, die jetzt im Mittelgange der Kapelle auf und abwandelten und von recht weltlichen Dingen sprachen, oder sich gar Komplimente machten über die schneidige Eleganz ihrer Uniform. Diese Treibhaussoldaten! Und draußen in der Sala Regia und in den anstoßenden Korridoren standen Kopf an Kopf tausende von Pilgern, die vielleicht mit der gleichen Andacht, wie jener russische Bauer die Reise nach Rom angetreten hatten, und so standen sie schon stundenlang in frommer Erregung, um — nun, um den Papst für einige Sekunden zu sehen. Wie würden sie wohl empört sein, wenn sie sähen, wie wenig fromm sich die Umgebung des Papstes, sogar während der heiligen Messe benimmt.

Das Hochamt ist lang, die Hitze in unserer Hürde steigt. Allmählich komme ich an's Träumen. Ich erinnere mich der Priestergesichter, die ich vorhin im farbenprächtigen Aufzuge an mir vorüber-

schweben sah. Alle hatten doch die gleiche Prägung. Was ist das für ein geheimnißvolles Etwas, das auch dem Mönch und Priester bleibt, der Kutte und Talar abgeworfen hat? Ist's die bewußte auf Zerstörung der Individualität gerichtete Erziehung in den Seminarien und Klöstern mit ihrem Ueberwachungs- und Delatorensystem? Chi lo sà?

Und doch welch' gefügiges Truppenmaterial erhält die Kirche durch diese systematische Schulung. Mancher General kann sie um die Schlagfertigkeit ihrer Soldaten beneiden. Und darum muß man als objektiver Beobachter unwillkürlich über die Schwärmer lächeln, die da glauben, sie könnten mit Wort und Schrift die Kirche tödten, oder ihr durch schonungslose Aufdeckung der Mißbräuche schaden.

Endlich geht die Messe zu Ende, und ein langes Wechselgebet beginnt. Fast wollen mir wieder ketzerische Gedanken über das mechanische Beten kommen, aber ich erinnere mich, daß dies auch in anderen Religionen vorkommt; aber ich erinnere mich auch der Stelle aus Ev. Matth. 6, 7. „Und wenn Ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie würden erhört, wenn sie viel Worte machen."

Nun erhebt sich der Papst und trippelt mit hastigen Schrittchen, ziemlich vornübergebeugt, ohne sich aber allzusehr auf seine Hausprälaten zu stützen, die ihm links und rechts den Arm reichen, die wenigen Treppen zum Altar hinauf. Hier richtet er sich auf, und mit einem Male erscheint er fast straff. Die Idee von der Hoheit seiner Mission scheint ihn ganz zu erfüllen und zu beleben, und mit näselnder, aber ziemlich lauter Stimme spricht er die Segensformel.

Während die Klänge des Lobgesanges über mich rauschen, und die Papstprozession sich zur Rückkehr rüstet, schlüpfe ich durch die Hecke der ehrsamen Palastgarden zur **Sala Regia**, um wieder einmal den Eindruck zu beobachten, den der Papstzug auf die *Pilgerinnen* macht. Nicht mehr zu halten sind die Damen in dem Augenblick, wo der Papst erscheint; unter heißen Seufzern, erstickten Ausrufen, mühseligem Stöhnen, stoßen, drängen, schnellen sie sich nach vorn, auf Bänke springend, die Gesichter aber zeigten geradezu bacchantische Verzückung. Und über diesem Gewühl von leidenschaftlichster Neugierraserei gleitet still der Greis auf dem Tragstuhl dahin und milde, ja mitleidigmilde lächelnd, segnet er fast auto-

matisch. Doch was ist das? Verschiedene Damen recken sich besonders auffallend in die Höhe und halten dabei Pappschachteln in den zitternden Händen. Wozu? Warum? Ein Nachbar belehrt mich. In den Schachteln liegen Rosenkränze, die durch den Segen des vorüberwandelnden Papstes geweiht werden. „Das hätten sie billiger haben können," meinte mein belehrender Nachbar, „wenigstens hätten sie sich das stundenlange Warten gespart. Hinter der Peterskirche liegt ja ein großer Laden mit Devotionalien, in welchem von des Papstes Hand geweihte Rosenkränze, sammt amtlicher Bescheinigung über den ertheilten Segen, fix und fertig zu haben sind." Als ich ungläubig lächelte, staunte er ob meiner Naivetät und fuhr fort: „Ein- oder zweimal wöchentlich bringen die großen Bazars für religiöse Artikel ganze Schocks von Rosenkränzen, Medaillen, und Skapulieren in das Vorzimmer des Papstes. Dort werden sie ausgebreitet, fein und säuberlich auf länglichen Tischen, und wenn der Papst vorübergeht, so segnet er die Tische, und was auf diesen aufliegt."

Wie sich doch Kirche und Geschäft nahe berühren! Ein antipapistischer Eiferer, der von dieser nahen Verwandtschaft, oder von dem schon erwähnten Billetschacher hört, wird wohl, dessen bin ich sicher, wenn er bibelfest ist, an Ev. Matth. 21, 12 erinnert werden.

Zum Kapitel der geweihten Rosenkränze lieferte mir einst ein deutschfreundlicher römischer Abgeordneter einen hübschen Beitrag. Das Gespräch hatte die Einfalt und Unbildung der Hinterwäldler in den Abruzzen berührt. „Nun", meinte der Abgeordnete, „Deutschland braucht auch nicht zu klagen, es hat, Gottlob noch gewisse Bezirke in Oberbayern. Ein Mädchen aus einem Dorfe dieser Bezirke war als Kammerzofe nach Rom gekommen und erhielt den Auftrag, für die Ortskirche papstgesegnete Rosenkränze mitzubringen. Es vergaß seiner Pflicht. Erst auf der Rückkehr erinnerte es sich und kaufte in Verona recht und schlecht die ersten besten Rosenkränze, die es fand. Und diesen profanen aufgeweihten Steinkügelein erteilte der Pfarrer des Orts die Ehre einer Prozession, sowie die viel ständigere der feierlichen Aufhängung an einem Seitenaltare mit obligater Stiftung einer eigenen Andacht zu ihrer Verehrung."

Die Vorbereitungen einer Heiligsprechungsfeier.

Rom, den 19. Mai 1897.

Zu Ehren zweier Männer, deren Namen bisher nur eine kleine Zahl selbst unter den Katholiken gekannt, des seligen Zaccaria und des seligen Fourier, werden sich am 27. Mai die Pforten des größten Tempels der Christenheit zu einer Feier öffnen, wie sie die Welt seit dreißig Jahren nicht geschaut hat. In dem seligen Pfarrherrn Fourier, dem „Apostel von Lothringen", verehrten die französischen Katholiken das Muster eines Seelenhirten und den Stifter vieler Klöster. Er lebte zur Zeit Richelieu's und ward besonders von Franz von Sales hochgeschätzt. Der selige Anton Maria Zaccaria ist Italiener. Er lebte im Anfang des 16. Jahrhunderts und stiftete den ersten italienischen Lehrorden, den der Barnabiten.

Wie wird man heilig? Diese Frage haben sich in diesen Tagen wohl Viele vorgelegt. Die Geschäftsordnung der Ritenkongregation enthält darüber ganz genaue Vorschriften. Sobald Jemand „im Geruche der Heiligkeit" stirbt, so setzt der Bischof seiner Diözese sofort einen geistlichen Gerichtshof ein, der das Leben der so hoch im Ruf stehenden Person zu prüfen hat. Das bekannteste Beispiel aus moderner Zeit ist der Gerichtshof, den der Erzbischof von Paris einsetzte, um das Leben der Märtyrer der Kommune zu untersuchen. Ein solcher Gerichtshof hat aber keinen Spruch zu fällen, er sammelt nur Akten, welche der Bischof später mit dem Gesuch um Einleitung des Prozesses versiegelt nach Rom schickt. Dort tritt nun die Ritenkongregation in Thätigkeit und erläßt ein Dekret zur Eröffnung der versiegelten Akten. Sind diese geöffnet, so werden sie dem postulatore, der gewöhnlich ein Prälat ist, und dem avvocato übergeben, welcher auch Laie sein darf. Diese Beiden

prüfen die Akten, stellen alle Wunder zusammen, die der Kandidat verrichtet hat, oder verrichtet haben soll, und widmen hauptsächlich dessen Schriften kritische Aufmerksamkeit, um sich zu vergewissern, daß auch nicht der leiseste Anflug von Ketzerei mit durchschlupft. Bedenkt man, daß nicht alle Menschen, auch Kandidaten für die Heiligsprechung nicht ausgenommen, sich einer herz- und augenerquickenden schönen Handschrift erfreuen, so kann man mit den beiden Kritikern oft Mitleid haben. In der That haben auch einst zwei Jesuiten, die als **postulator** und **advocatus** die Schriften des Pater Lainez, eines der Begleiter von Ignatius von Loyola, zu durchmustern hatten, ihr Augenlicht eingebüßt, und nur seiner schlechten Handschrift hat sich's auch Pater Lainez, der „ein Brunnen theologischer Weisheit" war, zuzuschreiben, daß er noch immer auf das Prädikat „Heilig" warten muß.

Nachdem die beiden Advokaten ihre Arbeit beendigt, gehen die Akten zur nächsten Instanz, zum Staatsanwalt, oder, wie es kirchlich heißt, „advocatus diaboli", offiziell auch „promotor fidei" benannt. Dieser ist nun von Amtswegen noch zu schärferer Kritik verpflichtet, als die Advokaten. Gründliche Arbeit will aber Weile haben, und so dauert es oft lange Zeit, bis die Akten wieder zur Ritenkongregation zurückkehren. Diese vereinigt sich dann in feierlicher Sitzung und fällt ihren Spruch. Lautet dieser dem Kandidaten günstig, so hat damit der Prozeß offiziell begonnen, und der zur Rangbeförderung vorgeschlagene Diener Gottes erhält das Prädikat „venerabilis". In diesem Stadium befindet sich augenblicklich der Heiligsprechungsprozeß der Jungfrau von Orleans, die also in die Reihe der „Ehrwürdigen" oder „Verehrungswürdigen" aufgenommen ist.

Die Zahl der nun folgenden „apostolischen Prozesse" beläuft sich auf sechs. Sind diese zur Befriedigung der Ritenkongregation verlaufen, d. h. sind die nöthigen Wunder — für eine Seligsprechung bedarf es deren zwei — authentisch festgestellt, so versammelt sich die Ritenkongregation im Beisein des Papstes, dieser läßt sich über den Prozeßverlauf unterrichten und erklärt dann, daß er noch einige Tage beten wolle, um die nöthige Erleuchtung zu seinem Spruche zu finden. Der Aufschub ist aber nur formell; denn ist die Sache erst bis zum Papste gekommen, so ist sie auch entschieden. Kurze Zeit darauf unterzeichnet der Papst das Breve, das die feierliche Selig-

sprechung anordnet. (Die letzte Seligsprechung, die voriges Jahr stattfand, habe ich an anderer Stelle beschrieben.)

Die meisten Diener Gottes, die sich über das profanum vulgus erheben, bleiben für immer nur Selige; denn oft reichen die Wunder nicht aus, um sie zu Heiligen zu qualifiziren, oft auch fehlt gar manchem ein geldbesitzender Fürsprech; denn auch im Vatikan heißt es für den, der Prozesse führen will: „Thu' Geld in deinen Beutel": Finden sich aber Wunder, Fürsprache und Geldmittel zusammen, so fordert der postulatore einen neuen Prozeß, der ganz genau so verläuft, wie der erste. In drei feierlichen Prozeßsitzungen entscheidet die Ritenkongregation und übermittelt dann dem Papste das förmliche Gesuch um Heiligsprechung des Prozessirten. Der Papst beruft darauf, gewöhnlich anläßlich eines geheimen Konsistoriums, die Kardinäle der Ritenkongregation, sowie alle übrigen in Rom anwesenden Kardinäle und Bischöfe und heischt deren Meinung; ist dieselbe dem Kandidaten günstig, so erläßt er kein Breve, wie bei der Seligsprechung, sondern eine Bulle, welche die Heiligkeit des Seligen proklamirt und den Tag der öffentlichen Kanonisation festsetzt. Schon der Umstand, daß das Mittel der Veröffentlichung in diesem Falle eine Bulle ist, läßt erkennen, welch' hohen Werth die Kirche einer Heiligsprechung beilegt. In der That, für eine Heiligsprechung haftet der Papst mit seiner Unfehlbarkeit; Zweifel an der Seligkeit eines Seliggesprochenen ist kirchlich nur ein Irrthum, Zweifel an der Heiligkeit eines Kanonisirten hingegen gilt als Haeresie.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß sich Heiligsprechungsprozesse sehr lang hinziehen, oft haben sie Jahrhunderte gedauert. Das erklärt auch zum Theil die bedeutenden Kosten. So sind für die Heiligsprechung des am 27. Mai zu kanonisirenden Heiligen Fourier eine Million Francs aufgebracht worden, von denen allein die Diözese Saint-Dié hunderttausend Francs zahlte. Es sind daher auch meist größere Verbände, wie Ordensgesellschaften, geistliche Institute oder ganze Königreiche, die zur Erhöhung ihres eigenen Glanzes die hohen Mitttel zusammenbringen. Daß Private zur Erhöhung des Familienruhms eine Heiligsprechung aus eigener Tasche bezahlten, gehört zu den größten Seltenheiten, am bekanntesten ist der Fall des Fürsten Falconieri, der die Kosten der Heiligsprechung seiner Verwandten Juliane Falconieri allein bestritt. Man erzählt sich aber auch,

daß er nach der Feier seine Kinder um sich versammelte und ihnen sagte: „Meine Kinder, ihr könnt Engel sein so viel ihr wollt, aber um Gotteswillen werdet keine Heiligen. Das ist zu theuer!“

Wann die erste Heiligsprechung stattgefunden hat, darüber sind die kirchlichen Geschichtschreiber nicht einig. Ein Theil behauptet die Heiligsprechung von Suitbertus, die auf Betreiben Karls d. Gr. 803 in Verdun geschah, sei die erste, während ein anderer diese Feier nicht mitrechnet, sondern die Chronologie erst mit der Heiligsprechung Sankt Ulrichs beginnen läßt, die 993 im Lateran stattfand. Es bildete sich bald als Norm aus, daß Heiligsprechungen nur in Rom, und zwar in der Peterskirche stattfinden sollten; die wenigen Fälle, wo Kanonisationen in Perugia, Lyon, Rieti, Viterbo, oder im Lateran zu Rom vor sich gingen, bilden nur die Ausnahme. Von 993 bis 1897 wurden im Ganzen hundertdreiundneunzig feierliche Heiligsprechungen vorgenommen; die Feier vom 27. Mai ist also die hundertvierundneunzigste. Papst Pius IX. zählt in seinem zweiunddreißig Jahre langen Pontifikate nur zwei Heiligsprechungsfeste, das von 1862 und 1867. Das letztere ist auch das letzte, das in der Peterskirche selbst stattfand; denn Papst Leo XIII., der sich in seinem erst zwanzig Jahre alten Pontifikate schon zur dritten Kanonisation rüstet, läßt zum ersten Male wieder die Feier, wie es sich gehört, in der Peterskirche selbst stattfinden; die beiden früheren hielt er in dem großen Quersaale über dem Portikus ab, der ja auch, wie bekannt, den Namen „Saal der Seligsprechungen“ führt.

Nicht ohne Grund — denn wie thäte der Vatikan irgend etwas ohne hinreichenden Grund! — weicht Papst Leo trotz seines Alters von seiner Gepflogenheit ab und begiebt sich mit großem Pompe in die Kirche St. Peters selbst, die dreißig Jahre lang nicht mehr die gänzliche Entfaltung vatikanischer Hofpracht sah. Die allzu konsequente Betonung der Gefangenschaft des Papstes bringt doch manche Unbequemlichkeiten mit sich, und so großartig und feierlich auch die Feste im Innern des Vatikans sein mögen, so können doch nur immer verhältnißmäßig Wenige daran theilnehmen, also bleibt die Wirkung auf die große Masse aus, und darunter muß nothwendig das Prestige des päpstlichen Hofes leiden. Vergessen darf man auch nicht, daß die reichlichen Geldmittel, über eine halbe

Million, die für die große Feier ausgeworfen sind, leicht zu einem unschuldigen Wettbewerb im Geldausgeben mit dem Hof im Quirinal und dem Staat Neu-Italien verlocken.

In Rom herrscht seit der Baukrisis auf allen Bauplätzen Totenstille, der Hof ist rauschenden Festen abhold; ist es daher ein Wunder, wenn sich die Sympathien des schnell sich wendenden Volkes bei dieser Feier dem Vatikan zukehren, und das Gerede laut wird: „Man muß wirklich zu den Klerikalen gehen, wenn man Arbeit und Feste haben will.“ Und seit zwei Monaten arbeiten auch mehrere hundert Arbeiter, welche die ständigen Gesellen der Bauhütte, die sogenannten sampietrini, verstärkten, auf eigens konstruirten fliegenden Brücken, auf schwindligen Bogengerüsten, auf dem Fries des Längsschiffs, auf schwer dahinrollenden Belagerungsthürmen, auf Trapezen, die aus der unermeßlichen Kuppel herabhängen, um die Kirche St. Peters mit Tuch, Damast, Sammt, mit Gemälden, Teppichen, Wappen und hunderten von Riesenlustren zu bekleiden. Wer in den letzten Tagen in der Basilika war und dies Leben und Treiben, dieses Hämmern und Klopfen, dies Schreien und Rufen, dies Klettern und Fliegen beobachtet hat, den mochte es wohl manchesmal gruseln, wenn er sich die Abmessungen der Kirche vergegenwärtigte und die Folgen eines Strauchelns oder Schwindels für einen der kecken Arbeiter bedachte, deren Tollkühnheit schier ans Wunderbare streifte. Ja, die Nacht hatte man zu Hilfe nehmen wollen, um das große Werk zu fördern. Monsignor Pericoli aber, der den Bau geschäftlich leitet unter der technischen Führung des Comm. Busiri, erlaubte nicht, daß die hehrste Kirche der Christenheit durch elektrisches Licht entweiht würde*), und so wurde am 15. Mai der Petersdom, der bis dahin nur Mittags geschlossen war, den ganzen Tag gesperrt, so daß ein Tourist, dem es an Zeit gebricht, jetzt in Rom gewesen sein kann, ohne die Peterskirche zu sehen.

Die Frage des Schmucks für das Innere hat viel Kopfzerbrechens gemacht. Die Puristen unter den Sachverständigen wollten überhaupt von keinem Schmucke wissen, und sie mögen Recht haben, denn die Peterskirche bedarf keines Schmuckes; die Italianissimi aber, die der katholischen Quiriten Herz kennen, stimmten

*) Am 6. Januar 1901 bestand diese ängstliche Scheu nicht mehr. Zum ersten Male erglänzte an diesem Tage das elektrische Licht im Petersdome.

für möglichst vielen, in's Auge stechenden bunten Putz, glaubt doch der echte Autochthone in Rom, erst dann sei der Festheilige geehrt, wenn an seinem Tage die Kirche einem Magazin von rothen, grellrothen Vorhängen und Flittergoldstreifen gleicht — ein Geschmack, der manchem biedern Geistlichen aus dem Hercynenwalde, oder aus dem Reiche des Pumpernickels die Zornröthe auf die Stirne treibt. Die Italianissimi siegten, da Papst Leo auf ihrer Seite war, der sich erinnerte, wie 1867 die Römer über Papst Pius IX. gespottet hatten, weil er nur Kartonschmuck zur Feier der Heiligsprechung verwandt hatte.

Machen wir jetzt einen Spaziergang zur Peterskirche und schauen wir, wie sie am Tage der Heiligsprechung aussehen wird. Ueber den drei Hauptthoren sind fünf Meter hohe und acht Meter lange gemalte Tafeln, mit Bronzerahmen, Festons und Schleifen geziert, angebracht, die drei lateinische Inschriften enthalten, welche ein Monsignore und Konsistorialsekretär entworfen. Außerdem prangt vor der Mittelloge der Façade ein Riesengemälde von Nobili, das die beiden neuen Heiligen in der Glorie darstellt. Auch werden Abends 1000 Fackeln und 2000 Lampions die gesammte Façade erleuchten. Treten wir in den Portikus, so finden wir dessen rechte Hälfte von zwei großen Längstribünen eingefaßt, die für die französischen Pilgersleute bestimmt sind, die nur den von der Cappella Sistina ausziehenden Festzug schauen wollen. Gewölbe und Wände des Portikus sind mit Lorbeerzweigen, Inschriftenkränzen und Wappen geziert. Wer nun am Tage der Feier die Kirche selbst betritt, steht geblendet; denn über 20,000 Kerzen erleuchten den im buntesten Schmucke prangenden Raum. Der Hauptschmuck besteht darin, daß man außer den üblichen rothen Damaststreifen, welche Ostern, Pfingsten und Weihnachten die Front der Seitenpfeiler bedecken, auch alle Bogen und Gewölbe mit rothem Tuch, das von riesigen Goldfransen besetzt ist, ausgeschlagen hat. Bei der immensen Größe der Kirche verschwinden die Stoffmassen beinahe, und doch wurden nicht weniger als acht Kilometer Tuch und Damast verarbeitet, zumal auch der ganze Fries einen rothen Mantel erhielt. Die Tuchfütterung der Bogen erhält als Agraffe ein päpstliches Wappen. Besonders reich sind die Bekleidungen der großen Kuppelbogen, welche sich nach den beiden Kreuzschiffen, nach dem Schiffe und der Kapelle der H. H. Prozessus und

Martinianus und gegenüber nach der Kapelle der H. H. Simon und Judas hin öffnen. Hier ist anstatt Tuch oder Seide dunkelrother Sammt mit Goldrand gebraucht. Die Anbringung dieses Schmuckes war überaus schwierig, brauchte man doch, blos um einen kleinen Bogen zu bekleiden, volle acht Tage.

Außer dem Tuchschmuck gibt es im Längsschiffe auch allerlei Gemälde, die entweder als nachgeahmte Gobelins die Pfeiler schmücken, oder aber als die zur Feier nothwendigen „Standarten" die Wunder der neuen Heiligen verkünden. Die Haupt-Standarten befinden sich an den vier riesigen Kuppelpfeilern und bedecken die sogenannten Loggien der Reliquien, von denen aus an den drei höchsten Feiertagen die Christusreliquien, wie z. B. das Schweißtuch Veronika's gezeigt werden. Von unten sehen diese Gemälde nicht gerade übergroß aus, und doch haben sie neun Meter Länge und sechs Meter Breite. Das erste von Grillotti stellt die Heilung eines Schmieds aus Cremona dar, der sein ganzes Leben an Beingeschwüren litt, und durch die Anrufung des seligen Zaccaria gesund wurde. Das zweite von Galimberti schildert ein anderes Wunder Zaccaria's, Heilung der Rückenmarkschwindsucht. Das dritte von Cisterna erzählt die Heilung einer beinkranken Nonne durch Anrufung von Peter Fourier, ein Wunder, das sich 1868 in Paris zutrug. Das vierte von Grillotti behandelt eine andere Heilung durch Peter Fourier's Vermittlung, die im Jahre 1876 zu Straßburg gleichfalls an einer Nonne geschah. Da der selige Zaccaria aber ein Wunder mehr, als sein französischer Genosse gewirkt hat, so wird noch ein fünftes Gemälde, von der Hand Palombi's in der Kirche angebracht, und zwar über dem Haupteingange. Es behandelt gleichfalls eine wunderbare Heilung. Außer diesen fünf „Standarten"-Gemälden wurden noch zwei andere von Galimberti und dal Monti fertiggestellt, die ebenfalls Wunder behandeln, und im großen Festzuge getragen werden sollen. Mit dem dritten Zaccariabild ist übrigens der Schmuck der Eingangswand noch nicht fertig; denn über dem Bilde prunkt noch das Riesenwappen Leo's XIII., flankirt von den gleichfalls nicht kleinen, gemalten Wappen des Barnabitenordens, des Ordens der Canonici regolari Salvatoris und des Kirchenvorstandes von St. Peter.

Wir kommen jetzt zur Kuppel, die diesmal nicht das große Krystallkreuz zeigt, das Pius IX. 1867 errichten ließ. Außer dem

Lichterschmuck, von dem noch die Rede sein wird, enthält sie nichts Besonderes. Je weiter wir zum Chor vordringen, desto schöner wird der Anblick; denn der massige altare della cattedra ist verschwunden, und an seiner Statt ragt ein Riesenthron in Gestalt einer Tempel-Nische in den hohen Raum empor. Der Thron hat eine Höhe von siebenundzwanzig und eine Breite von dreiundzwanzig Metern; große Treppenstufen, die von neun Meter hohen Kandelabern flankirt sind, führen zum eigentlichen Thronsitz empor, der von den Riesenstatuen St. Peters und St. Pauls umgeben ist, während über ihm der heilige Geist als Taube schwebt. Die Kandelaber und der Treppenaufgang sind mit apokalyptischem Schmuck, Löwen und Engeln versehen, die mystische Bücher tragen, welche aufgeschlagen die Worte zeigen „Vicit Leo de tribu Juda“ und „Pax tibi Leo Pontifex meus.“ Auf dem höchsten Querband des funkelnden Thrones liest man die Inschrift: „Gloria coronasti eos.“ Ueber dem Thronbau selbst erhebt sich ein großes Gemälde von Nobili, das die heilige Dreieinigkeit darstellt und als Gipfelschmuck des pavillonartigen Aufbaues gelten kann, der, aus rothem Sammt hergestellt, den Hintergrund zum Throne schafft. Das ist wirklich Pracht, und gegen diese Pracht erscheint im hellen Tageslichte der übrige Schmuck der Kirche fast armselig.

Aber der Schmuck ist auch für künstliche Beleuchtung bestimmt; und für welche Beleuchtung! In anderen Domen hilft man sich bei festlichem Abendgottesdienst mit Gas oder mit Elektrizität, in den italienischen Kirchen, besonders aber im St. Petersdom und zumal bei Heiligsprechungsfesten darf nur Kerzenlicht gebrannt werden. Um sich auch nur einen schwachen Begriff von dem zu machen, was für die Kerzenbeleuchtung St. Peters anzuschaffen und vorzubereiten war, vergegenwärtige man sich, daß die Länge der Kirche 187 Meter beträgt, daß die Kuppel 117 Meter hoch ist und 42 Meter im Durchmesser zählt. Um diese Riesenräume zu erhellen, bediente man sich feststehender Leuchter-Arme sogenannter antifissi, Glaslustres und eiserner Kronleuchter. Die antifissi, die Voluten ähneln, sind goldbronze gefärbt, plump und passen nicht zur Architektur. Man hat sie überall angebracht, wo vorstehende Ecken und Platten sich befinden, so also auf der breiten Rahmenplatte, die den Fries unten abschließt, und ringsum am unteren Gürtel der Kuppeltrommel. Die Glaslustres mit ihren unzähligen Prismen hängen

an langen Schnüren, oft mehrere neben einander, und über einander vom Dache hernieder. Die großen eisernen Kronleuchter, die oft die dreifache Papstkrone darstellen, sind in den Kuppeln der einzelnen Kapellen aufgehängt, sie haben 16 Meter im Umfang und 8 Meter Höhe, und sind aus 23 kleineren Leuchtern zusammengesetzt, die zusammen 250 Kerzen tragen. Für die großen Kuppeln der oben genannten Kreuzschiffe wurden besonders große Ungethüme von Kronleuchtern aufgebaut, die 22 Meter Umfang bei 13 Meter Höhe zählen, und, aus 45 kleinern Kronleuchtern bestehend, 500 Kerzen tragen. Die Zahl der Antifissi ist mir nicht bekannt, aber alle aneinandergereiht, erreichen sie die Länge von 460 Metern. Die herabhängenden Kronleuchter des Längsschiffes belaufen sich auf 900 Stück, und wie schon gesagt, die Gesammtzahl der Kerzen steigt über 20,000. Um diese Riesenflammen schnell zu entzünden, hat die Bauleitung ein Geschwader von Hülfskräften engagirt, deren Lohn für einmaliges Anzünden 3000 Lire übersteigt, und da wir doch einmal bei großen Zahlen angekommen sind, so sei noch erwähnt, daß die Länge der Schnüre, an denen alle Kronleuchter hängen, insgesammt 35 Kilometer beträgt. Nachträglich bemerke ich noch, daß auch die berühmten Mosaikbildnisse der vier Evangelisten innerhalb der Kuppel von Lichtern umrahmt sein werden.

Man kann sich denken, wie die Schilderung all dieser kommenden Herrlichkeiten den Gläubigen und noch mehr den Fremden in Rom den Mund wässerig gemacht hat, und wie ein Jeder, dem's die Zeit erlaubt, am festlichen Tage mit dabei sein möchte. Herrn Pericoli hat auch die Frage des „Placement" nicht wenig Kopfzerbrechens gemacht. Neben dem Throne erheben sich zwei reich vergoldete Tribünen, von denen die zur Rechten, die für die Souveräne bestimmt ist, wohl leer bleiben wird, da bisher noch kein Potentat sich angemeldet hat. Die linke Tribüne ist für die Ritter des Maltheserordens bestimmt. Im Chorraum befinden sich noch zwei Tribünen für das diplomatische Korps, die Fürsten „assistenti al trono", den Majordomus, das römische Patriziat und die nähere Umgebung des Papstes. Weiter sind dann vor den vier Kuppelpfeilern Tribünen errichtet, für das vatikanische und lateranensische Domkapitel, für die Postulatori, die Familie der Bauleiter und die Mitglieder der von den neuen Heiligen gestifteten Ordensgesellschaften. Die beiden letzten, großen Tribünen die für die Einge-

ladenen bestimmt sind, befinden sich in den beiden Kreuzschiffen. Das Hauptschiff, das durch eine fortlaufende Holzschranke in der Mitte in zwei Theile getheilt ist, ist dem mit Zulaßkarten versehenen Publikum freigelassen, ebenso wie die Seitenschiffe; denn da der „Gefangenschaft" wegen die Thüren nicht geöffnet werden, — auch eine der berühmten Fiktionen des Vatikans — wird der Eintritt nur mit Billet gestattet. Bis jetzt sind 10,000 Billete für die Tribünen und 20,000 für die Kirche abgegeben worden, da aber außerdem schon 76,000 Anmeldungen vorliegen und erfahrungsgemäß auch manches Billet gefälscht zu werden pflegt, so kann man wohl annehmen, daß 80—90,000 Menschen in der Kirche selbst und im Portikus am Feste theilnehmen werden. Von Frankreich allein sollen ja 30 bis 40,000 Pilger kommen, unter denen sich auch Mr. Fourier de Bacourt, früherer Attaché der französischen Botschaft in Rom, befindet, der ein Verwandter des „Apostels von Lothringen" ist. Wenn man sich vorstellt, daß die Feier um neun Uhr beginnt, Viele aber der Sicherheit wegen schon um acht oder sieben Uhr ankommen, und der Schluß des Festes erst gegen drei Uhr zu erwarten ist, so kann man auf die Strapazenausdauer der Festmassen gespannt sein.

Nach dem Rituell müßte Papst Leo das festliche Hochamt eigentlich selbst singen; mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit und sein hohes Alter verzichtet er jedoch auf die Erfüllung der Vorschrift und begnügt sich, vom Throne aus der vom Dekan der Kardinäle Kardinal Oreglia gesungenen Messe zuzuhören.

Papst Leo XIII.

Charakteristisches und Anekdotisches.

Rom, den 2. März 1899.

Einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Papstes Leo XIII. ist sein Eigensinn, und dieser Eigensinn hat ihn auch jetzt auf's Krankenlager geworfen. Vor Wochen zwar sagte mir der Apotheker des Vatikans Fra Deodato lachend: „Nur der Eigensinn hält den alten Herrn noch aufrecht, sein eigensinniger Stolz, daß er es trotz seiner schwachen Konstitution zu solch' langem Leben gebracht hat." Aber dieser Eigensinn kann auch üble Folgen haben. Donnerstag, den 23. Februar beschloß Seine Heiligkeit, sich einen Ferientag zu gönnen, weil er die Woche vorher in Sachen des sogenannten „Amerikanismus" und des Friedenskongresses im Haag nicht nur viel Arbeit, sondern auch viel Aerger und Verdruß gehabt hatte. Seine Umgebung machte ihn darauf aufmerksam, daß zwar die Sonne recht schön herunterstrahle, daß aber der Nordwind einen Aufenthalt im Freien unmöglich mache. Aergerlich entgegnete darauf der Papst, indem er energisch seinen Hut ergriff: „Nun gut, dann gehen wir eben allein." Natürlich mußte jetzt sein Gefolge nachgeben. Der Papst bestieg die Sänfte, und im Garten seinen Wagen, und trotz der eisigen „Tramontana" besichtigte er sein Vogelhaus, die elektrischen Anlagen, und begab sich zu seiner Gartenvilla, dem sogenannten „Casino", das an den Thurm Leo's IV. angebaut ist, und frühstückte im Thurm. Erst gegen Abend kehrte er zum Palast zurück. Natürlich erkältete er sich. Anstatt sich aber zu schonen, bestand er darauf, daß die folgenden Tage alle Diplomaten zugelassen würden, welche die Glückwünsche zum Geburtstage und zum zweiundzwanzigsten Jahrestage der Krönung darbrachten.

Dieſe Anſtrengungen ermüdeten den geſchwächten Greis noch mehr. Sonntag den 26. Februar ſtellte ſich Fieber ein, das in der Nacht vom 27. auf den 28. ſtärker wurde. Trotzdem wollte Leo Mittags wieder das Bett verlaſſen. Aber die große Schwäche hatte ein altes Leiden verſchärft. Ueber die Natur dieſes Leidens waren am geſtrigen Tage ganz abſonderliche Gerüchte verbreitet, die geradezu abenteuerlich wurden, als man vernahm, daß der Leibarzt des Papſt den Chirurgen Profeſſor Mazzoni zur Konſultation zugezogen hätte.

Der Papſt wird operirt.

Um elf Uhr geſtern Morgen erfuhr man von Perſonen, die im Vatikan ein- und ausgehen, daß Mazzoni eine Operation für nöthig erklärt habe, aber Bedenken trage, bei einem neunzig Jahre alten Manne dieſe Operation auszuführen. Gleichzeitig empfing der Kardinalſtaatsſekretär Rampolla das diplomatiſche Korps und gab ihm beruhigende Verſicherungen, die aber um ſo weniger Glauben fanden, als er auffallender Weiſe gleich darauf die Kardinäle Parochi, den Kardinalvikar von Rom, den Jeſuiten Kardinal Mazzella, den Vertreter des „ſchwarzen Papſt's", wie der General des Jeſuitenordens Pater Martin heißt, und Kardinal Ledochowski, den Präfekten der Propaganda, der als ſolcher auch der „rothe Papſt" genannt wird, zu einer wichtigen Konferenz berief. Das deutete darauf hin, daß die Tage des „weißen" Papſtes Leo's XIII. gezählt ſeien.

Unterdeſſen hatte ſich in dem ſtillen Papſtgemach ganz im Stillen eine Tragödie vollzogen. Profeſſor Mazzoni, der übrigens von den Hyperklerikalen nur mit Schaudern genannt wurde, weil die Sage ging, er ſei Freimaurer, hatte feſtgeſtellt, daß der Papſt innerhalb weniger Stunden an Blutvergiftung ſterben müſſe, wenn nicht eine Geſchwulſt, eine Cyſte, an der rechten Hüfte entfernt würde, die den Papſt ſchon ſeit zwanzig Jahren beläſtigt hatte. Leo XIII. über den wahren Sachverhalt unterrichtet, erklärte ſich mit der Operation einverſtanden, die auch ſofort vollzogen wurde.*) Um

*) Einige Monate ſpäter traf ich in einem Fiſcherdorf der Marken den auf einem Jagdausfluge in ſeiner Heimat — Profeſſor Mazzoni und Prof. Lapponi ſtammen beide aus den Marken — begriffenen Chirurgen des Papſtes. Er ſchilderte mir ſeine Aufregung vor der Operation, denn, mißlang ſie, ſo war ſein Ruf als Chirurg zerſtört und bei dem hohen Alter des Papſtes war der Erfolg mindeſtens zweifelhaft. „Der Papſt zeigte bewundernswerthe Kaltblütigkeit; zumal ich ihm ſagte, der chirurgiſche Ein-

halb eins brachten die Vatikanjournalisten die Nachricht in die Redaktionen, natürlich verbrämt und verunziert mit den abenteuerlichsten Gerüchten und Fabeln. So habe der Papst eine schwere Darmfistel gehabt, er habe so laut geschrieen, daß man es durch zehn Säle habe hören können, der „Sacrista" des Vatikans, der mit dem heiligen Oel erschienen sei, um dem Kranken auf alle Fälle die letzte Oelung zu reichen, habe vor Schreck und Aufregung das Gefäß mit dem heiligen Oel fallen lassen und sei spornstreichs davongelaufen, und was der schönen Geschichtchen Krone war, dem Camerlengo Oreglia, der die Pflicht hat, durch Beklopfung der Stirne des Papstes dessen Tod zu konstatiren, sei ebenfalls vor Aufregung der silberne Hammer seiner zitternden Hand entglitten.

Man kann sich die Aufregung der politischen Welt am Nachmittage und am Abend denken. Die Journalisten, die im Alarmzustande lebten, und den Saal der Korrespondenten auf der Hauptpost und Rom's erstes Café, das Café Aragno, füllten, waren alle überzeugt, daß der Papst die Folge der „großen" Operation nicht überstehen würde, der Schreiber dieser Zeilen dachte nicht anders. Der Bruder des Chirurgen Mazzoni war plötzlich ein berühmter Mann. Er war zum Peripatetiker geworden, der sich von Dutzenden von Berichterstattern zugleich interviewen ließ, im Café, auf der Post, auf dem Korso. Die Telegraphendrähte drohten zu schmelzen, die Schreibtische in den Bureaux der Vatikangesandten ächzten, und im Ministerium des Innern rasten die Klingeln von Telephon und Rufapparat. Der Kammerpräsident berieth schon mit der Regierung die Nothwendigkeit der Kammervertagung; denn man fürchtete die antiklerikale Rhetorik der durch den sich ankündenden Obstruktionskampf schon aufgeregten Abgeordneten der äußersten Linken. Der Bürgermeister berief schon den Glöckner der Stadt, der zum Zeichen der Trauer eine Stunde lang die große Glocke des Kapitols läuten sollte. Die Reporter, die von den großen Sensationszeitungen des In- und Auslandes große Prämien für die

griff sei nur klein, und es handle sich nur um zwei Minuten, da die in Zersetzung begriffene Cyste nur weggeschnitten werden müsse, und jede weitere Gefahr behoben sei. Gefahr drohe nur, wenn der Inhalt der Cyste ins Blut dringe. Kurz vor der Operation bemerkte der Papst meine innere Aufregung und fragte: „Haben Sie Muth?" worauf ich antwortete: „Nein Ew. Heiligkeit, wenn Sie ihn nicht haben, ich habe keinen." „Nun ich habe Muth", erwiderte der Papst. Dann schritt ich zur Operation."

„Erstmeldung" des Todesfalls zu erhalten hofften, belagerten die Kantine der Schweizer im Vatikan, oder das Bureau des italienischen Polizeikommissars Manfroni, der seit langen Jahren im Vatikanviertel amtet. Er aber gab immer lächelnd die Versicherung ab, daß Leo XIII. noch nicht daran denke, das Paradies persönlich kennen zu lernen. Wieder andere Reporter und Wißbegierige ohne Zeitungsamt starrten unaufhörlich vom Petersplatze aus auf die Fenster der Papstwohnung, geht doch die Sage, daß im Augenblicke des Todes eines dieser Fenster geschlossen, oder Nachts durch eine Lampe erhellt werden soll.

Im Auslande herrscht natürlich heute nicht minder ziemliche Aufregung; denn viele Kardinäle rüsten sich schon zur Reise nach Rom, um rechtzeitig zum Konklave kommen zu können.

Am Abend gleichen die kleinen Café's und Osterien in der Nähe der Post den Wachtstuben der Kasernen, in denen das Militär konsignirt ist, da die Journalisten und die ihnen befreundeten Politiker aus der Kammer jeden Augenblick die Todesnachricht erwarten. Natürlich spricht Alles nur vom Papst, man glossirt, persiflirt, medisirt, zumeist aber läßt man die Alten sprechen, wie den Veteranen Casalegno, der schon 1878 bei dem Tode Pius' IX. eine Rolle spielte.

„Ja Pius IX. das war doch ein anderer Mann, als Leo! Wie stattlich er war, wie schön, und wie leutselig und populär. Ja, wenn er sich unter die Leute aus dem Volke mischte!" sagte ein alter Römer. „Aber er machte doch gar zu gerne Witze, und ging dabei weiter, als es sich eigentlich für seine Würde paßte", meinte ein Anderer. „Ah bah!" rief ein Dritter, „das bewies nur, daß er ganz und gar Römer geworden. Hört nur, ich will euch einen Fall erzählen:

Vergleiche zwischen Pius IX. u. Leo XIII.

„In Trastevere hatte sich ein Comité von Notabilitäten gebildet, um die Kirche San Bartolomeo auf der Tiberinsel zu restauriren. Es liefen viele Bauprojekte, aber wenig Gelder ein. Das Comité wandte sich drum an Pius IX. Dieser empfing die Herren mit gewohnter Liebenswürdigkeit und sagte:

„Alles geht, wie mit geschwellten Segeln, aber die Baugelder?"

„Deshalb sind wir gerade zu Eurer Heiligkeit gekommen," antwortete der Präsident des Comité's.

„Das habe ich mir wohl gedacht, aber wie viel braucht Ihr?"

„57,000 Lire."

Pius IX. durchsuchte sämmtliche Fächer seines Schreibtisches, fand aber nur neuntausend Lire.

„Nehmt einstweilen diese kleine Summe (questa miseria). Ich erwarte einen Gimpel, der mir eine große Summe bringen wird. Sobald der gekommen ist, schicke ich die fehlenden 48,000."

Das Comité war kaum im Vorsaale angekommen, als Pius IX. es zurückrufen ließ. „Wißt" sagte er, „der Gimpel war schon da, ohne daß ich es wußte. Ihr könnt also die 48,000 Lire gleich mitnehmen."

Darauf steuerte ich eine andere Anekdote bei, die mir der jetzt zur Ruhe gesetzte deutsche Photograph Michael Mang selbst erzählte. Mang war es gelungen, Pius IX. zu einer Sitzung zu bewegen, da französische Nonnen ein Papstbild zu haben wünschten. Papst Pius war aber mit den Bedingungen des Verfahrens wenig vertraut, und Mang gerieth fast in Verzweiflung, weil der Papst, der sehr ungeduldig war, keinen Augenblick stillehalten wollte. Die erste Aufnahme war mißglückt. Mang hatte den Muth, das frei herauszusagen, und bat um eine zweite Aufnahme. Die wurde zur größten Ueberraschung des Hofes gewährt. Aber noch immer hielt der Papst nicht ruhig. Endlich hatte Mang ihn soweit, und in seiner Freude entschlüpfte ihm ein leises „Bravo!" Da wandte sich der Papst um und sagte zu den zunächst stehenden Hausprälaten:

„Habt Ihr gehört? Er hat mich einen bravo (Banditen) genannt!"

Natürlich mußte Mang zum dritten Male das „Richten" beginnen. —

Papst Leo XIII. als Ciociare.

Man lachte, und, wie das immer zu geschehen pflegt, eine Anekdote jagte jetzt die andere. Namentlich die geborenen Römer wußten sich nicht genug zu thun im Preise des vorletzten Papstes, während sie von dessen Nachfolger weniger entzückt zu sein schienen. Nicht minder frappirte es mich, daß die Römer immer fort mit dem Stolze der Hauptstädter sagten, „Dieser Papst ist ja nur ein Ciociare", mit demselben Ausdrucke etwa, als ein stolzer Rheinländer verächtlich von einem Eifeler Bauern spricht.

Diese Thatsache veranlaßt mich, die zahlreichen Anekdoten, die über den Charakter und die Lebensweise Leo's XIII. im Schwange

Sparsamkeit Leo's XIII.

sind, darauf hin zu untersuchen, ob man aus ihnen ermitteln kann, inwiefern sein Ursprung auf die Bildung seines Charakters Einfluß hatte, oder nicht. Wie man weiß, wurde Leo XIII. am 2. März 1810 in Carpineto, einem kleinen Bergstädtchen des Volskerlandes, in der Nähe von Segni geboren. Sein Vater Lodovico Pecci, ein Landedelmann — dies Wort im Sinne des Volskerlandes verstanden — war unter Napoleon Oberst gewesen. Seine Mutter stammte aus dem Felsennest Cori, das hoch über den pontinischen Sümpfen liegt. Da die Familie sieben Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter zählte, und nur ein bescheidenes Einkommen hatte, mußte die Mutter auf Sparsamkeit dringen, ja sie zog selbst Seidenraupen auf, um durch deren Erlös die Familieneinkünfte zu erhöhen. Das mag den natürlichen Sparsinn, durch den sich die Ciociaren (bekanntlich von ihrer Fußbekleidung, dem „ciocio" so genannt) auszeichnen, in Leo XIII. geschärft haben; denn daß er auch als Papst sparsam ist, beweisen die vielen Anekdoten. So machte er einst seinen üblichen Spaziergang in den Gärten und bemerkte plötzlich, daß alle Pomeranzen- und Zitronenbäume geplündert waren. „Wer hat das gethan?" fragte er ärgerlich. Man antwortete ihm, es sei seit Jahren Sitte, alle Früchte, die im Vatikan nicht gebraucht würden, unter die Kardinäle und hohen Prälaten zu vertheilen. Am nächsten Tage erging die Ordre, alle diese überzähligen Früchte zu verkaufen und den Erlös an die Hauskasse abzuliefern.

Ein anderer Fall von Sparsamkeit machte mehr Aufsehen, weil die Umstände, unter denen er sich ereignete, bedeutender waren. Der Papst hatte seinen Siegelring verloren, und es herrschte große Aufregung, weil es hieß, der Fischerring sei abhanden gekommen, was sich aber nicht bewahrheitete. Früher ist es ja freilich schon vorgekommen, daß sich der Fischerring vom Papste trennte. So weiß man, daß Papst Sixtus V. einst von einem seiner Diener um den Ring bestohlen wurde. Im Jahre 1798 beraubte Kommissar Haller Pius VI. aller Werthsachen, ja sogar der Ringe, die er am Finger hatte, und 1809 that General Radet, der Pius VII. im Quirinal gefangen genommen hatte, das Gleiche. Freilich wurde im ersteren Falle der Fischerring Tags darauf zurückgegeben, da man erkannt hatte, daß er nur historischen Werth besitze, im letzteren aber wanderte er nach Paris. Erst Ludwig XVIII. schickte ihn zurück.

Ueber unsern Fall wird erzählt, der Papst sei in seinem Studierzimmer eingeschlafen, und der „Fischerring" sei seinem abgemagerten Finger entglitten. Später fand ihn ein Lakai. Er überreichte ihn dem Papst mit den folgenden Worten: „Ich muß Ew. Heiligkeit das wiederbringen, was nicht nur für Ew. Heiligkeit, sondern auch für die ganze Welt ein großer Verlust gewesen wäre." Der Papst antwortete:

„Die Kirche dankt Dir durch mich. Gehe, mein Sohn, ich werde für würdige Belohnung sorgen". Am andern Tage empfing der Diener aus der Vatikankasse fünfzehn Lire. —

Ein Gegenstück. Kleine Spekulanten kamen eines Tages auf den Einfall Leo's Sparsamkeit auszubeuten. Es fiel ihnen auf, daß es in der großen Welt noch wenig bekannt sei, daß Leo XIII. auch Weinbauer ist, da er dem Wein, der in den vatikanischen Gärten wächst, großes Interesse entgegenbringt. Dieser Wein zeichnet sich durch eine besondere Blume aus. Die klugen Spekulanten richteten darum an den Papst die Bitte, er möge diesen Wein auf die Pariser Weltausstellung schicken, wo er als „Leo-Wein" in eleganten Flaschen, deren Etikette den Vatikan zeigt, nicht nur berechtigtes Aufsehen machen, sondern auch Gelegenheit zur Erhöhung des Petrspfennigs geben würde. Zu gleicher Zeit baten sie um die Erlaubniß, eine große Handelsgesellschaft gründen zu dürfen, welcher das Monopol für den Vertrieb und — die Fabrikation des Leo-Weines gegeben würde, derart, daß der Vatikan, dem alle geschäftlichen Sorgen abgenommen wären, zur Entschädigung dafür den halben Reingewinn erhielte. Leider wollte der Papst von dem schönen Plane nichts wissen; denn er sträubte sich, als „Weinhändler" auf die Nachwelt zu kommen. Vergebens machte man den Papst darauf aufmerksam, daß Pius IX. es duldete, daß Halme von dem Stroh verkauft wurden, auf welchem er nach der Legende in seinem „Kerker" schlafen sollte. Leo XIII. antwortete, er habe kein Recht, das Verhalten seines Vorgängers zu tadeln, wohl aber das Recht, selbst keinen zweifelhaften Handel zu gestatten. Man erzählt sich auch, daß Leo XIII., als er einige Tage nachher in den vatikanischen Gärten spazieren fuhr, dem vor ihm knieenden Gärtner die Hand auf's Haupt legte und zu ihm sagte: „Ah, Giovanni, weißt Du, daß diese Weingärten Millionen werth sind, und daß man uns Delinquenten schilt, weil wir sie für uns behalten?"

Mit der Sparsamkeit des Papstes hängt auch seine Vorliebe für Schloß und Riegel zusammen. Besonders ängstlich hütet er den Arbeitstisch in seiner Bibliothek. Dieser darf von Niemandem angerührt werden, und wenn sein Kammerdiener Pio Centra, der als Landsmann — stammt er doch auch aus Carpineto — sich manche Freiheiten erlauben kann, ihn auf das Durcheinander aufmerksam macht, gestattet Leo, daß sein treuer Diener unter seiner Aufsicht Ordnung macht. Verläßt aber der Papst die Bücherei, so schließt er sie doppelt und dreifach ab, um seinen Tisch zu hüten. Die Verschlußmethode übt er auch auf Kosten seiner Sekretäre aus, denen er, ihrer Begabung gemäß, die Spitznamen Cicero, Aristarchus, Plinius und Tacitus gegeben hat. Hat er die Arbeit für sie ausgetheilt, so schließt er sie ein. Ist die Arbeit aber anstrengend, so ist es nichts Seltenes, daß von Zeit zu Zeit der Papst wieder eintritt, in der Hand eine Flasche, und den Häftlingen zum Trotze ein Glas Wein einschenkt. Dann verschwindet er ebenso geräuschlos, wie er gekommen ist, und die Thüre schnappt von Neuem in's Schloß.

Nur in einem Punkte ist Leo XIII. nicht sparsam, und daran ist seine Eigenschaft als Dichter schuld. Kommt die Inspiration über ihn, so pflegt er mechanisch mit dem Federhalter zu spielen, und mit unfehlbarer Sicherheit geräth dann die Feder regelmäßig mit seiner weißen Soutane in Berührung zum größten Entsetzen seines treuen Pio Centra, der so wie so schon Mühe hat, die Spuren des Schnupftabaks aus den weißen Gewändern zu tilgen. Oft schon kam es vor, daß kurz vor einer großen Audienz die Dichtkunst einen neuen Tintenklecks hervorbrachte, und daß sich dann nur mit Mühe ein reines Kleid herbeischaffen ließ.

Uebrigens wird auch die Sparsamkeit des Papstes oft übertrieben, ja die Römer haben ihm sogar den Spitznamen „Tre pigne" gegeben. Den Römern gilt ja der Pinienapfel (pigna) als das Symbol des Geizes, weil er seine süßen Kerne so zäh festhält. Wenn sie Leo XIII. also „Drei Pinienäpfel" schelten, so müssen sie ihn schon für sehr geizig halten. Auch Zola hat ja, wie wir sahen, Leo gegenüber den Vorwurf des Geizes erhoben. Aber doch vielleicht mit großem Unrecht. Leo XIII. ist ja nicht nur Mensch, sondern auch Oberhaupt der Kirche, und zwar ein mit großem Verwaltungstalent begabtes Oberhaupt. Er hat früh erkannt, daß

auch das Regiment der Kirche ebenso viel Geld verlangt, wie das Kriegführen. Ich erinnere auch an die Anmerkung auf Seite 74, wo von dem Budget des Hofes die Rede ist. Der Vatikan bedarf nach der meist als richtig angenommenen Schätzung jedes Jahr acht Millionen, und außerdem muß der Papst gelegentlich an arme Kirchen, Missionen und Klöster ab und zu Zuschüsse schicken. Dabei ist er aber, da er das Jahrgeld des italienischen Staates zurückgewiesen hat, allein auf den Petrspfennig angewiesen; und dieser „Obolus S. Petri" ist eine prekäre Sache geworden. Die Zeiten ändern sich, die Legende von der Gefangenschaft zieht nicht mehr so, wie unter Pius IX., und die katholischen Höfe mindern sich. Früher als Italien gespalten war, hatten die kleinen Herzogtümer und Königreiche den Papst zu ihrem Schutze nöthig, und sie kargten daher nicht mit ihren Geschenken. Diese Geldquellen sind mit der Herstellung der italienischen Einheit versiegt. Der spanische Hof kann auch nicht viel thun, zumal die spanische Geistlichkeit meist karlistisch denkt; von großen katholischen Höfen bleibt also nur der österreichische. Frankreich spendet auch nicht mehr mit der früheren Begeisterung, Italien giebt wenig, und wenn die Engländer, Amerikaner und die treuen Deutschen nicht wären, stände es um den Petrspfennig schlecht.

Freilich werden auch die Deutschen manchmal schwierig; so schrieb wenigstens einmal die katholische „Kölnische Volkszeitung": „Sollte es sich bestätigen, daß der Papst ein Privatvermögen von vierzig Millionen besitzt, so würden wir den deutschen Katholiken rathen, sich weniger um den Petrspfennig zu sorgen, da wir unser Geld für unsere Kirchen brauchen können". Ich zitire aus dem Gedächtniß, aber der Sinn ist richtig wiedergegeben. Von all dem abgesehen, fühlt der Papst auch das Bedürfniß, einen Fehler gut zu machen, den er beging, als er sich, um die Einkünfte des Vatikans zu mehren, auf Spekulationen einließ und die Verwaltung seines Vermögens Monsignore Folchi anvertraute, der mit dem Hause Bontoux arbeitete und zwar so glücklich, daß zwanzig Millionen drauf gingen. Deßhalb mag er wohl die Gewohnheit angenommen haben, alle Geschenke, die ihm persönlich übergeben werden, auch persönlich in Gewahrsam zu halten und in dem bekannten Geldschrank in seinem Schlafzimmer zu verschließen. Mit dem zunehmenden Alter mag sich auch die Aengstlichkeit entwickelt haben, die vor allerlei Ungemach bangt und deshalb möglichst viel Geld und Gut

ungspfennig zu haben. Deshalb braucht man nicht gleich mit Zola zusammenzuscharren liebt, um für die Zeit der Noth einen Rettanzunehmen, daß Leo XIII. ein schmutziger Geizhals sei*), auch nicht gleich alle Anekdoten zu glauben, die verbreitet werden; denn nirgendwo ist die Kunst der Medisance feiner ausgebildet, als in der Welt der Monsignori. Freilich „semper aliquid haeret" — und „wo Rauch, da ist auch Feuer". So erzählt man sich schadenfroh lächelnd, daß der Papst eines Tages mit Pio Centra die Schätze des Geldschrankes nachzählte und dabei die unliebsame Entdeckung machte, daß er nicht nur Jahre lang vergessen hatte, die Coupons abzuschneiden, sondern auch noch für Zehntausende von Lire Papiere einer Nationalbank besaß, die längst nicht mehr existirte.

Der Papst und seine Nepoten.

Seine Sparsamkeit beweist der Papst auch gegenüber seinen Verwandten und namentlich gegen seine Neffen. Zwar ging oft das Gerücht, daß auch er Nepotismus treibe, aber es verstummte bald, nur wußte der politische Klatsch oft zu berichten, daß die Neffen sich jedes Mal beeilten, falls ihr hoher Oheim krank gemeldet wurde, ihm einen Krankenbesuch ohne Zeugen zu machen. Besonders beschäftigt sich der politische Klatsch viel mit einem der Neffen, mit

*) Im Jubeljahr 1900 wurde Leo's XIII. ängstlicher Sparsinn noch durch das Mißtrauen gesteigert, das durch den bis heute noch unaufgeklärten Diebstahl im Vatikan heraufbeschworen wurde. Bekanntlich wurde der Einbruch in das „buco nero" (Schwarzes Loch) genannte Kassenzimmer nach Annahme aller Eingeweihten nur verübt, um frühere Diebstähle zu verschleiern, die nur von Angehörigen des Vatikans herrühren konnten. Es soll sich um einen Verlust von über einer halben Million handeln. Das Pikante an der sauberen Affaire ist der Umstand, daß die Polizei des Vatikans trotz eifrigsten Forschens nichts entdeckte, und so — trotz der Legende von der Gefangenschaft — dieser sich an die italienische Polizei wenden mußte, die auch einige Verhaftungen vornahm, aber den eigentlichen Urheber des Einbruchs nicht entdeckte. In der neapolitanischen Zeitung „Il Pungolo Parlamentare" erschien damals ein römischer Brief ihres Vatikankorrespondenten, aus dem ich folgende Stelle mittheilen möchte: „Ich werde nicht alle Redereien melden, die jetzt in den Vorzimmern des Vatikans umgehen; ich müßte zu ungewohnten Höhen (!) vordringen, und Namen will ich nicht nennen. Nur eines will ich erzählen, daß kürzlich der Commendatore Barluzzi, als er dem Papste über den Diebstahl referirte, also seinen längeren Vortrag schloß: „Ew. Heiligkeit, was soll geschehen, wenn durch Zufall aus der Untersuchung auch der Name eines Prälaten hervorgehen sollte?" „Si proceda", (Man gehe vor) antwortete der Papst. „Und wenn es sich, anstatt um einen Prälaten, um einen Kardinal handelte?" — „Si proceda egualmente". „Und wenn es sich indessen um . . . .?" Auf die dritte Frage schwieg der Papst, weil ihn plötzlich ein Hustenanfall plagte."

Graf Camillo Pecci, der Tags über als Oberst der guardia nobile Dienst thut, Abends aber im Sportklub und im Varietétheater den Lebemann spielen soll. Der Papst soll ihm zu seiner Gattin, einer reichen Erbin aus Kuba, verholfen haben. Sei es nun, daß die Wirren in Kuba finanzielle Schwierigkeiten hervorriefen, sei es, daß Camillo Pecci, wie so viele Söhne guter Familien, nicht zu wirthschaften versteht, jedenfalls sollen Finanzbeklemmungen bei ihm keine Seltenheit sein. Diese Thatsache fand ihren Ausdruck in einer, vielleicht nur gut erfundenen Anekdote. Eines Tages, so wird erzählt, kam die Gattin Camillo's zum Papste und bat um Rettung aus Geldnöthen. Der Papst blieb aber kühl. Als darauf die verzweifelte Nichte drohte, in einem Café-Concert als Sängerin*) aufzutreten, sagte Leo XIII. noch kühler: „Es thut mir leid, daß ich wegen meiner Gefangenschaft nicht zu dieser interessanten Premiere kommen kann." Eine ebenso schöne Antwort, die aber beglaubigter ist, gab der Papst ein anderes Mal Camillo selbst. Dieser hatte Großmutter und zweier Oheime und auch das Bild deines heiligen in Carpineto verkauft habe, und drum erschien er, um sich nach seinem Antheil zu erkundigen. Der Papst antwortete: „Warst Du noch nicht in der Kirche delle Stimmate, dort habe ich eine Familienkapelle errichten lassen, in der Du die Porträts Deiner Großmutter und zweier Oheime und auch das Bild deines heiligen Namenspatrons Camillus findest. D a s ist Dein Antheil."

Für Alles, was seine Heimath anbetrifft, ist freilich Leo XIII. nie sparsam gewesen, im Gegentheil. Böse Kritiker wollten schon oft darin ein Zeichen kleinlicher „Ciociaritis" sehen, da er den Beifall seiner Mitbürger so hoch schätze, daß er ihn sogar mit Ueberwindung seines Geizes erkaufe. So errichtete er in Carpineto ein Hospital, ein Kloster, baute Brunnen, schmückte Kirchen u. s. w. Aber haben nicht alle Päpste Gleiches gethan? Freilich ist ja das Heimathgefühl bei den Ciociaren stark entwickelt, aber deshalb braucht man nicht gleich Leo XIII. böse Vorwürfe zu machen, wenn er es liebt, bei größeren Vatikanfesten eine Abordnung der Leute seiner Vaterstadt einzuladen und mit reichen Geschenken zu entlassen; jedenfalls kann man ihm nicht übergroße Eitelkeit deshalb vorwerfen. Leo XIII. ist nicht eitler, wie die Päpste vor ihm. Man darf ja

*) Im Januar 1901 trat Frau Camillo Pecci wirklich öffentlich als Sängerin auf, aber zu Wohlthätigkeitszwecken in einem Kirchenkonzert.

nicht vergessen, daß die Päpste nicht, wie andere Souveräne, eine Familie um sich haben, es sind einsame Menschen, die ihre Arbeit, ihre Erfolge nicht auf einen Sohn vererben können, der ihren Namen trägt — ich will nicht von einigen Ausnahmen sprechen —, mit ihrem Pontifikat erlischt ihr Name, und so erklärt sich leicht das Bestreben, dieses ihr Pontifikat zu dem herrlichsten von Allen zu gestalten. So erklärt sich auch die fast zur Manie ausgeartete Vorliebe für Marmorinschriften, denen man an jedem noch so geringfügigen Hause begegnet, das ein Papst auch nur für wenige Minuten besucht hat. Die Päpste litten gewissermaßen an der „Autostatuomanie", deren schönste Blütezeit unter den römischen Cäsaren war. Vielleicht steckt der Keim zu dieser Krankheit im römischen Boden, zumal da ja manche Päpste sich als Nachfolger der Cäsaren betrachteten. Auch Leo XIII. hat nicht wenige Marmortafeln zu seinen Ehren errichtet, oder sich errichten lassen, und vielfach mit Recht.

Leo XIII. als Kunstmäcen.

Jeder kunstsinnige Mann wird dem Papste dankbar sein müssen, daß er auf seine Kosten die Laterankirche ausschmücken ließ, und dafür nimmt er schon gerne die riesige fast einem versteinerten Riesenplakat ähnliche Marmortafel hin, die dieses Verdienst kündet. Es ist ja auch des Papstes größter Kummer, daß ihm die Gefangenschaft verbietet, sich selbst von der Wirkung der Restauration oder Nachbildung der alten Mosaiken in der Apsis der großen Basilika zu überzeugen. Aber mit S. Giovanni im Lateran sind die Verdienste Leo's XIII. um die Kunst nicht erschöpft, ich erinnere nur daran, daß Leo XIII. auch der Mäcen von Ludwig Seitz wurde. Er hatte bekanntlich den Befehl gegeben, die Galleria dei Candelabri mit Gemälden zu schmücken, welche zur Verherrlichung des Thomas von Aquin und seiner Werke dienen sollten. Ein Italiener hatte den Auftrag ausgeführt, der Papst stieg selbst auf die Leiter und prüfte jedes einzelne Bild. Zornerfüllt stieg er bald wieder hinunter und befahl ärgerlichen Tones, die „Sudeleien" zu entfernen und einen besseren Künstler zu holen. Man machte ihn auf Ludwig Seitz aufmerksam. Dessen Entwürfe entzückten ihn derartig, daß er ihm den Auftrag ertheilte, das verpfuschte Werk durch ein neues zu ersetzen. Seitz führte den Auftrag zur vollsten Zufriedenheit aus, worauf ihn der Papst zum Direktor der päpstlichen Gallerieen ernannte, eine Ernennung, die später die berühmte Restaurirung des

„appartamento Borgia" durch Seitz im Vatikan zur Folge hatte, die ein Meisterwerk Pinturicchio's wieder erweckte.

Außer durch die Förderung der Kunst und noch verschiedene andere gute Eigenschaften und Thaten hat es den Anschein, wie der Kuriosität halber hinzugefügt sein mag, daß Papst Leo XIII. sein Pontifikat auch dadurch vor anderen auszuzeichnen sucht, daß er ihm den Namen des „Pontifikats der Jubiläen" hinterlassen will; denn er hat nicht nur das fünfzigjährige Priester-, sondern auch das fünfzigjährige Bischofsjubiläum gefeiert, und im nächsten Jahre winkt das größte Jubelfest, das volle zwölf Monate dauert, das Jubel- oder heilige Jahr, und dazu hofft, oder soll Leo hoffen — denn vieles kann ja auch einem Papste von seiner Umgebung untergeschoben werden — das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Papst zu feiern, ein Fest, das am 20. Februar 1903 fällig wäre.

Die einfache Lebensweise des Papstes.

Doch kehren wir zur weiteren Analyse des ciociarischen Charakters des Papstes zurück. Wie alle Ciociaren ist auch Leo XIII. ein sehr mäßiger Mann. Die Frugalität seiner Mahlzeiten ist sprichwörtlich geworden. Als er sich, nach seiner Wahl, zum ersten Male der Etikette gemäß, allein zu Tisch setzte, war er nicht wenig erstaunt, als er sah, daß ein Gang mehr aufgetragen wurde.

„Was soll das heißen!" fragte er den verlegenen Kammerdiener.

„Verzeihung, Heiligkeit", stotterte dieser, „aber ich dachte, daß, da Euere Eminenz jetzt Heiligkeit geworden sind, würden Heiligkeit eine Aenderung wünschen."

„Dann meinen Sie wohl", entgegnete der neue Papst, daß Papst Pecci einen anderen Magen habe, als Kardinal Pecci."

Von diesem Tage an war das alte Regiment wiederhergestellt. Anspruchslosigkeit ist es auch, daß Papst Leo, der doch im Vatikanpalast 1100 Zimmer zur Verfügung hat, keinen eigentlichen Speisesaal besitzt, sondern immer dort speist, wo er sich gerade befindet, sei es nun in seiner Bibliothek, im Wohn- oder im Empfangszimmer. Er rühmt sich ja auch dieser seiner einfachen Lebensweise, so äußerte er vor Kurzem zu einer hohen Wiener Persönlichkeit, daß er für sich nicht mehr, als eine Lira täglich brauche, und als Kardinal-Camerlengo pflegte er zu sagen, daß er seinen ganzen Haushalt mit drei Lire täglich bestreite. Kein Wunder, daß er

auch in seinen Gedichten diese Mäßigkeit lobpreist, in einem derselben verlangt er als nothwendig nur drei Dinge: Reinlichkeit im Geschirr und in Tischwäsche, Brod aus feinstem Mehl, im Hause gebacken, und frische Eier. Umsonst sagt auch ein Vatikanist von ihm, er sei dürr und säftelos, wisse nichts von Beschwerden der Leiblichkeit, und oft könne man sogar zweifeln, ob er einen Körper habe und nicht vielmehr ganz Geist sei.

Seine mäßige Lebensweise hat nicht wenig dazu beigetragen, sein Leben zu so hohen Jahren zu bringen, wenn sie auch nicht allein schuld daran ist. Leo's XIII. Langlebigkeit wurde auch dadurch zum Theil verursacht, daß er alles andere, nur kein leidenschaftlicher Gemüthsmensch ist; der Verstand überwiegt, und die Sparsamkeit im Ausgeben von Lebenskapital durch Erregungen und Aufwallungen hat das Uebrige gethan. Dazu darf man nicht vergessen, daß bedeutende Menschen, die sich für das Heil der Menschheit nothwendig glauben, den Abschied von der Erde auf möglichst späte Zeit zu verschieben suchen, um die arme Menschheit nicht hülflos zurückzulassen; auch Leo XIII. glaubt, daß er noch manche hohe Aufgabe zum Heile der Kirche und der Menschheit erfüllen muß. Darum spricht er nicht mit Simeon: „Nunc dimittis Domine servum tuum." Dieses starke Bewußtsein von seiner Unentbehrlichkeit schafft ihm den zähen Widerstand gegen die Wirkung des Alters. „Der Papst kann noch hundert Jahre alt werden", sagte einst Professor Mazzoni, „und wenn die deutsche Theorie wahr ist, daß elastische Adern ein Zeichen von Jugend sind, so ist Leo XIII. noch jung; denn seine Adern sind wie Gummi." Natürlich zieht der Papst auch Vergleiche mit seinen Vorgängern und hört es gern, wenn man feststellt, daß nach dem Schisma von Avignon, also seit 1378, nur sechszehn Päpste älter als achtzig Jahre geworden sind, und daß nur drei Vorgänger länger lebten, als er, Clemens XI., Paul IV. und Gregor IX. Vielleicht spielt auch das senile Moment bei diesem Stolze auf sein hohes Alter ein wenig mit, jedenfalls rühmt sich Leo XIII. oft, daß er zwar in seiner Jugend oft kränklich war, so hatte er als Seminarist eine heftige Laryngitis, die ihm eine Schwäche in den Bronchien zurückließ, seitdem aber nie mehr krank gewesen sei. Mit einer gewissen Schadenfreude muß er wohl auch daran denken, daß, wie wir Seite 107 sehen, gewisse Kardinäle ihn nur wählten, weil sie auf seine Kränklichkeit bauten. Aber daß,

Die Langlebigkeit des Papstes.

wie von bösen Höflingen erzählt wird, Leo sich auch freuen soll, wenn wieder ein Kardinal vor ihm starb, das halte ich für Uebertreibung. Freilich hörte ich selbst, wie ein Römer halb scherzend sagte: „Jeder neue Todesfall im Kardinalskollegium ist ihm ein Glas Wermuth.*) Unzählig sind die Anekdoten, in denen er über sein Alter scherzt. So hatte er einmal die „Tribuna" verlangt, nachdem er einen Tag lang die Audienzen ausgesetzt hatte; das Blatt war leider nicht zu finden. „Schade!" meinte der Papst „ich setze nämlich voraus, daß ich in der liberalen Presse schon wieder einmal tot bin." Vor sechs, oder sieben Jahren empfing er einen australischen Bischof in Abschiedsaudienz, und wunderte sich nicht wenig, als er diesen weinen sah. Er fragte ihn nach dem Grunde und erhielt zur Antwort: „Mich bekümmert's, Ew. Heiligkeit, daß die Entfernung so groß, und die Reise so kostspielig ist, ich also wenig Hoffnung habe, Ew. Heiligkeit nochmals zu sehen." . . . „Aber Sie sind doch noch ein junger Mann. Warum tragt Ihr euch denn schon mit Todesgedanken. Auf Wiedersehen in einigen Jahren!" antwortete Leo lächelnd. In der That fand dies Wiedersehen auch vor Kurzem statt. Ein anderer Scherz des Papstes über seine Langlebigkeit ist schon mehr boshaft. Eines Tages hatte ihn eine leichte Ohnmacht ergriffen, und er lag regungslos in seinem Fauteuil. Die besorgten Kardinäle schicken nach dem Kardinal-Camerlengo, der sofort erscheint. Bei seinem Eintritt schlägt Leo die Augen auf und verblüfft den eiligen Herrn mit der spöttischen Frage: „Habt Ihr auch den Hammer mitgebracht?" Als Bismarck starb, sagte er zu seinem Leibarzt: „Merkwürdig! Mein armes Körperchen zeigt doch mehr Widerstandsfähigkeit, als der Leib der Riesen dieses Jahrhunderts." Die Umgebung Leo's erstaunt natürlich täglich von Neuem über die Zähigkeit des Neunzigjährigen. Dieser weiß das auch recht gut und spottet des Staunens. Nicht umsonst bestand er auch darauf, den ältesten Bürger Roms, Herrn Paccelli, den Vater eines der klerikalen Führer im Stadtrath, zu empfangen. Herr Paccelli, der am 27. Januar in das hundertste Jahr trat, erfreut sich nämlich einer fabelhaften Rüstigkeit. Seine Audienz im Vatikan sollte daher den Zweck haben, der Umgebung des Papstes dessen zur Nacheiferung weckendes Muster vorzustellen.

*) Im Italienischen fehlt hier der Doppelsinn, da „vermouth" blos die Bedeutung als Herzstärkung hat.

Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen der Papst kein guter Patient, und daß gerade in den Tagen der Operation Professor Lapponi schlimm daran ist. Wie oft mag er sich jetzt nach seiner stillen heimathlichen Burgstadt, Osimo, in den Marken zurückgesehnt haben; denn schon zu gewöhnlichen Zeiten ist sein Dienst nicht leicht, da Leo XIII. mit Bismarck die Abneigung gegen die Aerzte gemein hat. Wie diesen nur Schweninger, so kann den Pontifex nur Lapponi beherrschen, und doch erlaubt sich dessen Patient manchmal kleine Eskapaden. Fast unmöglich ist's, Leo XIII. im Bett zu halten. Fühlt er sich ein wenig gestärkt, so erhebt er sich, ja er klettert gar noch auf einen Stuhl, um sich ein Buch aus dem Bücherregal zu nehmen, und auf alle Einwürfe hat er immer nur ein sarkastisches Lächeln.

Den früheren Leibarzt Ceccarelli behandelte er ebenfalls recht eigenthümlich. Auch dieser durfte nicht mit guten Rathschlägen, oder gar mit Rezepten kommen, sondern mußte statt dessen Anekdoten und Schwänke erzählen. Als Lapponi im vorigen Jahre wirklich den Arzt spielen wollte, fertigte ihn Leo durch eine Variation des Schiller'schen „Jetzt Retter hilf' Dir selbst!" ab. Papst Leo war wieder einmal stark erkältet, Lapponi verordnete ihm ein Pulver. Mittags fand eine größere Zeremonie statt, und der Papst sprach mehr, als es Lapponi lieb war. Um ihn zu warnen, hustete dieser, der bei jeder größeren Zeremonie in der Nähe des Papstes weilt, mehrere Male. Nach Beendigung der Feier winkte Leo seinen Leibarzt zu sich heran und gab ihm lachend das Pulver zurück. „Lieber Doktor, helfen Sie sich doch selbst; Sie scheinen ja mehr zu husten als ich!" Ein anderes Mal sagte er ihm: „Nun gehen Sie mir doch, lieber Lapponi. Ich habe ja einen besseren Arzt, als Sie: die göttliche Vorsehung."

Zu alledem hat Lapponi noch die Leiden des berühmten Mannes durchzukosten; in besonders starkem Maße aber gestern. Sein Haus war ein Taubenschlag, ein Café, ein Marktplatz. Prälaten, Gesandtschaftsboten, herzogliche und fürstliche Personen, Abgeordnete und Journalisten erschienen, um den Leibarzt des Papstes zu befragen. Und in der Nacht erst! Das Telephon über seinem Bette klingelte beständig. Zur Ruhe- und Schlaflosigkeit kam auch noch die Sorge wegen der großen Geldausgaben; denn manche telegraphische Anfrage muß Professor Lapponi doch beantworten, um

gewisse hohe Personen nicht zu verletzen, und der hohen Personen und Antworten waren nicht wenig. In schreiendem Gegensatz zu all diesen Unbequemlichkeiten steht aber das Gehalt, daß der Professor als Leibarzt bezieht. Im Vatikan ist man nämlich konservativ, und noch heutigen Tages erhält der Arzt des Papstes nur fünfzig Scudi monatlich, wie zu den Zeiten Raffael's. Zweihundertfünfzig Lire bedeuten aber heutzutage nicht viel. Freilich hat Professor Lapponi die Wagenfahrt im Dienste umsonst.

Des Papstes Arbeitseifer und Strenge gegen seine Untergebenen.

Mit dem Stolz auf sein hohes Alter und seine Frische verbindet der Papst auch den auf seine Arbeitsfreudigkeit und auf seine Arbeitsfähigkeit. Er kennt keine Ruhe, und der Begriff Ferien ist ihm fremd. Als verschiedene Prälaten seiner Umgebung ihn einst um Urlaub zu einer Erholungsreise baten, antwortete er recht trocken: „Auch ich bleibe in Rom und nehme keine Ferien." Man kann vielleicht sagen, daß Leo XIII. durch diese seine Arbeitslust und den übertriebenen Mangel von Ruhebedürfniß seiner Umgebung nicht nur lästig, sondern auch schädlich wird. Jedenfalls hat er der Gesundheit seines vertrautesten Freundes Monsignore Boccali*), den er aus Perugia mitgebracht hatte, sehr geschadet; denn Tag und Nacht wollte er diesen um sich haben; konnte er selbst nicht schlafen, so ließ er durch seinen treuen Kammerdiener „Piuccio" — so nennt er Pio Centra, der stets neben seinem Schlafzimmer schläft, das durch ein kleines Fenster mit Centra's Zimmerchen verbunden ist — den armen Boccali wecken und las ihm stundenlang Verse aus Virgil, Horaz oder Dante vor, wenn nicht gar eigene, unbekümmert darum, daß der schon von des Tages Arbeit ermüdete Mann die Augen kaum aufhalten konnte. Als Boccali einst bei einer solchen Gelegenheit einschlief, wurde er ganz zornig, und als der Andere auf sein Schlafbedürfniß hinwies, sagte er verwundert und doch halb besänftigt: „Ich verstehe nicht, was Ruhe ist." In der Behandlung seiner Untergebenen macht Leo keinen Unterschied, auch die Kardinäle, seine Pairs, kanzelt er ab, als ob es Unteroffiziere seien. Bei der jüngsten Influenzaepidemie nahm er es übel, daß viele Eminenzen krank wurden, und sagte: „Zu auffallend, daß die jungen Leute immer krank werden." Männer, hoch in den Siebzig, noch „junge Leute" zu nennen, ist auch ein charakteristischer Einfall Leo's. Einen Kardinal, der während des heißesten Sommers jeden Sams-

*) Siehe Seite 8.

tag in seine Villa in die Albanerberge zog, apostrophirte er auch nicht schlecht. Bei der nächsten Gelegenheit, da er ihn traf, sagte er ihm brüsk: „Eminenza, ich hoffe, daß Sie in Zukunft diese Spazierfahrten einstellen werden."

Macht aber irgend ein Kardinal größere Unklugheiten oder rollenwidrige Seitensprünge, so wächst auch des Papstes Strenge. Kardinalvikar Parocchi hatte ihm eines Tages zu widersprechen gewagt, und für ganze drei Monate durfte er nicht mehr vor ihm erscheinen. Kardinal Hohenlohe war einst im Hause des Ministers des Auswärtigen Blanc mit dem damaligen Premier Crispi zusammengetroffen, ja er hatte sogar mit ihm angestoßen: den nächsten Tag wurde er auf drei Monate an den Lago Maggiore in die Verbannung geschickt. Das gleiche Loos traf auch Kardinal Trombetta. Dieser hatte schon zehn Jahre vor seiner wirklichen Erhebung die Anwartschaft auf das Kardinalat, da er ein zum Purpur führendes Amt bekleidet hatte. In seiner Gewißheit hatte er sich auch schon das Kardinalsgewand anfertigen lassen. Als dieses aber ganze zehn Jahre lang ungenutzt im Koffer blieb, wurde der alte Herr etwas tiefsinnig, so zwar, daß er es nicht glauben und fassen wollte, als endlich seine Ernennung kam. Eines Tages erhielt der Papst die Kunde, daß Trombetta entgegen der Vorschrift in einer offenen Droschke gefahren sei, und auf die Vorstellungen der Umgebung, die ihn an die Pflichten seiner neuen Würde erinnerte, zornig ausgerufen habe: „Ach was, ich bin ja leider noch nicht Kardinal, warum höhnt Ihr mich denn mit dem Titel, nach welchem ich so lange geseufzt." Schon wollte der Papst dreinfahren, als ein neuer Skandal gemeldet wurde. Kardinal Trombetta stammt aus Civita Lavinia, das zum Kanonikat Albano gehört. Selbstverständlich machte Se. Eminenz nach seiner Erhebung zum Purpur seiner glücklichen Geburtsstadt einen Besuch, vergaß aber bei dieser Gelegenheit die Domherrn von Albano zum Essen einzuladen. Das verstimmte um so mehr, als man von der Freude des neuen Kardinals mehr Freigiebigkeit erwartet hatte. Die Verstimmung der Domherren fand ihren Weg in die Presse. Ein böser Korrespondent schrieb an den römischen Messagero, daß die Domherren hungrig geblieben seien. Der Kardinal nahm das übel, und in seinem Zorn erließ er ein Rundschreiben an das Domkapitel von Albano, und dieses Schreiben war mit Deutlichkeiten ge-

pfeffert. Die Domherren empörten sich, die Sache kam dem Papste zu Ohren, der den Kardinal Serafino Vannutelli beauftragte, die beleidigten Herren zu beschwichtigen, zugleich aber Kardinal Trombetta nach Loreto verbannte. Erst nach Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, doch unter der Bedingung, daß er vorläufig sein so sehnlichst begehrtes Kardinalskleid nicht anziehe.

Dieser Strenge des Papstes entspricht auch seine eifersüchtige Wißbegier in Bezug auf Alles, was ihn angeht. So will er, wenn er krank ist, stets alle Zeitungen lesen. Infolgedessen dürfen, auch in schweren Fällen, die klerikalen Blätter keine Krankheitsberichte bringen. Will man ihm die Zeitungen vorlesen, um ihn eventuell zu täuschen, so richtet er sich plötzlich auf und reißt dem Monsignore Angeli, seinem liebsten Hausprälaten, das Blatt aus der Hand.

Er ist zwar ein eifriger Zeitungsleser, aber er kann es der Presse nicht verzeihen, wenn sie sich mit seinen Plänen und Projekten befaßt oder sogar, bei irgend einer Aemtervakanz oder vor einem Konsistorium, schon die möglichen Kandidaten prüfend bespricht. Schon manch ein Kardinals-Kandidat, der sicher auf den Purpur gehofft hatte, verlor jede Aussicht, weil befreundete Zeitungen ihn zu voreilig zum Kardinal ernannt hatten. „Papa Pecci" wollte eben zeigen, daß er sich in seinen Entschlüssen durch Niemanden beeinflussen lasse.

Nicht minder frisch ist Leo XIII. geistig, als er es körperlich ist, was freilich nach dem oben Gesagten kaum mehr betont zu werden braucht. Seine Geisteskraft ist ungebrochen, namentlich ist sein Gedächtniß erstaunlich, dessen Stärke immer und immer wieder die Bewunderung seiner Umgebung erregt. So weiß er heute noch die Nomenklatur der höheren Hierarchie auswendig, d. h. er kennt die Namen aller Bischöfe und apostolischen Delegaten sowie deren Diözesen, und selbst die Biographien der meisten Prälaten. Als er kürzlich an den hohen spanischen Klerus ein Rundschreiben erließ, um diesen zur warmen Unterstützung der Monarchie aufzufordern, fügte er an jedes einzelnen Bischofs oder Abtes Adresse persönliche Bemerkungen hinzu, so daß jeder das Gefühl haben mußte, die besondere Werthschätzung des Papstes zu genießen. Ebenso erstaunlich ist, daß er kürzlich, ohne irgend einen Vortrag entgegenzunehmen, den Diözesenwechsel einer großen Anzahl süd-

amerikanischer Bischöfe aus dem Stegreif verfügte und Namen und Residenz der Betreffenden auswendig hersagte.

Nun weiß zwar Jeder, der das Treiben an den Höfen kennt, daß nichts leichter ist, als Uneingeweihten den Eindruck hervorzurufen, als sei der Souverän einer der gedächtnißstärksten Menschen, die je existirten. Dem Fürsten kommt es ja darauf an, daß seine zur Audienz erscheinenden Gäste glauben, sie seien so bedeutende Persönlichkeiten, daß selbst der Fürst über die kleinsten Einzelheiten ihres Lebens unterrichtet ist. Das erfordert die Höflichkeit der Etikette. Der geschmeichelte Besucher braucht ja nicht zu wissen, daß die Umgebung des Fürsten diesen vorher über das Leben, den Charakter und die Bedeutung des zur Audienz Erscheinenden haarklein unterrichtet hat, und er wird es auch nicht glauben, wenn man ihn darüber aufklärt. Dafür ist die liebe Eitelkeit zu groß. So machte es mir einst große Freude, als ich einen englischen Lord kennen lernte, der als Greis zum Katholizismus übergetreten war, und jedes Jahr, mit einer guten Dosis Petrospfennig behaftet, nach Rom zum Papste zog. Als er die zweite Audienz gehabt hatte, war er noch begeisterter, als das erste Mal, und er wurde nicht müde, mir die Geistesfrische und die Liebenswürdigkeit des Papstes zu schildern, der sich an alle Details seines Lebens erinnert habe, just so, wie bei der ersten Audienz. Größere Freude machte es mir aber, als ein Vorarlberger Bildhauer, der in Rom unter dem Namen Sor Giorgio bekannt ist, das Opfer der wohl präparirten Liebenswürdigkeit des Papstes wurde. Ein Landsmann, Schuldirektor seines Zeichens, hatte eine Audienz beim Papste erwirkt, wurde aber an dem bestimmten Tage krank und schickte an seiner Statt Freund Giorgio. Man denke sich dessen Entsetzen, als die Reihe an ihn kam, und der Papst ihn fragte, wie viel Schüler er in seiner Schule habe. Tableau — denn Herr Georgio ist nicht gerade durch Schlagfertigkeit berühmt, obschon ich mich seinen Fäusten nicht anvertrauen möchte.

Ein anderes Mal war ich bei einer Massenaudienz Zeuge, wie die Liebenswürdigkeit des Papstes naive, oder im Rausche ihrer Frömmigkeit ganz hingerissene Menschen überwältigt. Nachdem er einige deutsche Reichstagsabgeordnete und Ehrenkammerherren empfangen hatte, die natürlich jede Gelegenheit wahrnehmen, da sie die päpstliche Uniform anlegen können, wurden zwei adlige

Damen aus Köln vor ihn geführt. Die Damen küßten ihm die weißen Pantoffel, zitterten aber dabei so, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Um ihnen Muth zu machen, suchte er seiner näselnden Stimme den sanftesten Klang zu verleihen und sagte: „Erheben Sie sich meine Damen und sprechen Sie mir nahe am Ohr, grade so, als wenn Sie zu einem lieben tauben Onkel sprächen.“ Und um ihnen noch weiter Muth zu machen, fügte er hinzu: „Nicht wahr, Sie kommen von Köln? Da begreife ich nicht, weshalb Sie zu mir kommen, das deutsche Rom ist doch ebenso schön, wie meines.“ Damit war das Eis gebrochen, und er erzählte ihnen, wie er auf seiner Rückreise von Brüssel die kirchenreiche Stadt und ihren heiligen Dom besichtigt habe.

Von seiner Rückreise von Brüssel, wo er 1843—1846 Nuntius war, erzählte Leo XIII. besonders gern, wenn er Engländer empfing. Anstatt nämlich sofort nach Rom zurückzukehren, hatte er, um eine alte Sehnsucht zu erfüllen, einen Abstecher nach England gemacht, um Königin Viktoria einen Besuch abzustatten. Damals war das Reisen noch mühselig, und so kam er zu spät in Rom an, um Gregor XVI. das Handschreiben Leopold's I. überreichen zu können, in welchem dieser seine Erhebung zum Kardinal empfahl. Der Papst lag schon auf dem Sterbebette, und sein Nachfolger stand unter dem Einflusse des Kardinalstaatssekretärs Antonelli, der Gioacchino Pecci als Nebenbuhler haßte, und deshalb gar keine Eile zeigte, ihn zum Purpur zu erheben. So kostete dem späteren Leo XIII. die Bewunderung der Königin Viktoria den Kardinalshut, und so mußte er bis 1853 warten. So kam aber Leo XIII. auch um das fünfzigjährige Kardinalsjubiläum. Antonelli's Eifersucht hielt ja auch den gefürchteten Erzbischof Pecci von 1845 bis 1876, volle zweiunddreißig Jahre in der Verbannung von Perugia fest. Erst nach Antonelli's Tode kam er nach Rom.

Von Perugia erzählte Leo XIII. sehr gerne, sein ganzes Herz hing an der Stadt, aus der er ja auch seine ganze geistliche Umgebung mit nach Rom brachte, aber lieber erzählt er doch, und das ist psychologisch erklärlich, von seiner ersten Jugend; wie er als fünfzehnjähriger Seminarist zum Beispiel die Ehre hatte, bei einer Massenaudienz der römischen Seminaristen während des Jubeljahres von 1825 als Sprecher vor Papst Leo XII. zu treten. Diese Szene hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er 1878

nach seiner Wahl erklärte, den Namen Leo XIII. annehmen zu wollen, als Zeichen der Verehrung, die er für den letzten Träger dieses Namens hege. Geradezu gesprächig wird aber Leo XIII., wenn er von seiner Heimathstadt erzählt, und von seinen ersten Jagden, die er dort erlebte. Es existiren noch Briefe von ihm, in welchen er als einziges Ziel seiner Sehnsucht den Besitz einer Flinte hinstellt. Seine Ciociarennatur konnte Leo eben nicht verleugnen. Für die Ciociaren ist ja, wie für alle Bewohner der Provinz Rom, die freie Jagd, namentlich auf Vögel das höchste Vergnügen, und wenn Leo XIII. unter keinem anderen Namen auf die Nachwelt käme, unter dem „Leo's, des Vogelstellers" würde er sicher bekannt bleiben, hat er doch noch als Papst in den vatikanischen Gärten der Vogeljagd mittelst des Brunnennetzes obgelegen, wobei er die zum Trinken gekommenen Vögel überraschte. Ja noch als betagter Mann besichtigte er ab und zu auf seinem Gartenspaziergang das Vogelhaus.

Von der Geistesfrische des Papstes zeugt auch der Umstand, daß er bis in die letzten Tage als lateinischer Dichter thätig ist. Kritiker, die der Ansicht sind, daß Leo XIII. als Politiker, Soziologe, Theologe und Diplomat vielfach überschätzt worden sei, lassen ihm wenigstens den Ruhm, daß er einer der größten Humanisten sei. Schon als Achtzehnjähriger gewann er im Collegio alle Preise, hauptsächlich den für lateinische Poesie. Wir haben schon erwähnt, daß er sich besonders für Virgil und Horaz erwärmte. Die Werke Horazens lagen in Perugia stets auf seinem Schreibtische, und seine Seminarschüler wußten seine Vorliebe klug auszunutzen, indem sie bei den Prüfungen die Lücken ihres Wissens durch ostentative Horazbegeisterung auszufüllen suchten, was ihnen meist gelang. Bekanntlich hat Leo XIII. über Alles und Verschiedenes gedichtet, über seine Halskrankheit, über die Jagd, die Mäßigkeit, über den Rosenkranz und die Tugenden der Madonna, daß er aber auch Jünglinge besserer Familien, die durch Ausschweifungen erkrankten, warnend angedichtet hat, ist weniger bekannt; de Houx theilt solch' ein Gedicht mit.

Der Muth Leo's XIII.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Eigenschaften des Papstes prüfend durchgehen, doch sei es mir gestattet, von einer seiner weniger bekannten Tugenden, seinem persönlichen Muthe zu sprechen. Im Jahre 1837, als er seine erste Messe las,

war ein Cholerajahr, und die Seuche forderte viele Opfer. Der junge Pecci zeichnete sich aber unter den Krankenpflegern als einer der ersten aus, und die Kirche Sanct Andrea, gegenüber dem Quirinal, an der sein Bruder, der spätere Kardinal, thätig war, und in der er selbst seine Primiz gefeiert hatte, wurde nicht leer von Hülfe- und Trostsuchenden, die nach dem jungen Abbate Pecci fragten. Natürlich hatte dieser auch als Papst eine große Liebe für diese Kirche, und als diese der Bauwuth der achtziger Jahre zum Opfer fallen sollte, setzte er Alles daran, um dies Unglück zu verhindern, ja er wandte sich — trotz der „Gefangenschaft" — an die Gattin dessen, der ihn gefangen hielt, an Königin Margherita, und ihrer Einmischung verdankte er die Erfüllung seines Wunsches. Großen Muth bewies auch der junge Monsignore Pecci, als er wenige Jahre nach seiner Priesterweihe als Vizedelegat nach Benevent geschickt wurde, um diese päpstliche Provinz von den Schmugglern und Räubern zu reinigen.

Mit Hülfe eines Offiziers Sterbini bekam er alle Fäden der verschworenen Geheimgesellschaft in die Hand und erfuhr so, daß ein Marchese das Haupt der Bande sei. Er ließ dessen Burg umstellen und ihn selbst gefangen setzen. Der trotzige Aristokrat drohte, sich an seine Verwandten im Kardinalskollegium zu wenden, und so dem frechen Monsignore die Karriere zu verderben. Monsignore Pecci antwortete: „Zuerst sitzt Ihr euere Festungsstrafe ab, dann habt Ihr immer noch Zeit, nach Rom zu gehen und gegen mich zu intriguiren." Sterbini gegenüber zeigte sich Leo übrigens sehr dankbar; denn als er Papst geworden, machte er ihn zum „scalco segreto", zum „Vorschneider", der bekanntlich die einzige Person ist, die bei den einsamen Mahlzeiten des Papstes zugegen sein darf. Diese Würde ging später auf den Sohn Sterbini's über.

Nicht minder zeigte sich Joachim Pecci eines Tages in Brüssel als muthiger Mann. Als Nuntius verkehrte er viel in der Hofgesellschaft. Als er so einst dem Comte de Baillet einen Besuch abstattete, tritt ihm ein Arbeiter mit erhobener Faust entgegen und äußert dabei die gemeinsten Schimpfworte gegen die Pfaffen. Die erschreckten Diener wollen dem Prälaten beistehen, doch dieser fällt dem wüthenden Blusenmann in den Arm und sagt ruhig: „Warten Sie." Dann gibt er ihm ein Fünffrancsstück und ladet ihn ein, ihn

zu besuchen. Das that der Arbeiter. Einige Zeit darauf wurde er Bedienter des Nuntius Pecci.

Bekannt ist ferner, daß Joachim Pecci als Erzbischof von Perugia dem Kommandanten der päpstlichen Truppen sehr muthig entgegentrat, als diese die Revolte von 1849 etwas gar zu grausam unterdrückten. Elf Jahre später zeigte er auch den Italienern, die in Perugia einrückten, eine derartige männliche Festigkeit, daß es nie zu offenen Konflikten zwischen Kirchen- und Staatsbehörde kam; ja daß sich sogar zwischen dem Erzbischof und dem Kommandanten der italienischen Truppen ein leidlich freundschaftliches Verhältniß herausbildete.

Leo XIII. als Papst.

Zum Schlusse müßte ich eigentlich auch einiges über Leo XIII. als P a p s t sagen. Nach dem Charakter dieses Büchleins wäre dies aber unangebracht. Die Wirksamkeit Leo's XIII. als Pontifex kann nur ein Kirchenhistoriker, ein Theologe und Staatsmann, oder ein großer Mann beurtheilen, der alles das zu gleicher Zeit ist, und dann ist auch noch nicht die Zeit gekommen, vorurtheilslos zu prüfen. Wer jetzt etwa zu einem abfälligen Urtheil über den großen Papst kommen wollte, läuft Gefahr, als ein persönlich schlechter Geselle angesehen zu werden. Aber wer weiß, wie anders man über einen lebenden, wie anders man über einen toten Papst urtheilt, mag ja seine eigenen Gedanken hegen. Auch Pius IX. wurde zu seinen Lebzeiten vergöttert — und später? Jedenfalls muß man, wie wir im ersten Kapitel sahen, genau unterscheiden zwischen dem Pontifikat Leo's XIII. vor der Ankunft Rampolla's und der rampollianischen Zeit, und in der Verurtheilung der letzteren ist ja so ziemlich alle Welt einig. Dann müßte man auch genau wissen, in welchen Fällen Leo XIII. der Schiebende, und in welchen er der Geschobene war. Es gehen ja viele Fabeln über die geheimen Drahtzieher innerhalb und außerhalb des Vatikans um, aber wer vermöchte hier die Wahrheit von der Erfindung zu sichten?

Wahr ist's, G r o ß e s h a t d e r P a p s t g e w o l l t. Auch hat er unzweifelhaft das Prestige des Papstthums gehoben. Freilich darf man nie vergessen, daß Leo XIII. fast in allen großen weltbewegenden Fragen mit seiner Initiative — aus diplomatischer Vorsicht erst n a c h h e r kam. Mit allen seinen Encykliken, derentwegen Sar Peladan ihn Leisetreter nennt, hat er große Gedanken erst ausgesprochen, nachdem die Gedanken der Anderen schon gewirkt

hatten. Wirklich initiativenreich ist Papst Leo nur als Apostel des Friedens gewesen. Wir wollen nicht untersuchen, ob er dabei den Hintergedanken gehabt hat, das Papstthum zum Schiedsrichter zu machen, um so dieses in seinem Glanze und seiner Machtstellung zu erhöhen, sondern wir müssen anerkennen, daß er stets in erster Linie stand, wenn es galt, ein Wort des Friedens zu sprechen. Um so schmerzlicher mußte er es empfunden haben, daß Italien es durchsetzte, daß der Vatikan vom Friedenskongresse im Haag ausgeschlossen wurde, und damit die anderen Mächte den status quo in Italien anerkannten. Groß war auch Leo's Plan, die orientalische Kirche mit der römisch-katholischen zu vereinigen, und daran ändert auch die Thatsache nichts, daß der Plan einer Versöhnung mit der russischen Kirche eben nur Plan blieb. Dagegen hat er mit den Armeniern, Syriern und Kopten große Erfolge erzielt, zudem auch das politische Verhältniß zu Rußland gebessert, das sogar durch einen Gesandten bei ihm vertreten ist, während es ihm bis jetzt noch nicht geglückt ist, eine Vertretung in Petersburg durchzusetzen.

Groß war auch Leo's Plan, die anglikanische Kirche mit der römischen zu versöhnen, auch er ist zwar nicht geglückt, ebensowenig wie es Leo glückte, eine diplomatische Vertretung Englands in Rom zu erlangen. Dafür hat aber die Zahl der Katholiken und deren Einfluß in England und auch in Amerika ungemein zugenommen, wenn auch die drohende Spaltung in den Vereinigten Staaten, der sogenannte „Amerikanismus" scheinbar vermieden wurde — dank dem Opportunismus Leo's XIII., der dem „Non possumus" seines Vorgängers das „Tolerari possumus" entgegensetzte. Was er in der Kirche selbst erreicht hat, sollen die Theologen und Philosophen untersuchen, auch ob seine Verherrlichung der thomistischen Philosophie ein Glück war. Wir konstatiren nur wieder, wie wir schon früher thaten, daß unter Leo's XIII. Pontifikat die Religion stark veräußerlicht wurde, und der Wunderschwindel, sowie die Multiplikation der neuen Andachten und Orden zur Verehrung des heiligen Herzens, des Blutes, der Wunden Jesus Christus u. s. w. und die Zahl der Kirchenfeste sich steigerten. Unvergessen wird es auch bleiben, daß Leo XIII. es war, der den spekulativen Erfinder des Miß Vaughanschwindels Leo Taxil segnete, und damit bewies, daß er noch ganz in mittelalterlichen

Vorurtheilen steckte, er, derselbe Mann, der doch so modern war, das elektrische Licht*) in den Vatikan einzuführen.

Wie dem auch Alles sei, ästhetisch betrachtet, bleibt Leo XIII. immer ein großer Mann, auch deshalb weil er sich stets durch Reinheit der Sitten auszeichnet, und an seiner Frömmigkeit bisher Niemand gezweifelt hat. Aesthetische Naturen bezeichnen es ja auch als ein Glück für die Menschheit, daß in unserer hastigen Zeit, wo Alles im Fluß ist, ein beinahe der Erde abgewandter Mensch nur dem Idealen lebt, und einer Einrichtung vorsteht, die, über allen Parteienzwist erhaben, nur für das Wohl der Menschheit zu arbeiten erklärt, und als konservatives Prinzip allen denen ein Trost sein dürfte, die bei der fortwährenden Evolution und Revolution aller Dinge, vor der sie erschrecken, im Papstthum ein Moment der Stabilität zu entdecken glauben. Das darf man nicht vergessen, will man anders erklären, daß gerade in dem industriell so stark vorgeschrittenen Großbritannien und dem fieberhaft arbeitenden Nordamerika die Sehnsucht nach dem das poetische Gemüth anheimelnden, den Sinnen schmeichelnden Idealkatholizismus sich täglich zu steigern scheint.

Die Aufregung der politischen und journalistischen Welt und des Publikums hat sich gelegt. Zwar kamen am 16. März nochmals neue Alarmnachrichten über eine Verschlechterung des Gesundheits-

*) Amerikanische Blätter weisen, um Leo's XIII. Modernität zu bezeugen, auf die Thatsache hin, daß er den Kinematographen und den Automobilsport in den Vatikan eingeführt habe. In beiden Fällen sind aber die Blätter sowohl, wie der Papst Schwindlern zum Opfer gefallen. Im ersten Falle war es ein amerikanischer Photograph, der nach Aufwendung großer Summen an die Umgebung des Papstes diesen bestimmte, sich für ein amerikanisches Kloster im Augenblick der Segensspendung kinematographiren zu lassen. Man weiß, zu welchem Unfug das führte. Jetzt kann man den segnenden Papst für 10 Pfennige auf allen Jahrmärkten sehen. Im zweiten Falle meldete ein sensationeller Journalist, der Papst fahre täglich im Automobil spazieren. Die Nachricht machte großes Aufsehen. Als sie dementirt, und der Korrespondent von seinem Blatte zur Rede gestellt wurde, ließ dieser kunstvoll und künstlich eine Photographie des Papstes in das Bild eines Automobilwagens setzen und beides photographiren. Das Blatt veröffentlichte diese Photographie. Der Korrespondent wurde drahtlich bedankt und später mit einer Prämie belohnt — und nun ist es in Amerika unumstößliche Wahrheit, daß der Papst dem Autosport huldigt; denn amtlich dementirt der Vatikan niemals Sensationsnachrichten, weshalb diese auch so üppig gedeihen.

Die Wiedergenesung des Papstes.

Rom, den 16. April 1899.

zustandes des Papstes, aber am 11. April empfing Leo wieder das Kardinalskollegium, das ihm verspätet seine Glückwünsche zur Wiederkehr des Krönungstages überbrachte. Fünf Tage später erschien er auch vor 60,000 Menschen in der Peterskirche. Um ein für alle Mal der Welt zu zeigen, daß er die Operation und deren Folgen glücklich überstanden habe, hatte er es gegen den Willen der Aerzte durchgesetzt, die „cappella Papale", die sonst stets am Krönungstage in der Sixtinischen Kapelle stattfand, in der Peterskirche zu halten. Natürlich waren die Umgebung des Papstes und seine Aerzte sehr besorgt, weil sie den Wechsel der Temperatur für den hohen Kranken fürchteten, der das Krankenzimmer noch nicht verlassen hatte. Große Summen wurden aufgewendet, um die Treppen und Säle, die der Papstzug passiren mußte, durch Riesenvorhänge gegen die kühle Luft von draußen abzusperren. Natürlich trug der Papst auch eigens angefertigte leichtere Obergewänder und eine leichtere Simili-Tiara. Als er in der Kirche erschien, wirkte sein Anblick durch den Kontrast mit dem ihn umgebenden Pomp höchst peinvoll; sein Gesicht war fahl, ja fast leichenblaß. Beim Segenspenden versagten die zitternden Hände. Auch machte Leo vergebliche Anstrengungen, um sich zu erheben. Selbstverständlich wurden alle Zeremonien so beschleunigt, daß die ganze Feier mit An- und Abmarsch des Zuges in weniger denn zwei Stunden erledigt war. Der Papst hatte selbst nicht aktiv theilgenommen, sondern dem Hochamt, das Kardinal Mazzella las, auf dem Papstthron sitzend beigewohnt, der zum ersten Male nach 1870 bei einer Jahresfeier der Krönung im Petersdom selbst aufgeschlagen wurde. Das Publikum, das das unerwartete Ereigniß der Genesungsfeier des Papstes als ein exzeptionelles Fest betrachtet hatte, was sich auch wieder in dem schamlosen Billethandel kundgab, war in seiner fieberhaften Neugier und in der Ueberzeugung, heute den Papst zum letzten Male zu sehen, so aufgeregt, daß sein Beifall in Toben, seine Haltung in unwürdige Raserei ausartete. Der Papst schien die Aeußerlichkeiten nicht bitter zu empfinden, ihm genügte der Honig der Begeisterung.

Uebrigens hatte er auch wieder eine Abordnung seiner Heimathstadt Carpineto eingeladen. Die Aerzte sehen mit Besorgniß in die Zukunft, ein Theil des päpstlichen Hofes aber erwartet von der heutigen freudigen Erregung des Papstes eine Hebung seiner physischen und geistigen Kräfte.

Zum Schlusse sei noch einer reizvollen Anekdote gedacht, die vom Leibchirurgen des Papstes Professor Mazzoni handelt. Er mußte natürlich in der Nähe des Papstes sein, um auf alle Fälle bereit zu stehen. Er hatte sich aber verspätet, und so stürzte er Hals über Kopf zum Vatikan. An der Bronzethüre hielt ihn ein treuer Schweizer fest und sagte in seinem schlechten Italienisch:

„Bigliette signore, bigliette!"

Professor Mazzoni überhörte das in seiner Hast und schritt die Treppe zum Damasushof hinauf. Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter und dieselbe Stimme von vorher sagte:

„Foi non capire? Bigliette!"

„Ach was, ich brauche kein Billet!" versetzte der berühmte Chirurg.

„Fostre bigliette. Nessuno passare senza bigliette!"

„Aber wißt Ihr denn nicht, wer ich bin?"

„Neppure nipote papa passare senza bigliette" (Nicht einmal Neffe Papstes passiren ohne Biglietter), antwortete der treue Wächter und setzte dem Arzte die Hellebarde auf die Brust. Erst nach geraumer Zeit, als Oberst Pfyffer, der Kommandant der Schweizer, hinzukam, wurde Mazzoni befreit.

Die Verkündigung des Jubeljahres.

Rom, den 11. Mai 1899.

Um halb elf Uhr Morgens am heutigen Himmelfahrtstage fand in der Vorhalle der Peterskirche eine kirchliche Feier statt, die anscheinend nur für die katholische Welt Bedeutung hat, die aber auch kulturhistorisch interessirt. Das „große Jubiläum", das „heilige Jahr" ward urbi et orbi verkündet.

Blättern wir ein wenig im Buche der Geschichte, um die Bedeutung des Ereignisses besser würdigen zu können. Im Kap. XXV Vers 10 des Leviticus lesen wir: „Sanctificabis annum quinquagesimum et vocabis remissionem cunctis habitatoribus terrae tuae, ipse est enim jubilaeus". Mit diesen Worten führte Moses das Schobol-Jahr, oder wie Luther es verdeutscht hat, das „Halljahr" oder „Erlaßjahr" ein. Bei Moses hatte diese Einrichtung keine mystische Bedeutung, sie war sozial, darauf gerichtet, ein „Werk der gerechten Ausgleichung", die Gütergleichheit zu erhalten. Auch die katholische Kirche ordnete für das Jubeljahr eine remissio, einen Erlaß, an, aber einen Erlaß der Sündenstrafen und Sünden, und förderte dadurch zugleich ihren eigenen Güterreichthum.

Ueber die Anfänge des katholischen Jubeljahres gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander. Allgemein setzt man seine Entstehung ins Jahr 1300. Doch Zaccaria, der Anfang dieses Jahrhunderts ein Buch „Dell' anno santo" geschrieben, behauptet, daß schon Silvester II. im Jahre 1000, Pasqual II. im Jahre 1100 und Innocenz III. im Jahre 1200 ein Ablaßjahr verkündet hätten. Bonifaz VIII. war nur der erste, der 1299 durch die Bulle „Antiquorum habet fida relatio" den Brauch der Vorgänger gesetzlich festlegte und bestimmte, daß alle hundert Jahre ein Jubeljahr statt-

finden und von Weihnachten bis Weihnachten dauern sollte. Ueber das erste offizielle Jubeljahr von 1300 finden wir reiches historisches Material in den „Croniche" von Giovanni Villani und bei Dante. Bonifaz VIII. versprach jedem Römer, der nach Empfang der Sakramente dreißig Tage lang die Basiliken von St. Peter und St. Paul täglich besuche, vollen Ablaß; für die fremden Pilger genügten vierzehn Tage. Der Erfolg war überraschend. Villani berichtet, daß das ganze Jahr über außer der ständigen Bevölkerung zweihunderttausend Fremde in Rom verweilten, so daß man also die Zahl der Pilger, die nach Rom kamen, da alle mindestens zwei Wochen in Rom blieben, auf zwei bis drei Millionen berechnen kann. „E dall' offerta fatta per gli pellegrini molto tesoro ne crèbbe alla chiesa è i Romani per le loro derrate furono tutti ricchi" (Und von der Spende, welche die Pilger brachten, erwuchs der Kirche ein großer Schatz, und die Römer wurden durch den Verkauf der Lebensmittel alle reich), so sagt Villani.

Auf 50,000 Goldgulden, eine für die damalige Zeit hohe Summe, wird die Spende berechnet, die Bonifaz VIII. als kluger Mann zur Dotirung der Peterskirche und der Pauls-Basilika verwandte, indem er viele Ländereien und Güter ankaufte. Nach einigen Historikern soll auch Castel Giubileo, das auf den Trümmern von Fidenae errichtet ist, seinen Namen aus dem Jahre 1300 haben, da es auch zu den „Spendegütern" gehörte. Bonifaz VIII. hatte wohl Recht, als er zu „Ehren der Geschichten" ein Denkmal im Lateran errichten ließ: eine marmelsteinerne Kanzel, die Cimabue ausmalte. Unter den erlauchten Gästen, die in Rom erschienen, waren u. A. der König von Ungarn, aus dem Hause Anjou Karl Martell, Dante und zu dessen größtem Leidwesen auch Karl von Valois, Bruder Philipps des Schönen von Frankreich Dante war als Gesandter der Stadt Florenz gekommen, um Schutz gegen Karl von Valois zu erbitten, welchen die „Schwarzen" herbeigerufen hatten. Die Gesandtschaft war erfolglos, und Karl von Valois zog in Florenz ein. Zum Dank dafür versetzte Dante den Papst in die Hölle und nannte ihn sogar den „Fürsten der neuen Pharisäer" (Inferno; canto XXVII.) Im 18. Gesang der Hölle beschreibt der Dichter übrigens, wie der Strom der Pilger auf den Tiberbrücken regulirt wurde:

„Come i Romani, per l'esercito molto,
L'anno del giubileo, su per lo ponte
Hanno a passar la gente modo tolto —*)

Clemens VI. fand die Frist von hundert Jahren für ein Jubeljahr zu lang und setzte sie 1349 auf die Hälfte herab. Er befand sich damals in Frankreich, und so delegirte er Kardinal Caetani, um das Festjahr zu leiten. Der Erfolg war wiederum großartig, eine Million und zweihunderttausend Fremde waren Weihnachten 1349 in der Ewigen Stadt. Unter den erlauchtesten Gästen figurirten Ludwig I., König von Ungarn, der 4000 Goldthaler brachte, Cola die Rienzo und Petrarca, sammt der heiligen Katharina. Urban VI. fand, daß auch die Fünfzigjahrfrist zu lang sei und setzte sie um siebzehn Jahre herunter, um selbst ein Jubiläum zu genießen, er starb aber zu früh, und an seiner Statt feierte es sein Nachfolger Bonifaz IX. im Jahre 1390. Leider hatte das Fest einen Mißton; die Franzosen, die darüber erzürnt waren, daß der Papst nicht mehr in Avignon residirte, blieben aus. Auch die gekrönten Häupter fehlten diesmal, sie ließen sich gegen ein reiches Geldgeschenk vom persönlichen Erscheinen dispensiren, allen voran Richard II. von England und Johann I., König von Portugal. Viele deutsche Großen befolgten ihr Beispiel. Nur ein Fürst kam, Alberto d'Este, er erhielt nicht nur den Ablaß, sondern auch die Bestätigung des Besitzes von Ferrara, wofür er 10,000 Gulden Tribut zahlen und dem Papste jährlich hundert Reiter stellen mußte.

Merkwürdigerweise fand zehn Jahre später ein Jubeljahr statt, das vom Papste nicht promulgirt worden war; die Christenheit hielt sich nämlich an den Jahrhundert-Anfang, und strömte 1400, trotz der Pest, in zahlreichen Schaaren nach Rom. Auch die Franzosen erschienen wieder, ebenso kam Wenzel IV. von Böhmen, um sich vom Blute Johann Nepomuks rein zu waschen. Nach der Bulle von Urban VI. sollte das nächste Jubeljahr dreiunddreißig Jahre nach 1390, also 1423 stattfinden, Martin V. aus dem Hause Colonna aber setzte es auf 1425 an, hatte indessen wenig Erfolg, waren

*) Gleichwie die Römer, ob der Menge Pilger
Im Jubeljahr, ein Mittel jüngst ergriffen,
Den Uebergang der Brücke zu befördern."

(Man war genöthigt, die Engelsbrücke durch Schranken in zwei Theile zu theilen, damit der Strom der zur Peterskirche strebenden Pilger von dem der Zurückfluthenden ungehemmt blieb.)

doch die Zeiten, die Zeiten der Hussiten und der Jungfrau von Orleans, zu kriegerisch. König Heinrich VI. von England zeigte eine eigene Auffassung des Jubiläums, er ging weder nach Rom, noch sandte er Gold, um den Dispens zu erhalten, sondern er etablirte mit Hülfe des Bischofs von Canterbury ein nationales Jubiläum. Martin V., dem auf solche Weise reiche Spenden entgingen, protestirte, aber aus Gründen der höheren Politik mußte er sich fügen und den Besuchern des Doms von Canterbury dieselben Abläße zugestehen, wie den Rompilgern.

Das sechste Jubeljahr fand gleichfalls außer der Tour statt, da Nikolaus V. sich wieder an die Bulle von Clemens VI. hielt und die Fünfzigjahrfrist wiederherstellte. So wurde 1450 zum Jubeljahr. Da der Papst mit dem Jubiläum auch eine Amnestie nach dem Siege über den Gegenpapst Felix V. verband, kam wieder zahlreiches Volk nach Rom, ohne sich von der Pest abschrecken zu lassen. Unter Anderem kamen allein 3800 Franziskanermönche. Im Jahre 1470 fand Paul II., daß es ungerecht wäre, die Jubelfristen zu weit zu stecken, und damit jede Generation ein Erlaßjahr genießen könne, setzte er die Frist auf fünfundzwanzig Jahre fest, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das siebente Jubeljahr fand also 1475, aber unter Sixtus IV. statt. Es waren traurige Zeiten, in England kämpften die Tudor und Lancaster, in Frankreich Ludwig XI. gegen Burgund, und dieses in der Schweiz gegen die Eidgenossen, und in Ungarn und Oesterreich hatte sich Friedrich III. seiner Haut zu wehren. Trotzdem war die Zahl der fürstlichen Pilger nicht klein. Es kamen Ferdinand von Neapel, Christian I. von Dänemark, Carlotta, Königin von Cypern, Katharina, Königin von Bosnien, Andreas Palaeologus, Herr des Peloponnes u. s. w.

Das achte Jahr war das Jahr 1500 und das Jahr Alexanders VI. Papa Borgia führte zum ersten Male den Pomp ein, der später de rigueur wurde. Zur Vesperstunde am Weihnachtsabend 1499 erschien er mit seinem Hofstaat vor der eigens vermauerten Porta santa der Peterskirche (der letzten, rechts), verließ die Sedia gestatoria, und mit silbernem Hammer schlug er dreimal an das Thor, und zweimal that das Gleiche der Großpoenitentiar, dann rissen Maurer die Wand nieder, das Volk stürzte sich auf die Steinstücke, während die vatikanischen Poenitentiare die

Schwelle wuschen. Als das geschehen, trat der Papst, in der einen Hand das Kreuz, in der anderen eine Kerze, zuerst durch die erschlossene Thüre. Gleichzeitig vollzogen drei Kardinäle a latere die gleiche Zeremonie an den „heiligen Thoren" der jetzt auf drei angewachsenen Jubiläumsbasiliken: Maria Maggiore, St. Paul und Lateran. Am Schlusse des Jubiläumsjahres fand eine ähnliche Feier statt, nur mit dem Unterschied, daß sich Papst Alexander VI. begnügte, in die schon vermauerte Thüre drei Steine mit goldenen Denkmünzen einzufügen, und einige Kellen Kalk auf das Mauerwerk spritzte, dann wurde die Thüre geschlossen, und blieb geschlossen bis zum nächsten Jubiläum. Uebrigens sah sich Alexander VI., obgleich der neue Pomp viele Pilger anzog, genöthigt, die Bedingungen der Ablaßgewinnung zu erleichtern, um den Zuzug und die Einnahmen zu steigern. Daß Monarchen und Fürsten gekommen wären, wird nicht erwähnt, es heißt nur, daß Ludwig XII. von Frankreich sich durch zwei Gesandte vertreten ließ.

Das neunte Jubeljahr, 1525, war das unglücklichste. Außer der Pest „wüthete" auch die deutsche Reformation. Der Zudrang der Pilger war mehr als bescheiden. Um diesen Mangel zu ersetzen, feierte Clemens VII. Anfang und Ende des Jubeljahres mit besonderem Pomp, ja er fügte der Schlußzeremonie gar noch die feierliche Segensspendung von der äußeren Loggia der Peterskirche hinzu. 1550 war ebenfalls die Zeit viel zu bewegt, als daß das Jubiläum Julius' III. großen Erfolg hätte haben können. Der schmalkaldische Krieg war zu Ende und Karl V. hatte die bekannten Häkeleien mit Moritz von Sachsen und den evangelischen Fürsten. Die Zahl der Pilger war noch bescheidener, als beim letzten Male. Doch bemerkte man unter ihnen Michel Angelo, Giorgio Vasari, den Kunstchronisten, und Ignatius von Loyola. — Der stark vergoldete silberne Hammer, den Julius III. bei der Eröffnung des Jubiläums benutzte, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, befindet sich jetzt in München im Nationalmuseum.

Das Jahr 1575 zeigte wiederum einen Aufschwung, fiel es doch in die Zeit Philipp's II. Als Gregor XIII. die heilige Thür öffnete, war das Gedränge der Fanatiker, die sich ein Stück Cement von der heiligen Mauer ergattern wollten, so groß, daß die Chronik viele Todte in der Verlustliste aufführte. Unter den Erlauchten

finden wir Torquato Taſſo, den heiligen Erzbiſchof von Mailand Carlo Borromeo, einen Fürſten von Cleve u. ſ. w. Das zwölfte Jubiläum im Jahre 1600, das Clemens VIII. mit gutem Erfolge durchführte, hatte auch den Ruhm, daß Stephan Calvin, ein Verwandter des Reformators, ſeine Häreſie abſchwor und Franziskanermönch wurde. Von den beiden folgenden iſt nicht viel zu melden. 1675 wird notirt: Kein großer Pilgerandrang. Anweſend: u. A. Chriſtine, Königin von Schweden. Auch die weiteren Jubiläen ſind ohne Bedeutung. Das drittletzte 1825 unter Leo XII. iſt heute beſonders bemerkenswerth, weil es das letzte iſt, das öffentlich gefeiert wurde, und weil, wie wir früher ſahen, auch der jetzige Papſt, der zum erſten Male wieder ſeit fünfundſiebzig Jahren ein öffentlich zu feierndes Jubeljahr angeſagt, ſchon 1825 aktiv an einem Jubeljahr theilnahm. Das Jubeljahr von 1850 fiel aus, weil Papſt Pius IX. zur Zeit, als es feierlich verkündet werden ſollte, in der Verbannung von Gaeta lebte, und das Jubiläum von 1875 war ein Proteſt-Jubiläum. Pius IX. wollte wiederum der Welt zeigen, daß er „gefangen“ ſei, darum verzichtete er auf alle pomphaften Zeremonien und diſpenſirte auch alle Gläubigen vom perſönlichen Beſuche Roms. Die heiligen Thüren blieben in allen Jubiläumsbaſiliken geſchloſſen. Papſt Pius IX. konnte ſich dieſe koſtſpielige Demonſtration leiſten; zu ſeinen Zeiten floß des Obolus' Fluth ununterbrochen gleich ſtark nach Rom.

Leo XIII. — und das gibt dem jetzigen Jubiläum größere Bedeutung — verläßt die Bahnen ſeines Vorgängers. Er bringt die alten Zeremonien wieder zu Ehren. Heute Morgen vor zehn Uhr begab er ſich, begleitet vom Maggiordomo Monſignore della Volpe, dem Monſignore Maëstro di Camera und dem Almoſenier, ſowie von der ganzen Anticamera und eskortirt von der Guardia nobile, aus ſeinen Privatgemächern in den Thronſaal, wo der Prefetto delle ceremonie Pontificie den Vicecamerlengo, den Uditore generale ſowie den Abbreviatore della Curia in der Feſttracht der Prälaten vorführte. Der Papſt hatte auf Rath der Aerzte darauf verzichten müſſen, ſelbſt zur Peterskirche hinabzuſteigen, wie dies das Zeremoniell vorſchreibt. Er drückte den Herren ſeine Freude aus, daß es ihm vergönnt ſei, das Jubiläum zu verkünden, und übergab dann dem Sostituto dei Brevi die Jubiläumsbulle. Der Sostituto küßte dem Papſte Hand und

Fuß und bat um die Erlaubniß, die Bulle veröffentlichen zu dürfen. Sie wurde ertheilt. Die Bulle wanderte dann in die Hände des **Abbreviatore di Curia**, der als Notar figurirte. Hierauf wurden alle Anwesenden zum Fußkuß zugelassen, und Leo XIII. zog sich wieder in seine Gemächer zurück. In feierlicher Prozession, von zwei „Cursori pontifici" in violettem Gewande angeführt, die zum Zeichen ihrer Würde silberne Keulen trugen, zog die Deputation durch die **Sala ducale** und **Sala regia** über die **Scala regia** zur Vorhalle der Peterskirche, welche sie bei der Statue des Konstantin betrat. Im Petersdom war unterdessen das feierliche Hochamt bis zum Evangelium gediehen, und die funktionirenden Prälaten zogen mit dem gesammten Domkapitel gleichfalls in die Vorhalle der Deputation entgegen, und nahmen auf einer Reihe von Sitzen, die eine mit rothem Damast bekleidete Kanzel umgaben, Platz. Alle Glocken der Peterskirche begleiteten den Zug mit ihrem Geläute. Dann bestieg Monsignore dell' Aquila, der **Abbreviatore di Curia**, die Kanzel und las die ziemlich lange päpstliche Bulle vor. Nach der Lektüre setzten die Glocken wieder ein, eine Abschrift der Bulle wurde an die heilige Thüre angeheftet, und drei andere den „Läufern" übergeben, die sich sofort aufmachten, um in **San Paolo fuori le mura** ebenfalls die Bulle vorzulesen, ein Akt, der sich am Nachmittage in **Maria Maggiore** und in **San Giovanni in Laterano** wiederholte. Hierauf zog die Deputation mit dem Domkapitel in die Peterskirche zum Hauptaltar. Zahlreiches Publikum betheiligte sich an der Feier.

Die römischen Klerikalen sagen: „Trotz der Pariser Ausstellung ist es sicher, daß wenigstens zwei Millionen Pilger nach Rom wallen werden. Die Religion trotzt allen Lockungen der Weltfreude, ihre alte Anziehungskraft hat sie noch nicht eingebüßt. Schon hat das Comité bei den Eisenbahnen 50,000 Lire deponirt, um die Preisermäßigung für die Pilger sicherzustellen!" So jubeln sie. Doch was wollen die Schaaren von Pilgern bei den heutigen Verkehrserleichterungen gegen die Millionen besagen, die im Mittelalter kamen und die allen Gefahren der Reise und der Pest trotzten!

Rom und Paris! Auch in der Bulle selbst klingt der Gegensatz an. Abgesehen davon, daß der Papst die Gelegenheit benutzt, in berechtigtem Stolze auf seine Langlebigkeit hinzuweisen, und auch wieder betont, daß Rom der wahre Sitz der Kirche sei und

bleiben werde, fehlt es nicht an Hinweisen auf die neuere Zeit der Zivilisation und ihre Irrlehren, denen gegenüber das Jubiläumsjahr, „das Jahr des Erlösers“ dazu dienen soll, die Menschheit wieder zur Religion zurückzuführen. Mehreremale wird darauf hingewiesen, daß das verflossene Jahr im christlichen Sinne mehr Erfolge aufzuweisen habe, als es den Anschein hat, dann aber weiter geklagt: „Es zieht Uns das Herz zusammen, und immer wieder kehrt der Gedanke Uns wieder, wie viele Christen angelockt durch die allzugroße Freiheit im Fühlen und Denken, nachdem sie gierig das Gift abscheulicher Lehren eingesogen, alltäglich mehr und mehr zu ihrem Verderben das große Geschenk des Glaubens verlieren.“

Und darin liegt die wahre Bedeutung des Jubeljahres.

Die Eröffnung der Porta santa in der Peterskirche.

Rom, 24. Dezember 1899.

Leo XIII. ist Dichter, aber er möchte nicht nur schöne Verse dichten, sondern auch der Nachwelt eine dichterisch verklärte Biographie hinterlassen, darum sehnte er mit all seiner erstaunlichen Willens- und Lebenszähigkeit den heutigen Tag herbei, der gewissermaßen den glänzenden „Abgang von der Bühne", die Apotheose seines Lebens darstellen soll. Und wäre er während der heutigen Zeremonien unterlegen, so wäre ihm das als schönster Tod willkommen gewesen. „In den Sielen sterben," nannte das Bismarck.

1825—1900. Diese beiden Jahre vergleicht heute die Kirche, vergleicht heute Leo XIII. Im Jubeljahre 1825 war es, als Gioacchino Pecci zum ersten Male öffentlich auftrat, fünfzehn Jahre war er alt, und Sprecher der Seminaristen, die damals Leo XII. anläßlich des heiligen Jahres ihre Huldigungen darbrachten, und jetzt, fünfundsiebzig Jahre später, ist er der erste Papst, der wiederum die „heilige Thüre" feierlich eröffnet, wie er zugleich unter den zweihundertzweiundsechzig Päpsten der einzige ist, dem es vergönnt war, nicht nur das fünfzigjährige Priester-, und das fünfzigjährige Bischofsjubiläum, sondern dazu auch noch das größte Fest des Papstthums, die Eröffnung des heiligen Jahres als Papst zu feiern. Und das ist derselbe Mann, der als Kardinal Pecci im Jahre 1878 seinen Wählern sagte: „Es ist nicht das Papstthum, sondern der Tod, den man mir geben will. Ich bin zu schwach, mein Pontifikat würde zu kurz sein, und gar zu rasch ein neues Konklave nöthig machen." — Derselbe Mann, den gerade seiner physischen Schwäche wegen viele Kardinäle wählten, damit nach dem langen Pontifikate Pius' IX. nicht wieder ein so langes folge.

1825 und 1900! Welcher Unterschied! Man kann sagen, wie der bekannte Vatikanforscher Abg. de Cesare in der **Nuova Antologia** schreibt, daß 1825 das letzte wirkliche **anno santo**, das heißt ein Bußjahr, war. Von 1300 ab bis 1825 bot ein heiliges Jahr nur Bilder der Reue, der Zerknirschung, der Buße. Alle Theater waren geschlossen, der Betrieb der Wirthschaften beschränkt, die Büßer gingen barfuß von einer Jubiläumskirche zur andern, ja geißelten sich sogar auf dem Wege und krochen auf allen Vieren in den heiligen Tempel zum Hochaltar, während sie mit blutiger Zunge den Fußboden netzten. Noch 1825 gingen die Damen der römischen Aristokratie mit nackten Füßen von St. Peter nach S. Maria Maggiore.

Und noch ein anderer Unterschied! 1825 eilten, wie in den früheren Jubeljahren, gekrönte Häupter schaarenweise nach Rom, diesmal aber kommt kein einziges. Nur ein Sproß des neapolitanischen Königshauses, die Gräfin Trani, erschien bei der heutigen Feier.

Die Zeiten sind andere geworden. Neben dem Papst wohnt auch der König von Italien in Rom. Zwar hat dieser seine Ehre und die seines Landes verpfändet, daß das heilige Jahr durch Nichts gestört werde, und man weiß auch im Vatikan, daß dies der Fall sein wird, trotzdem wird des Princips halber, wenn auch in milderer Form als früher, protestirt, und so gestaltete sich auch heute der „Gefangenschaft des Papstes" zu Liebe, die Eröffnung des heiligen Thors zu keinem Volksfest wie früher. Für die Gläubigen ist diese „Gefangenschaft" ein bequemes Mittel. Entspricht das **anno santo** den Erwartungen nicht, so muß sie als Erklärungsgrund vorhalten. Doch objektive Leute sind anderer Ansicht. Ein **anno santo**, wie das von 1825, ist nicht mehr möglich. Die Eisenbahnen haben den Vatikan für die fremden Gläubigen zu nahe gerückt, und ihn so zum Theil seines Nimbus entkleidet, und dann liebt in unseren modernen, skeptischen Zeiten selbst die Frömmigkeit nicht mehr die pathetisch-demonstrative Bethätigung in der Oeffentlichkeit. Auch das weiß man im Vatikan, und ist so den fremden Pilgern und ihrer mangelnden Begeisterung stark entgegengekommen: anstatt des fünfzehnmaligen Besuches der Ablaßbasiliken, der Vorschrift ist, hat man sich mit einem viermaligen begnügt.

Da wäre es wahrlich nicht nöthig gewesen, daß Unterrichtsminister Baccelli eine Demonstration gegen das Jubeljahr machte, indem er, gestützt auf die Thatsache, daß Dante im Jubeljahr 1300 in Rom weilte, eine Sechsjahrhundertfeier des Dichters der „Göttlichen Komödie" einrichtete, um in Dante den Verfechter der italienischen Einheit zu preisen. Das war um so unnöthiger, als die ganze Feier darin besteht, daß die besten Gymnasialschüler-Aufsätze und die besten Gymnasiallehrer-Bücher über Dante mit Medaillen und Geldpreisen belobiget werden sollen. Diese billige Demonstration erinnert an die theuerere der Klerikalen, die, weil das Jahr 1900 dem Erlöser geweiht ist, auf zwanzig Bergspitzen Italiens, auch auf dem Vesuv, Kolossalstatuen Jesu Christi aufführen lassen! Die Dantefeier schadet nicht dem Vatikan, die Kolossalstatuen helfen aber ebensowenig der Frömmigkeit auf.

Die heutige Feier wurde am 19. Dezember durch den Maggiordomo des Papstes Monsignore della Volpe in feierlicher Zeremonie vorbereitet. Von der Schweizergarde eskortirt, begab er sich um halb fünf vom Vatikan in die Peterskirche, und von der Sakramentskapelle mit großem Gefolge zur Porta santa, deren Innenseite demolirt wurde. Einzeln nahm man die Ziegel fort, die alle gestempelt waren, theils mit der Chiffre der Ziegelbrenner des Vatikans, theils mit dem Wappen der Mitglieder der Reverendissima Fabbrica (Kirchenvorstand) di S. Pietro im Jahre des Heils 1825. Nach einer Stunde Arbeit fand man in einem schrankartigen Gefache eine Kiste aus Marmor und viele Münzen. Die Marmorkiste wurde nach der Sakristei gebracht und untersucht und darüber ein Protokoll aufgenommen. Der Deckel trug die Aufschrift: „Leo XII. P. M. An. 1825 Pont. Sui An. III." Im Innern fand man zunächst eine kupferne Kassette mit schweren Bleisiegeln, die das Wappen des damaligen Maggiordomo Mons. Marazzani zeigten. Diese Kassette enthielt sechsundfünfzig Medaillen aus Kupfer mit dem Bildniß Leo's XII., vierzig silberne und zwölf goldene. Dann fand man noch eine Kassette aus Blei, die in einem seidenen Beutelchen Rosenkränze und Dokumente enthielt, die sich auf den Herzog von La Rochefaucauld und dessen Vertreter, einen Monsieur Millot beziehen. Um halb sieben Uhr war die historische Zeremonie beendet. Die folgenden Tage

räumten die sampietrini, die Werkleute von St. Peter, das innere Thürfeld ganz aus, so daß nur die äußere Schicht blieb, die dann am Rahmenband durchgesägt und durch Querschnitte derart zubereitet wurde, daß sie im Augenblicke, da der Papst sie mit goldnem Hammer berührte, durch einen sinnreichen Mechanismus nach Innen zu Fall gebracht werden könnte.

„Der Papst hat Glück", sagten heute Morgen die Römer; denn nachdem mehrere Tage lang ein häßliches Winterwetter gewüthet, und es in der Nacht stark geregnet hatte, blaute heute ein milder Sonnenhimmel über der Ewigen Stadt. Schon um zehn Uhr war der zum Saal gewandelte Portikus von St. Peter vollständig gefüllt, die Tribünen zeigten das Bild der großen Festtage. Neben den von Gold und Silber glitzernden Uniformen der Diplomaten sah man die phantastischen Trachten des souveränen Maltheserordens, deren prächtige Buntheit noch durch das tiefe Schwarz in Kleid und Mantille der Damen gehoben wurde, die die Nachbartribünen und den Fonds links von der heiligen Thüre innehatten. Etwa tausend Personen mochten es sein. Links hinter den Bevorzugten stauten sich die schwarzbefrackten „Standes"personen hinauf bis zur Empore der Posaunenbläser. Nach mehreren falschen Alarmen setzten die Fanfaren gegen halb zwölf Uhr ein, und vom Vatikan, von der Scala regia her, nahte der schon so oft beschriebene Zug, der namentlich nichtkatholische Zuschauer stets in Entzücken versetzt. Voran die Schweizer, deren roth-gelbes Wamms und weiße Helmbüsche sich so grell abheben von der Hecke der französisch uniformirten Palastgardisten, dann die Pseudokardinälen gleichenden camerieri segreti, die Generäle der verschiedenen Mönchsorden, hierauf eine lange Prozession von Kardinälen in höchster Gala, in Pluviale und hoher Mitra. Perosi dirigirt, und die sixtinischen Sänger intoniren die Papstmotette. Weihrauch flammt auf. Die stille, aber in aller Augen leuchtende Begeisterung mehrt sich. Der See der schwarzen Mantillen wogt und wallt, aber gedämpfte und doch energische Zurufe der befrackten „Standes"herren zwingen die weibliche Neugier zum Niedersitzen. Ein leiser Schrei der Bewunderung! Der hoch wandelnde Tragthron erscheint, und das wachsbleiche Antlitz des neunzigjährigen Leo, das unter der hohen Tiara noch kleiner als sonst erscheint, schwebt langsam über den Köpfen der Versammlung heran. Diese hält den Athem an, nur ein Interesse hat

sie, zu erkunden, ob der greise Papst wirklich so todtkrank sei, wie die Zeitungen sagten, oder nicht. „Oh wie müde er ist!", sagt neben mir ein Priester. „Es geht ihm schlechter nach dem letzten Konsistorium vom 14. Dezember!" haucht eine deutsche Dame gegenüber. In der That, der alte Beherrscher aller Katholiken ist müde, ist fast ein Schatten, aber in seinen Augen lächelt der berechtigte Freudenstolz darüber, daß er diesen Tag noch erlebte. Ja von Zeit zu Zeit strahlt sein ganzes Gesicht, aber nur für einen Augenblick. Der Thron hält, die „Keulenträger" in ihrem kleidsamen schwarzen Cinquecento-Wamms tragen den Baldachin fort. Thron und Papst werden von den in rothem Damast prangenden „Sediarii" auf die Erde niedergelassen, der Papst schreitet zitternd die Stufen zum weißseidenen Thron unter dem Purpurbaldachin links neben der **Porta santa**, setzt sich zitternd, reckt sich gewaltsam auf, sinkt müde in die Kissen zurück, und gleich darauf, während links und rechts von ihm die großen Wedel aus Straußenfedern aufgestellt werden, und rechts von ihm Kardinal Macchi und Principe Markantonio Colonna als „assistente al soglio", und links von ihm Kardinal Vanutelli als Großpoenitentiar tritt — gleich darauf erhebt er sich in gebeugter Haltung und intonirt mit verhältnißmäßig starker Stimme das „Veni Creator", in das die Kardinäle und die Sänger einfallen.

Aber man sieht es dem Papst an, wie er aller Energie bedarf für die kurze Anstrengung — denn es ist Eilzugprogramm vom Arzt vorgeschrieben — gewaltsam hebt er oft den Kopf nach hinten, um straffer zu erscheinen. Nach wenigen Minuten verläßt er den Thron wieder und wankt gebeugt zur heiligen Thüre. Da ich durch glückliche Hilfe hoher Herren einen guten Platz erobert, stehe ich ganz in der Nähe und — staune ob der Thüre. Das ist ja eine ganz andere, als die ich vorgestern noch sah! Diese war weißgrau und trug ein langes Kreuz, die heutige ist schwarz-weiß marmorirt und hat ein kurzes Kreuz. Das Räthsel löst sich als der Papst neun Hammerschläge gethan hat. Ein Beamter zieht an einer gelben Klingelschnur, die den Arbeitern hinter der Thür das Zeichen gibt, und plötzlich sinkt die Thür ohne Geräusch nach Innen. An den Thürrändern aber kleben noch Papierfetzen, fast sollte man glauben, die heilige Thür sei, um das Eilzugtempo der Zeremonie festzuhalten, durch eine Tapetenthüre ersetzt worden. Andere scheinen die

gleiche Empfindung zu haben; denn auf Vieler Antlitz sieht, aus Vieler Munde hört man den Ausdruck der Enttäuschung. Si capisce; denn in den Abruzzen glauben ja die Bauern, die massive Thüre würde durch die Hammerschläge des Papstes wunderbarerweise zerstört!

Das Ganze hat vom Augenblicke an, da der Papst den Thron betrat, keine zwölf Minuten gedauert. Nun geht dieser zum Thron zurück und intonirt das „Jubilate"; die sixtinischen Sänger antworten wieder. Obgleich die Aerzte darauf bestanden hatten, daß Leo XIII. auch diesen Theil der Zeremonie abkürze, folgte er ihnen nicht, sondern machte die vorgeschriebene Dreizahl von Gebeten und Responsorien durch. Nach zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten erhob er sich wieder, nahm in die linke Hand eine Kerze und schritt zur Thüre, deren Schwelle von den Penitenzieri gewaschen wurde, und trat dann allein in die leere — das ist Vorschrift, die aber in diesem Falle nicht befolgt wurde, wie wir weiter unten sehen werden — Basilika hinein in das rechte Seitenschiff, das durch mit rothem Tuch bekleidete Riesenwände bis zur Kuppel ganz abgesperrt war. Dann verschwand er in einer Art Pavillonverschlag, in welchem er eine Stärkung nahm und sich ausruhte, um Kräfte zu sammeln für den letzten Akt, auf dem er wiederum gegen den Willen der Aerzte bestanden hatte.

Während dieser Ruhepause zogen die Würdenträger des Vatikans in endlosem Zuge durch das heilige Thor: die Kardinäle, der Hofstaat, das Domkapitel von Sankt Peter, die Pfarrer Roms und dann in endlosen Schaaren die Deputationen der römischen Mönchsklöster und Seminarien. Es wollte sich nimmer erschöpfen und leeren. Aber interessant war dieser Zug! Man glaubte oft, wenn man die Trappisten und Kapuziner vorüberwandeln sah, die Bilder der altkölnischen Schule, oder die des Luca Signorelli seien lebendig geworden. Jedes Kloster, jedes Seminar trug sein eigenes Banner. Was für Demuth, Intelligenz, Fanatismus, aber auch manchmal was für Beschränktheit in diesen Charakterköpfen an uns vorüberzog! Einen Band müßte man schreiben, nachdem man vorher etliche Wochen studirt, um allein die Trachten, die in dieser Heerschau vorrückten, zu schildern. Jetzt kann ich begreifen, was eine Inauguration des heiligen Thores vor 1870 gewesen sein muß, als der Festzug nicht in dem zwar riesigen, aber doch geschlossenen Raum

des Vatikans zusammengedrängt war, sondern in hundertfach größerer Ausdehnung im Sonnenlicht und der Freiheit des Petersplatzes vor dem verblüfften prunklüsternen Volke sich abspielte!

Während der Zug endlos, endlos durch das niedrige Thor einzog, öffnete sich auf einmal das berühmte Bronzeportal in der Mitte der Basilika, und ein „Ah!" des Erstaunens entrang sich Aller Munde; denn d a s Schauspiel hatte der größte Theil der Zuschauer noch nicht erlebt. Das hellerleuchtete, prunkvollerhabene Innere der Basilika lag plötzlich vor uns, als ob Jemand einen Vorhang aufgezogen.

Und nun ging's hinein in voller Hast. Unwürdige Szenen sind auch bei frommen Massenversammlungen nicht zu vermeiden. Selbst würdige, beleibt würdige Klosterfrauen entwickeln sich zu rüstigen Turnern, sie steigen, springen über ihre Bänke, schieben, drängen, stoßen sich, nur von dem einen Gedanken beseelt: mit dabei zu sein! Der Raum unter der Kuppel und die beiden Kreuzarme waren schon von Pilgern gefüllt, die man um elf Uhr durch die Sakristei eingelassen hatte, etwa zehntausend Menschen, von denen freilich nur ein Bruchtheil wirkliche Pilger waren, aber man hatte allen Denen, denen es geglückt war, ihre guten Verbindungen auszunutzen, aber nicht zu den „Portikusfähigen" gehörten, einfach ein Billet als „Pilger" ausgestellt. Im rechten Kreuzarm standen die wirklichen Pilger mit ihren Bannern in einer Reihe. Malerisch, wirksam! Aber wie klein ist doch der Mensch! Selbst ein Bannerherr wird von der riesigen Kuppelpracht zum bescheidensten Zwerglein herabgedrückt.

Etwa eine Stunde, nachdem der Papst sich zurückgezogen, trug man ihn im rechten Seitenschiffe hinter der rothen Schirmwand bis zum rechten Querschiff. Dort setzte man ihn wieder auf die sedia gestatoria, und nun ging's zum Altar unter der Kuppel, dem sogenannten Altar der Confessione. Der Papst stieg ab und die Stufen zum Altar hinauf, nahm die Brille vor, las die bekannte Segensformel und segnete dann das Volk mit zitternder Hand. Wie immer, brach darauf die langgehemmte Begeisterung in lauten Rufen aus. Gleich darauf saß Leo XIII. wieder auf dem hohen Tragstuhl, schwebte über den Köpfen, lächelte matt, aber freundich, bis er nach wenigen Schritten wieder hinter der rothen Schirmwand verschwand.

Nun wurde das Signal gegeben, auch das billetlose Volk zuzulassen. Die italienischen Soldaten, die, wie immer, mit bewundernswerther Ruhe und Disziplin die Ordnung auf dem Riesenplatze aufrechterhielten, öffnen eine Bresche in ihren Reihen — und nun strömt — ein herrlicher Anblick — die Fluth des hastenden Volkes in die Kirche, um nichts zu sehen, als was es sonst auch sieht, höchstens konnte es bemerken, daß in der heiligen Thüre die Mauer fehlte.

Für die billetstolzen „Portikusfähigen" begann aber jetzt der Kampf um den Ausgang, man war im Frack, und hatte die Ueberkleider in der Garderobe der scala regia gelassen. Dorthin zu gelangen, war aber nicht so leicht, der Weg jedoch unterhaltsam, weil man schauen konnte, welch' riesige Anstrengungen gemacht worden waren, um jeden kühlen Lufthauch vom Papste fernzuhalten: unendlich große Vorhänge sperrten den Vorraum der scala regia gegen die äußere Luft ab. Nun noch der Kampf an der Garderobe, dann der Kampf durch das Truppenspalier und um den Wagen, und gegen zwei Uhr erst erreicht man freies Fahrwasser.

Dort aber, wo sich die konzentrirte öffentliche Meinung zu versammeln pflegt, im Journalistensaal der Post, im Café Aragno tobt ein lauter Meinungsstreit zwischen Liberalen und Klerikalen um — des Papstes Gesundheit, so daß ein Philosoph wieder skeptische Belege über den Werth der Augenzeugen sammeln kann. Die Klerikalen machen in ihrer Begeisterung den altersstechen Papst zu einem Jüngling im lockigen Haar. Die Liberalen zucken die Achseln. Leider ist kein Eingeweihter des Vatikans zugegen, um uns zu sagen, wie es in Wirklichkeit mit der Gesundheit des greisen Herrn steht, wie viel Vorsicht und Schonung nöthig war, wie viel Druck auf die Aerzte, um dem Papste die Erfüllung seines berechtigen Wunsches möglich zu machen. Aber vielleicht würde der „Eingeweihte" auch schweigen? Ich bin sogar überzeugt, daß er stumm bleiben würde; denn des Schweigens Kunst versteht man im Vatikan.

Eine Heiligsprechung im heiligen Jahre.

Rom, den 24. Mai 1900.

„Wie sind Sie zu beneiden!“ sagte einst ein italienischer König zu den Mönchen von Amalfi, als er von ihrem Kloster aus zum ersten Male den herrlichen Ausblick auf's Meer genoß, „Sie wohnen ja im Paradies!“ Darauf führte ihn der Prior unbemerkt zum zweiten Male an denselben Aussichtspunkt und Se. Majestät bemerkten obenhin, „das habe ich ja schon gesehen!“ Als aber der Prior seinem königlichen Gast zum dritten Male die herrlichste aller Aussichten zeigte, ward der Monarch ziemlich ungnädig. An diese Anekdote mußte ich in der letzten Zeit oft denken, da der greise Papst täglich zur Peterskirche hinabstieg, um sich von Tausenden und Abertausenden Pilgern „anhochen“ zu lassen und sie zu segnen. Die meisten Pilger genießen das erhebende Schauspiel ja nur einmal und nehmen in ihrem gläubigen Herzen ein Stück Himmel mit in die Heimath; wer aber berufsmäßig diese Pilgerempfänge mehrere Mal mitmacht, oder gar amtlich gezwungen ist, bei allen mitzuwirken, wird den Vorgang auf die Dauer monoton finden und ob der Begeisterung der Pilgerschaaren zu skeptischen Gedanken gelangen.

Ganz anders Leo XIII. Ihm ist der Zuruf der frommen Massen eine Lebensstärkung, sodaß die Aerzte mit Besorgniß auf die folgenden drei Monate blicken, wo alle Pilgerempfänge sistirt werden. Der Papst ist so huldigungshungrig, so emotionssüchtig geworden, daß die Zeit der Ruhe ihm schaden könnte. Um ihn gewissermaßen schadlos zu halten, beschloß man im Vatikan, die heutige Feier einer doppelten Heiligsprechung zum festlichen Abschluß der ersten Periode des heiligen Jahres, ja zur Apotheose desselben zu gestalten.

Auf Heiligsprechungen paßt das „toujours perdrix“ nicht; denn es sind seltene Feste, die sich seit dem Jahre 993, da Ulrich, der Bischof von Augsburg, kanonisirt wurde, und hundertundvierundneunzig Mal erneuten. „Aber wie ist das möglich!“ könnte Jemand einwerfen. „Nur Hundertvierundneunzig Heilige soll es geben? Der Kalender verzeichnet doch an einem Tage oft mehrere!“ Das ist richtig aber um heilig zu werden, genügte früher der bloße Märtyrertod, und zudem wurden bei den einzelnen Heiligsprechungen oft mehr denn ein „Seliger“ zum höchsten Range befördert.

Die Seltenheit der Heiligsprechungen erhöht ihre Anziehungskraft, und darum sucht die Kirche auch zu verhindern, daß Kanonisationen alltäglich werden und sorgt dafür, die vorbereitenden Prozeßverhandlungen immer mehr zu erschweren und die Kosten zu steigern. Nur ganz reiche Ordensgesellschaften in reichen Ländern können sich daher den Luxus erlauben. Frankreich ist solch' ein reiches Land. 1897 ließ es den seligen Fourier, heute den seligen de la Salle heiligsprechen, außerdem betreibt es schon seit Jahren die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans, und nicht genug damit, setzte es durch, daß Sonntag am 27. Mai siebenundsiebzig französische Missionare, die den Opfertod starben, selig gesprochen werden.

Der Andrang zum heutigen Feste war enorm. Ueber dreihunderttausend Billete waren verlangt worden. Natürlich! Seit 1846 hat sich ja auch das Fest einer Heiligsprechung erst fünf Mal wiederholt, da Pius IX. nur zweimal, und Leo XIII. nur 1882, 1888 und 1897 das größte aller Vatikanfeste feierte. Dazu kam bei einem großen Theil des Publikums der Gedanke, der auch dem Feste der Eröffnung des Jubeljahrs so zu statten kam: „Du mußt hingehen. Wer weiß, ob du den alten Papst noch einmal zu sehen bekommst?“ Aber von den Dreihunderttausend, die Einlaß begehrten, wurden mehr als Zweihundertsiebzigtausend enttäuscht; denn zu einer Heiligsprechung ladet nicht der Vatikan ein, sondern die Festgeber, das heißt die „Postulanten“, die aus eigener Tasche den Prozeß und die Festkosten der Heiligsprechung bezahlten. So kam es, daß den französischen Pilgern der Löwenantheil an den Plätzen zu Gute kam, und die augenblicklich hier weilenden deutschen Romfahrer stiefmütterlich behandelt wurden . . . . .

Doch es wird Zeit, daß ich den Leser mit den Heiligen des Tages bekannt mache. Es sind Rita von Cascia und Jean Baptiste de la Salle von Rouen. Die fromme Rita wurde 1381 in der Nähe des umbrischen Städtchens Cascia geboren und zeigte früh einen stark asketischen Sinn, der sie zum Klosterleben trieb. Aber ihr Vater zwang sie zur Ehe, in der sie zwei Kinder gebar. Diese verlor sie durch Krankheit und bald darauf ihren Gatten durch einen tötlichen Unfall. Also frei geworden, ging sie mit zweiunddreißig Jahren in ein Kloster der Augustinerinnen. Bald genoß sie den Ruf einer Heiligen; denn sie hatte viele ekstatische Zustände und Visionen. Ein halbes Jahrtausend nach ihrem Tode beantragte der Augustinerorden ihre Heiligsprechung. In dem langwierigen Prozesse wurde dem Antrag stattgegeben, weil sich drei Wunder authentisch feststellen ließen, u. A. die Thatsache, daß der Nonne Rita eines Tages im Gebet ein Dorn aus Christi Dornenkrone in die Stirn flog, und daß noch heutzutage die irdischen Reste der Heiligen einen unerklärlich süßen Duft verbreiten. Jean Baptiste de la Salle, geboren 1651 in Reims, ist ein Apostel des kirchlichen Unterrichts. Er lebte im Volke und für das Volk, obgleich er selbst altadeliger Familie entstammte, und gründete den Orden der „Brüder der christlichen Schulen", der den Zweck hat, jungen Nachwuchs für das Priesterheer heranzuziehen. In Rouen ist ihm schon längst ein Denkmal errichtet; das kirchliche Denkmal der Sanktifikation konnte ihm erst zutheil werden, als auch von ihm mehrere Wunder — auffallende Heilungen — nachgewiesen wurden.

Um acht Uhr Morgens sollte heute die Feier beginnen, Stehplatz-Inhaber mußten also schon um fünf Uhr an den Pforten der Peterskirche bereitstehen; die glücklichen Tribünenbesitzer durften aber auch nicht gar zu lange säumen, wenn sie nicht in arges Gedränge kommen sollten. Der Morgen war schön, schöner, als sonst selbst römische Maitage zu sein pflegten. Die Kutscher machten bei zehnfachen Preisen gute Geschäfte. Um halb sieben Uhr schon war der Petersplatz von einer Riesenmenge belagert, die den viergliedrigen Truppenkordon, den die Italiener gestellt, vergeblich zu durchbrechen suchte. Was mit giltigem Billet durchschlüpft, eilt, hüpft, rennt, hinkt, und humpelt zu den glückverheißenden Thoren. Wer hat bei dieser Jagd Zeit, das Kolossalgemälde von Nobili zu betrachten, das über dem Hauptportal der Peterskirche hängt, und die

Himmelfahrt der beiden neuen Heiligen darstellt? An dem Gitterthor der Sakristei staut sich die Menge der Tribünengäste. Neues Stoßen, Drängen, Puffen, gar unheilig anzuschauen; denn die Kontrolle ist streng, und die Zahl der gefälschten Billete groß.

Endlich! Gegen sieben sitze ich am Ende des Hauptschiffs am ersten Kuppelpfeiler links, umflossen von künstlichem goldenem Dämmerschein. Zuerst gewahrt man nichts als flammende Kerzen, als sollte eine Lichtmeß, eine festa candelorum, gefeiert werden. Diese Massenentfaltung von Kerzenpracht scheint uns ganz natürlich, bis wir uns die riesigen Verhältnisse des größten Tempels der Christenheit klarmachen und die höchste aller Thurmleitern über uns und auf ihr zwei Männlein gewahren, die eben die letzten und höchsten Kerzen unter dem Gewölbe anzünden. Alle Conturen und Linien des künstlich verdunkelten Riesenbaues sind durch flammende Kerzen bezeichnet, die Bogen gar durch Kerzenbündel, die in riesigen Glaskronleuchtern stecken, deren nicht weniger als neunhundert aus schwindelnder Höhe herabhängen. Das an und für sich schon milde Kerzenlicht wird noch durch die breiten golddurchwirkten rothen Damastteppiche gedämpft, welche die Wände des Festsaales — denn der Gedanke, daß man in einer Kirche sei, kommt ja nicht auf — bis zum Fries bedecken, ebenso durch die goldigen Reflexe, die das Tonnengewölbe wirft und den gelbbraunen Schein, der von den gelben Fenstervorhängen ausgeht. Im Chor aber schwimmt flüssiges Gold, ein Meer von goldenem Nebel. Zur Erhöhung der Feier hat man nämlich in der Strahlenglorie von Bernini, welche die „cattedra“ des hl. Petrus umgibt, einen Riesenkranz von fünfhundert elektrischen Glühlampen angebracht, deren weißes Licht mit dem Mattgelb der Kerzen kämpft und so den mystischen Goldnebel hervorbringt, der selbst das Goldbrokat des Riesenthrons in der Apsis verdunkeln läßt. Auf theatralische Effekte verstehen sich die Ausstattungskünstler des Vatikans. Aber was soll man dazu sagen, daß das elektrische Licht, das sich den Vatikanpalast schon erobert hat, nun auch den Petersdom erfüllt! Bei der letzten Heiligsprechung war es noch verpönt! Man sieht, auch die Kirche wird modern.

Wir müssen warten, wir können es auch; denn die Pracht des Festschmucks regt zu eignen Gedanken an. Müssen die Festgeber Geld haben! Hunderttausende Lire kosten ja allein die Kerzen, da etwa fünfundzwanzigtausend heute verbraucht werden, die Kosten

für den Aufbau allen Schmuckes belaufen sich aber auf zweihundertundvierzigtausend Lire!

Nun können wir auch den Bilderschmuck der Kirche mustern. Im Centrum der oben genannten Strahlenglorie erblicken wir ein Gemälde von Nobili, die heilige Dreifaltigkeit darstellend, in den zehn Bogenöffnungen des Mittelschiffs aber hängen zehn Riesengemälde in Form von alten Kreuzfahnen, wohl fünfzehn bis zwanzig Meter hoch, gemalt von Soldaticz, Brungo, Cisterna, Monti und Galimberti, sie haben die Wunder der neuen Heiligen zum Vorwurf, oder behandeln allegorisch die christlichen Tugenden der Geduld, Mäßigkeit und Charitas. Der Schmuck der Riesenhalle wird noch vervollständigt durch die rothsammtnen Tribünen, welche die Kuppelpfeiler und die Wände des Chors säumen, sowie durch die goldstrotzenden Pontifikalgewänder, mit denen man die eherne Statue des heiligen Petrus bekleidet hat. Im Bronzemantel nimmt er sich freilich vornehmer aus.

Es wird acht Uhr. Die Palastgardisten in ihrer altfranzösischen Uniform haben schon mit dem Pflichteifer, der die Eigenthümlichkeit jeder Bürgerwehr ist, stramm Spalier gebildet und schielen verstohlen nach den aktiven Soldaten des Papstes, den Schweizern und Gensdarmen, die hie und da Posten stehen. Plötzlich läßt sich ein Gemurmel vernehmen, als nahten betende Schaaren. Da kommt Leben in die schwarzen Spitzenmantillen, die uns wie ein See umgeben. Ihre Trägerinnen springen im Drang der Neugier auf die Bänke, zum Aerger der armen in Hürdenschranken eingepferchten Stehplatz-Pilger. Die Prozession naht. Zuerst ein Piquet Schweizer Hellebardiere. Dann ein großes schmuckloses Holzkreuz, dem die Abordnungen der Bettelorden folgen: die frati della Penitenza, Kapuziner, Augustiner, Karmeliter, Franziskaner u. s. w. Dann die Predigermönche: Dominikaner, Benediktiner von Monte Cassino, Cistercienser, Camaldulenser. Ihnen folgen Domherren.

Jeder Gruppe wird ein Kreuz oder eine Fahne vorangetragen, und jeder Theilnehmer der Prozession trägt eine Kerze, als Geschenk der Festgeber. Betend, singend und psalmodirend zieht die Prozession vorbei, endlos, endlos. Und der Gesang wirkt bald eintönig, einschläfernd, und ist so schleppend, daß ein an schnelles Tempo gewohnter Dirigent nervös werden könnte.

Pause! Den Hürdenpilgern, den Zehntausenden, die das Mittelschiff füllen, wird es allmählich heiß, man sieht, wie Arme und Hände, gleichsam nach Kühlung ringend, sich aus dem wogenden Meere erheben, wie Taschentücher und Hüte als Fächer benützt werden. Und das wartensmüde Pilgervolk brummt und murrt, aber nur ein unbestimmtes Brausen tönt zu uns herüber. Die Weltgeistlichkeit zieht jetzt durch den Spalierweg in der Mitte, und hinter der Szene, also vom Portikus her, dringt der Gesang eines Chors heraus. Die Domherren der römischen Basiliken schieben ihre oft recht stattliche Leiblichkeit an uns vorüber und beleuchten ihr oft recht joviales Antlitz mit der Kerze, die sie tragen. Doch was ist das? Haben Sie schon in der nordischen von Kanälen durchschnittenen Ebene ein großes Segel über ein wogendes Aehrenmeer dahinziehen sehen? So schwimmen jetzt über dem wogenden Feld von Köpfen zwei riesige rothbraune Segel daher, die sich bei näherem Zusehen als Standarten zu erkennen geben. Es sind die Prozessionsstandarten der neuen Heiligen. Zwei muskulöse Kleriker tragen je eines an Doppelstangen, die Schnüre aber, die halbkilometerlangen und armdicken, werden von den Familienmitgliedern der Heiligen gehalten, bei dem Banner der heiligen Rita von deren Ordensgenossinnen, bei dem des heiligen de la Salle von den wirklichen Angehörigen des Hauses, die zu den Kosten der Feier beigetragen haben, und dafür der Ehre einer eigenen Festtribüne gewürdigt werden.

Neue Pause. Alles stockt und wartet. Wo seine Heiligkeit nur bleibt? Eine Stunde schon währt der Festzug! Aber der Pontifex ist noch in der Cappella Sistina zurückgehalten, wo er die einleitenden Zeremonien der Feier vornimmt. Aus weiter, aus sagenhaft weiter Ferne flüstern uns jetzt Engelsstimmen märchenhafte Töne zu. Die sixtinische Kapelle ist's welche, die scala regia hinabsteigend, sich dem Portikus nähert.

Neue Pause. Plötzlich klirrt's und klingt's, und es gleißt und glitzert dazu. Die Adelsgarde marschirt auf. Wiederum läßt sich die Neugier nicht zügeln, ein neues wildes Klettern auf die Bänke hebt an, und Rufe: „Sitzenbleiben!“ „Herunter!“ „Niedersteigen!“ werden aus der Mitte der Stehpilger laut, welche die Schranken zu durchbrechen drohen. Die Schweizer und Gensdarmen, sowie die Vorstandsherren des Petersvereins stellen die Ordnung her, während schnell herbeigerufene Arbeiter mit werktäglichem Hammerspiel die berstenden

den Schranken ausbessern. Stille. Die Stille der Ueberraschung. Die „Cappella Pontifica", der Hofstaat des Papstes, kommt. In einer Minute ist die Prozessionsstraße vom Portikus bis zur Kuppel mit Bischöfen gefüllt. Fernerstehende sehen nur die weißseidenen Mitren. Seltsamer Anblick, als wären wir Zwerge und erblickten die paradirenden Servietten einer Riesenfesttafel vom Boden eines Festsaals aus. Diese Menge von Bischöfen! Ueber dreihundert; wahrlich eine Heerschau über Generäle. Und kluge Generäle zählt die Kirche, manches Gesicht prägt sich durch seine durchgeistigten Formen dem Betrachter ein. Unter den Mitren sieht man auch ab und zu orientalische Rundhauben und goldne Popenmützen, Griechen und Armenier sind's, auch bärtige Bischöfe und Aebte schaut man.

Halb zehn. Aus silbernen Trompeten schallt hoch über dem Portal eine festliche, aber mehr leichte als pathetisch-feierliche Fanfare, lieblich sich einschmeichelnd. Gleichzeitig erhebt sich das Brausen der Menge zum Sturm, der aber sogleich durch tausendfaches „Pst" besänftigt wird; denn auf den Billeten steht ausdrücklich, daß lärmende Zurufe beim Erscheinen des Papstes verboten sind. Da schwenkt auch schon der goldene Baldachin des Papstes durch das Hauptportal. Wohl zehn Minuten dauert es, bis der hohe Tragstuhl bis zu uns kommt. Auch den Unbetheiligten ergreift es, wenn er sieht, wie der müde, doch im Blick lebhafte Greis, in strotzendem Goldkleide hoch über den Köpfen der gläubig, aber auch schaulustig und neugierig starrenden Pilger einhergleitet, getragen von den rothdamastenen Kraftschultern stämmiger gestiarii. Wie der Papst aussieht? Wie immer. Je öfter man ihn sieht, desto weniger wird man klug aus ihm. Die Intimen des Vatikan's wissen stets so viel von den Leiden zu erzählen, mit denen der Neunzigjährige die Aufregung der Feste nachher büßt, aber während der Huldigungsprozession stärkt ihn, wie schon bemerkt, die Freude, und „er macht gute Figur".

Was folgt, bleibt dem Gros der Festtheilnehmer verborgen, es hat nur den Trost, in fürchterlicher, heißer Enge schwitzend des Augenblicks zu harren, da der Stellvertreter Gottes wieder aus der Kirche hinausgetragen wird, und bis dahin können, falls das Verfahren nicht abgekürzt wird, immerhin vier bis fünf Stunden vergehen. Aber weitgereiste Begeisterung kennt nicht Beschwer noch Ungeduld. Anders ist es bei den bevorzugteren römischen Tribünen-

gästen, sie können zwar mit dem Glase die Vorgänge auf der Apsisbühne verfolgen, aber sie ermatten leicht, lehnen sich zurück und, halb und halb eindämmernd, kosten sie das Wohlgefühl, das von Goldnebelduft, Menschengebrause und Sängerstimmen-Melodik hervorgerufen wird.

Vor dem Throne beginnt die Heiligsprechung mit der Huldigung der Kirchenfürsten. Die Kardinäle küssen dem Papste die Hand, die Bischöfe die Stola auf dem Knie, die Aebte den Fuß. Dann nehmen alle Prälaten Platz auf den teppichgeschmückten Bänken, die sich rechts und links an den Längsseiten des Chors vor den Tribünen der Patrizier und der Diplomaten hinziehen. Nun erhebt sich der Kardinal-Prokurator der Heiligsprechung, je einer für jeden Heiligen, und, gefolgt von Notaren und Sekretären des Breve, bittet er den Papst um die feierliche Anerkennung der Heiligen. Diese Bitte wird dreimal nach feststehendem Ritus vollzogen, das erste Mal „instanter", dann „instantius" und zuletzt „instantissime". Zwischen jeder Bitte wird ein Gesang eingeschoben, das erste Mal die Litanei von allen Heiligen, darauf das „Veni Creator Spiritus." Das Letztere wirkte besonders beweglich, da die Stimmen der Priester, der Sixtiner und der Gemeinde einander ablösten. Nach der dritten Bitte kniete Leo XIII. auf einen Betstuhl und gab nach einiger Zeit den Notaren die Erlaubniß, die Urkunde der Heiligsprechung auszufertigen. Er trat zum Thron zurück, setzte die Mitra auf und intonirte das „Tedeum".

Ein wirkungsvoller Moment! Denn von dem höchsten Umgang der Kuppel schmettern Fanfarenbläser herunter, zugleich grüßen vierhundert Kinder mit ihren zarten Stimmen zum Chor und mischen ihre Lieder in die Motetten der Sixtiner, während die Glocken der Peterskirche mit ihren Brummtönen einfallen.

Elf Uhr. Die Messe beginnt, aber nur langsam schreitet sie fort; denn die Anrufung der neuen Heiligen verlängert die Einleitung. Wäre nicht die Musik, so schliefen viele Theilnehmer ein, da sie das Pantomimenspiel im nebelfernen Chor nicht verfolgen können. Doch auch die Musik schützt nicht Alle vor dem Einnicken in diesem allmählich schwül gewordenen Milieu. Aber Strafe muß sein. Mancher wird durch ein Stück Kerze, das mahnend aus gewaltiger Höhe sein Haupt trifft, aus dem Schlaf zur Pflicht zurückgeführt. Eine Stunde vergeht, ehe das große Publikum wieder ein Schauspiel

findet. Die „Opferung“ beginnt und damit der Umzug der nur bei Kanonisationen üblichen Opferspenden. Eine Eskorte von roth- und blautalarigen „mazzieri“ (Stab- oder Keulenträger) und Bischöfen bringt die Spenden zum Thron und, nachdem sie vom Papste gesegnet worden, zum Altar. Diesen Gaben wohnt ein tiefer, mystischer Sinn bei, den nachfühlend zu verstehen, freilich manchem Kinde der Neuzeit schwer fallen dürfte. Zuerst werden fünf Kerzen geopfert, die mit artigen Bildern und Wappen verziert sind; zwei von diesen wiegen sechszig römische Pfund, die übrigen zwölf. Die brennende Kerze ist aber ein Symbol Christi, insofern das Wachs, das von den Bienen aus den reinsten Stoffen zusammengetragen wird, dessen Fleische, der Docht seiner Seele entspricht, und die Flamme die Gottheit darstellt. Den Kerzen folgen zwei Brode, von denen eines in goldener, eines in silberner Schaale dargebracht wird: das Brod aber symbolisirt das Wort Gottes. In einem güldnen Fäßlein wird drauf Wein, und in einem silbernen Wasser geopfert; denn der Wein bedeutet die heiligmachende Gnade, das Wasser aber die Versuchungen, welche die Heiligen stets gemieden. Als weitere Opfergeschenke kommen drei Käfige. Im ersten sitzt ein Paar Turteltauben, die Symbole der Treue, der Predigt, der Reinheit, der Trauer und der Liebe zur Einsamkeit; im zweiten befindet sich ein Paar Tauben, die bekannten Vorbilder der Liebe, Eintracht und Barmherzigkeit. Nach anderen Mystikern bedeuten Tauben auch die Weisheit, weil sie so leicht dem Sperber entgehen, wie der Heilige den Nachstellungen des Teufels entflieht u. s. w. Der letzte Käfig beherbergt ununterschiedliches Singvögelvolk, das daran erinnert, daß die Heiligen mehr im Himmel als auf Erden weilen, ebenso wie die Singvögel nur zur Erde niedersteigen, wenn der Hunger sie treibt . . . . .

Während der Opferung sangen die Sixtiner zusammen mit einer an jugendlichen Stimmen reichen „Cappella“, die auf dem Chor postirt war, einen weichen Halleluja-Wechselgesang. Die Messe geht mittlerweile fort. Das große Publikum würde sich langweilen, wenn nicht ab und zu kleine Piquets Schweizer auf und ab marschirten, oder einige „Ritter vom Mantel und Schwert“ sich geschäftig im Mittelgang herumbewegten — um ihre altspanische Uniform zu zeigen. Ich kann mir nicht helfen, wenn mir so ein armer „Ritter“ den Rücken dreht, und ich seine Halskrause sehe, macht er

mir den Eindruck eines beschäftigungslosen Kondors aus den Cordilleren. Plötzlich ertönt ein lautes Kommando. Zehn Riesenkerzen stellen sich vor dem Kuppelaltar auf, die Adelsgardisten, die Schweizer, la guardia Palatina, präsentiren Degen, Speer und Flinte. Die Wandlung ist gekommen. Von oben ertönen wieder die süßen, schmiegsamen Weisen der Fanfaren. Als sie geendet, löst sie das liebliche „Benedictus" der Cappella Sixtina ab. Diese Nummer des Programms war für jeden musikalisch Empfindenden geradezu packend.

Der letzte Theil wickelte sich schnell ab, jedenfalls war mit Rücksicht auf den Papst Eile geboten. Das Hochamt war zu Ende, ehe man sich's versah. Der Papst, der eigentlich die Messe selbst hätte lesen müssen, sich aber durch einen Kardinal vertreten ließ, spendete den Segen — und wenige Augenblicke darauf zeigte das Hochrufen von den Tribünen unter der Kuppel an, daß der greise Pontifex wieder herausgetragen wurde, ohne daß sich, wie das Ritual vorschreibt, nochmals die große Prozession gebildet hätte, welche die Feier einleitete. Langsam schwankt der Tragstuhl, dieses Mal ohne Baldachin, heran, und nun entladet sich die langgehemmte Ungeduld oder die begeisterte Frömmigkeit, gegen das Verbot, in überlautem Schreien und Jauchzen. Rufe „Es lebe der Papst-König!" mischen sich auch darein, werden aber bald von vorsichtigeren Leuten erstickt.

Als der Papst vorüber ist, steige ich auf eine Bank, um mir das Gewoge von Fäusten, Fächern, Hüten, Damenhändchen und Taschentüchern anzusehen, das die sedia gestatoria umbrandet, und mir kommen gar eigene Gedanken über den Sinnenzauber im Katholizismus und den Reiz von Rom, von Sankt Peter, dem Vatikan — doch da reißt mich der Strom der Festgäste zum engen Kanal der Sakristei. Die begeisterten Frommen sind plötzlich zu heißhungrigen Menschen gewandelt, die nur den Wunsch fühlen, dem Ort, der sie doch Stunden lang gefesselt, so schnell wie möglich zu entfliehen.

Es ist ein Uhr. Auf dem lichtgebadeten Petersplatz kriechen, Ameisenvölkern gleich, die Menschenbündel aus dem Riesenthor. Dann beginnt die Jagd nach Tram, Omnibus, Droschke.

Nach einer Stunde zieht anderes Volk, das billetlose Volk der Ausgeschlossenen in den Petersdom, um sich an dem Abhub des Festes

zu erfreuen und dem Erlöschen der Kerzen beizuwohnen. Am Abend aber, jetzt, da ich schreibe, flammt die Façade des herrlichen Doms, sowie die lange Flucht der Kolonnaden in Fackellicht und Lampenschein.

König Amberto. †

Rom, den 31. Juli 1900.

König Umberto ist todt. Im Banne des Schreckens über die Mordthat in Monza werden selbst die Republikaner und Radikalen, die sonst nicht gerade allzu loyal von dem toten Könige zu sprechen pflegten, hyperloyal und monarchisch, und in ihrer Presse kargen sie nicht mit Lobesartikeln auf Umberto, den Guten. Wer weiß, daß in allen romanischen Ländern das Wort „gut" denselben unangenehmen Nebensinn hat, wie unser „gutmüthig", der wird sich durch die plötzliche Aufwallung der Loyalität nicht irre machen lassen. Für einen Ausländer, der Gast dieses Landes ist, dürfte es freilich eine heikle Aufgabe sein, frisch und frei herauszusagen, was er über diese plötzliche Bekehrung manches Radikalen und über den ermordeten Souverän vielleicht sagen könnte, doch will ich versuchen, objektiv und gerecht an die Figur Umberto's heranzukommen, obgleich ich mir bewußt bin, daß man von dem Leben eines Königs, der so weltfremd war, nicht viel, und dies Wenige noch dazu fast nur von Hörensagen berichten kann.

Will man König Umberto — und, was uns die Hauptsache ist — seine Stellung zum Vatikan verstehen, so genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß es möglich war, acht Tage vor seinem Tode möglich war, daß der radikale Bürgermeister von Mailand ihn ungestraft beleidigte. Als Umberto von Neapel, wo er die Chinatruppen begrüßt hatte, nach Monza fuhr, und in Mailand rastete, war die „moralische Hauptstadt" Italiens nicht zur Begrüßung erschienen, da Bürgermeister Mussi demonstrativ streikte. König Umberto ignorirte diese Kundgebung und ebenfalls sein Ministerpräsident Saracco, der witzelnd bemerkte, Mussi habe nur einen Akt der Unhöflichkeit begangen, und da in Italien kein Ge-

richtshof für Prozesse, die den guten Ton betreffen, bestehe, so müsse man den schlecht erzogenen Menschen laufen lassen.

Wie sollte aber ein König dem Vatikan imponiren, der wie Saracco denkt, und zwar in einem Jahre dachte, da in der Kammer antimonarchische Rufe ausgestoßen, und von der Stadtvertretung Mailand's der Geburtstag des Königs offiziell ignorirt worden war. Der Berichterstatter des „Corriere della Sera", der bei dem Attentat von Monza zugegen war, schreibt, er habe in nächster Nähe des Königs Personen bemerkt, die sich über diesen und seine abwesende Gattin mit faulen Worten lustig machten. Ueber diese Thatsachen helfen jetzt alle Thränen und Seufzer in der Presse nicht hinweg. Umberto war der Gute. Gutmüthige Schwäche imponirt aber auch den Italienern nicht, die bei aller Ostentation für die Freiheit, und bei aller Freiheitsbegeisterung im Grunde doch gerne einem Herrn sich beugen, der ihnen den Schein der Freiheit läßt, aber mit starker Faust Ordnung hält. Prophetisch klingen daher die Worte, die Macola, der Heißsporn unter den konservativen Abgeordneten, am 28. Juli, also am Tage vor der Katastrophe in Monza in der „Gazzetta di Venezia" schrieb, als er erklärte, daß er, angewidert vom Gang der italienischen Politik, von der Leitung seines Blattes zurücktrete. „Ich glaube, daß es nicht der Mühe werth sei, sich weiter zu bemühen, wenn sich „Diejenigen", die am „höchsten" stehen, so wenig um das „morgen" kümmern, und wenn auf derselben schiefen Ebene alle diejenigen gleiten, die zugleich mit der Erhaltung der jetzigen Staatseinrichtungen viel wichtigere Interessen zu vertheidigen haben, als ich." Dieses Vor-Urtheil vor dem Attentat ist ehrlicher, als die phrasenhaften Lobesartikel, die jetzt unter dem Eindruck des Schreckens geschrieben werden. Man kann zwar nicht verlangen, daß Zeitungen, die vor wenigen Tagen noch des Kaisers Wilhelm Thatendrang lobprieſen, um die mindere Thatenlust des Opfers von Monza zu geißeln, jetzt gegen den Toten dieselben Vorwürfe erheben sollten; aber die geschichtliche Wahrheit fordert, daß man die Dinge, wie sie wirklich sind, betrachtet. König Umberto hatte gewiß gute Eigenschaften, aber er stand unter dem Banne antiquirter Anschauungen, und seine ganze höfische Umgebung war noch ein Jahrhundert weiter zurück. Im guten Sinne war er ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Das war sein Vorzug und auch sein Fehler; denn er war zu sehr savoyischer Edelmann.

Sein Haus ist berühmt als eines der ältesten Europas, und dieses Alter verleiht dem Hause, wie ich schon an anderer Stelle sagte, ein gewisses Gefühl des Stolzes, das es liebt, sich in sich selbst zu versenken, und in sich selbst Genüge zu empfinden. So kam es, daß der Hof die Dinge der Wirklichkeit, der modernen Wirklichkeit, — so klagten wenigstens immer bekannte Patrioten —, anders ansah, als die wirklichen Menschen, die nicht in Hofkreisen lebten, aber auch vom Hofe ferngehalten wurden. Der König selbst baute in seiner schwärmerischen Verehrung für den Vater, den er für den eigentlichen Stifter der italienischen Einheit hielt, auf die ewige Dankbarkeit des Volkes und glaubte so die Monarchie für ewig gesichert. Darüber wird er wahrscheinlich die Lehre vergessen haben, die im Dichterspruch lautet: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen", und so ließ er den Ministern freie Hand, und seine Umgebung merkte nicht das geheime Sehnen des Volkes, welches eine starke Hand wünschte, um den verrotteten italienischen Parlamentarismus niederzuhalten, der das einzige Hinderniß für eine soziale und wirthschaftliche Reform bot, die wiederum allein das Mißvergnügen bannen konnte, aus dem die Saat des Anarchismus entsprießt. Sonnino hat oft genug in der „Nuova Antologia" die Rolle des Predigers in der Wüste gespielt, seine Worte verhallten, der Hof hörte ihn nicht. Dazu kam, daß der Hof, erschreckt vor der neuen Zeiten Bewegung, von einer blinden Furcht des Umsturzes erfaßt war, und ab und zu als Gegenmittel gegen sie die klerikale Propaganda suchte. Der Vatikan aber, dem nur Stärke imponirt, lachte des schwankenden Bundesgenossen und suchte diesen sich immer mehr geneigt zu machen. Er brauchte ja blos, wenn die klerikalisirenden Hofleute einmal auffässig zu werden drohten, mit dem Popanz der Republik zu kommen, und man that ihm seinen Willen. Wer fleißig Zeitungen liest, dem wird es ja nicht entgangen sein, daß von Zeit zu Zeit Nachrichten auftauchten, wie z. B. die, daß General Ricciotti Garibaldi vatikanisch werden wolle, da Italiens Einheit auch in der Republik unter des Papstes Patronat gesichert sei. Das waren Schreckschüsse, die man am Hofe wohl verstand. So erklärt sich der Mangel an konsequenter Thatenlust in den letzten Jahren der Epoche Umberto.

Alles das war im Auslande weniger bekannt, wie ja auch Umberto wenig gekannt war; denn er war ja mehr Privatmann

auf dem Throne als ein König, ein Mann, abhold jedem Pompe, Feind aller feierlichen Phrasen, die Oeffentlichkeit scheuend. Ein eigenthümlicher Charakter, den zu schildern schwer ist. Vielleicht gelingt's uns, wenn wir das tägliche Leben des Ermordeten etwas näher betrachten.

Jeden Morgen, auch im Winter, erhob sich König Umberto um sieben Uhr, mochten die Repräsentationspflichten ihn auch noch so spät in Anspruch genommen haben. Er nahm ein Bad, machte Toilette und begab sich dann in den Stall, den er mit einer Meisterschaft und Strenge inspizirte, die er im Staatswesen oft vermissen ließ. Nachdem er sich ein Pferd ausgesucht hatte, machte er einen Ritt im Parke, dann stieg er auf seine Terrasse, legte eine bequeme schwarze Jacke an und begoß selbst seine Blumen. Hierauf erst nahm er sein Frühstück, gewöhnlich aus warmem Fleisch bestehend, und las die Zeitungen, nicht viele, diese aber gründlich. Dann kam sein Privatsekretär und es begann die Sichtung der zahllosen Bittbriefe. König Umberto glaubte es seiner Stellung schuldig zu sein, Wohlthätigkeit zu üben, doch hatte er wenig Dank davon, weil das „qui cito dat" in Folge der überaus verzwickten Hofbureaukratie niemals befolgt, und die Gaben auch zu geschäftsmäßig vertheilt wurden. Wenig Dank hatte er auch, als er zu Ostia, um einen Versuch der Bebauung der Campagna zu fördern, eine auf sozialistische Grundsätze gegründete Kolonie romagnolischer Arbeiter mit Riesensummen unterstützte. Merkwürdig ist nur, daß, vielleicht wegen der verfehlten Art seiner Wohlthätigkeit, im In- und Auslande die Klage aufkommen konnte, er sei geizig. So nennt ihn ein französischer Biograph „avare et marchand." Daß die Römer und viele andere Italiener ihn geizig nannten, kann man schon eher verstehen, bei ihnen ist ja noch vielfach die unmoderne Weltanschauung verbreitet, die vielleicht noch aus den Römerzeiten herrührt, daß der Herrscher oder der Fiskus dazu da ist, das Volk zu speisen. Wenn immer König Umberto eine Stadt besuchte, hinterließ er große Summen, aber die Zahl der sich für empfangsberechtigt haltenden „Armen", war stets so groß, daß der Sommer der königlichen Huld nur den Winter des Mißvergnügens schuf, das sich in der Klage ausdrückte: „Was ist das unter so Vielen?" Im Volke übertrieb man auch die Größe seines Einkommens, man nahm es ihm übel, daß er sich seine Zivilliste in Gold auszahlen ließ, also am Aufgeld viel ver-

Die Sparsamkeit Umberto's.

diente. Auch beklagte das Volk es, daß er seine Gelder stets nach der Bank von England schickte, „um sich für alle Fälle zu sichern", wie respektlose Skeptiker sagten. Nun, es ist das Loos gekrönter Häupter, von ihren Unterthanen bekrittelt zu werden. Hätte Umberto, wie schon gesagt, mehr Feste gegeben und gezeigt, daß er auch hierin den Vergleich mit dem Vatikane nicht scheue, so hätte man ihn milder beurtheilt. Was nutzte es dagegen, wenn er mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen die Apanage seines Sohnes selbst bezahlte? Das Volk erfuhr doch nichts davon, oder, wenn es davon erfuhr, so legte es ihm seinen Schritt vielleicht nur als Schwäche aus, als schwächliche Rücksicht auf die Radikalen in der Kammer. Vielleicht war es auch politisch nicht klug, auf ein Recht zu verzichten, zumal die zarte, vielleicht einem vornehmen Motiv entspringende Rücksicht auf die Staatsfinanzen diese im In- und Auslande in schlechtem Lichte erscheinen lassen konnten.

Besonders viel Tadel erfuhr Umberto's „Sparsamkeit" in den Kreisen, die von ihm eine energischere praktische Bekräftigung des Wortes „Ci siamo ci restiamo" (In Rom sind und bleiben wir) erwarteten. Grade in Rom, wo, wie wir gesehen haben, dem Wandrer auf Schritt und Tritt die Marmortafeln entgegenwinken, die der Welt verkünden, welch' große Thaten in Stein und Erz die Päpste geschaffen, grade in Rom hätte der König gleichfalls Bauwerke schaffen, oder vom Staate schaffen lassen müssen, um dem Vatikan, Italien und dem Auslande zu beweisen, daß das Haus Savoyen in der ewigen Stadt nicht zur Miethe wohne. Vor Allem hätten die Savoyer sich in Rom ein eigenes Haus bauen müssen, und für die Errichtung irgend eines Prunkbau's, eines Museums, Theaters, oder irgend eines großen Monuments sorgen müssen. Was aber geschah? In den zweiundzwanzig Jahren von Umberto's Herrschaft wurde noch nicht einmal das Nationaldenkmal seines Vaters fertig. Bei dieser Indifferenz des Königs war es kein Wunder, daß auch die Regierung nichts that. Der einzige Staatsmann, der das richtige Gefühl für Italien's Würde hatte, Crispi, drang vergeblich auf den Bau eines monumentalen Parlamentshauses; statt dessen sitzt die Kammer schon in der dritten provisorischen „Aula". Welche Bauten hat Neu-Italien überhaupt außer dem halbfertigen Nationaldenkmal, dem Justizpalast, dem Policlinico und den rühmenswerthen, wenn auch an einer Stelle verpfuschten Tiberdämmen in Rom ausge-

führt? Das Riesenpalais des Finanz- und Schatzministeriums, das lange Zeit mit seiner plumpen Größe eine blutige Ironie auf die Staatsfinanzen bildete, stellt jetzt noch eine Riesenironie in Stein dar, die die Schwerfälligkeit der zentralisirten Bureaukratie in Italien grausam beleuchtet. Andere Bauten sind das Palais der Banca d'Italia und die Kasernen im Prati di Castello-Quartier. Und das ist Alles. Es ist viel, wenn man die ausgeworfenen Summen mit den früher oft schlimmen Finanzverhältnissen vergleicht, aber wenig, wenn man an die Forderungen der Staatsraison denkt. Freilich urtheilen leidenschaftliche Liberale: „Was war es nöthig zu bauen, wenn wir nach dem Recht der Eroberung Rechtsnachfolger des Papstes und folglich Besitzer aller päpstlichen Paläste wurden?" Sie haben Recht, aber „audiatur et altera pars," und ich habe objektiv auch die Anschauungen der altera pars melden zu müssen geglaubt. Diese „altera pars" fand es auch seltsam, daß Umberto nur nach Rom kam, wenn die Kammer tagte, und er also den Schein erweckte, als fühle er sich in der Nähe des Vatikans nicht wohl und komme nur dann in den ungemüthlichen Quirinal, wenn ihn die Pflicht rufe; um so mehr, als er sich so auch dem Verdacht aussetzte, er sei der demüthige konstitutionelle Herrscher, der der Kammer gehorche. Dadurch, daß Umberto Rom im Sommer sofort verließ, wenn die Kammer ihre Arbeiten schloß, hat er nicht wenig dazu beigetragen, Rom im Sommer zu veröden und die Legende zu kräftigen, daß die ewige Stadt im Sommer ungesund sei. Warum brachte Umberto nicht das kleine Opfer, daß er sich in dem römischen Gebirge ein Lustschloß bauen ließ, und dort einige Wochen im Jahre verweilte?

Umberto nicht populär.

Den Ruf seiner Sparsamkeit verdankte Umberto vielleicht auch dem Umstande, daß er sich auf's kaufmännische Rechnen verstand. Hatte er Morgens die Wohlthätigkeit erledigt, so kam die Buchhaltung an die Reihe; denn er verwaltete seine Güter und sein Vermögen selbst, mancher Rentamman hätte von ihm lernen können. So arbeitete er angestrengt bis zum zweiten Frühstück, das er mit der K ö n i g i n einnahm. Er war kein guter Esser, aber auch kein guter Trinker, meist trank er Wasser und von Zeit zu Zeit ein Glas Champagner. Nach dem Essen begannen die Audienzen, über welche zuweilen bitter geklagt wurde, weil sein H o f s t a a t in der Wahl der Zugelassenen oft unglücklich war. Aber wir sprachen ja schon

von diesem Hofstaat; zusammengesetzt aus Männern, die, im ancien régime befangen, den Hof als eine Welt für sich, oder die Welt schlechthin betrachteten, und die Etikette dieser Welt für das Wissenswertheste des Daseins schätzten. Verdienstvolle Männer fanden schwer den Weg zum Hofe, während oft genug Leute zum König kamen, über deren Unwerth nur eine Stimme herrschte. Mit einem guten Gedächtnis begabt, und über Jeden aber auch gut informirt, der zu ihm kam, hinterließ er meist bei den Zugelassenen einen guten Eindruck. Freilich, wenn er auch kein guter Causeur war, so war er doch ein absonderlicher, er sprach, wie wir ihn schon bei dem früher beschriebenen Hofempfang kennen gelernt haben, heftig abgerissen und begleitete jedes seiner Worte mit einem energischen Ruck seines Hauptes, wobei seine Augen oft recht starr das Gegenüber fixirten.

Von Hause aus stolz als Savoyer, also als Mitglied des ältesten Königshauses Europa's, hielt er sich nicht nur allen anderen Fürsten gleich, sondern hatte auch eine solch' naive hohe Auffassung von seiner eigenen Würde und Hoheit, daß er sich nichts zu vergeben glaubte, wenn er leutselig wurde. So war er auch fest davon überzeugt, daß er populär sei, und fand sich auch vom kühlsten Empfang der der Begeisterung schwer zugänglichen Römer stets befriedigt. Drum freute es ihn auch, wenn er „monarchische" Arbeiter empfangen konnte, mit denen er ganz familiär sprach. „Ich rede lieber mit meinem Könige, als mit meinem Prinzipal," sagte einst ein Arbeiter, der den König mit seinen Familiensorgen behelligt hatte. Derselbe Arbeiter hatte bald darauf wieder Gelegenheit, vor dem Könige zu erscheinen, dieses Mal als Präsident eines politischen, halb sozialistischen Vereins. Er freute sich seines Pompes und seiner Würde, aber der König duckte ihn gleich mit der Frage: „Nun, ist Euer Töchterchen gesund geworden, und hat Euere Großmutter ihre senilen Streiche eingestellt?" Der geschwollene Präsident vergaß ganz seine Würde und erinnerte sich, daß er dem Könige noch für reiche Geldspenden danken müsse. Ein anderer Präsident eines Volksvereins wurde einst von der Höflichkeit des Königs so hingerissen, daß er beim Abschiedsgruß ausrief: „Ich bin Republikaner, aber wenn die Republik bestände, würde ich Ew. Majestät zum Präsidenten wählen." Der König antwortete „Uhm", und während er dem Republikaner auf die Schulter klopfte, fuhr er fort: „Lieber Advokat, wäre es nicht besser, Sie nehmen mich, wie ich bin?" Viele Anekdoten lassen sich

Umberto und die Minister.

übrigens nicht von dem Könige erzählen, er gehörte wegen seiner Einfachheit nicht zu den Souveränen, um die sich eine Legende bildet.

Zweimal die Woche erschienen auch die Minister zur Unterzeichnung der Dekrete, Donnerstags und Sonntags. Er empfing seine „Diener", als solche wurden sie ja lange Zeit von alten Höflingen betrachtet, die aus der zur Sitte gewordenen Höflichkeit, daß die Minister stets am Bahnhof erscheinen, wenn der König abreist oder ankommt, wohl falsche Schlüsse zogen — hinter einem Tische stehend und unterzeichnete, wie man sagte, oft auch Dekrete, über die er nicht genau informirt worden war. Obschon er dabei manchmal sich anscheinend gemüthlich gab, so kam bei den Ministern doch vor lauter Respekt kein Wohlbehagen auf; denn Umberto I. ließ Niemand an sich herankommen. Er war ein Mann, der allein stand und keines anderen Mannes Rath annahm. Nur der verstorbene Senatspräsident Farini hatte sein Ohr, früher auch der Hofminister a. D. Ratazzi. Sein erster Vertrauter aber war der schon früher genannte Oberjägermeister Brambilla, der stets Zutritt zu ihm hatte, aber dieser sprach nur, wenn er aufgefordert wurde, und hätte nie den Muth gefunden, frei herauszusprechen und dem Könige einen politischen Rath zu geben. Vielleicht hatte sich König Umberto nie mit der Konstitution befreundet, obschon er als Ehrenmann sein Wort hielt und nie gegen die beschworene Verfassung vorging, aber er war bei aller „Güte" doch skeptisch. „Sein Lächeln ist freundlich, sein Auge ist streng", sagte einst ein Höfling von ihm. Vielleicht war er auch über alle Thaten seiner Minister zu genau unterrichtet, um nicht Alle mit gleicher Hochachtung zu umfassen. Merkwürdig war auch, daß Umberto, oder das, was man den Hof nannte, eine große Scheu vor jungen Ministern hatte, so daß es sich zur Regel ausgebildet zu haben schien, daß nur Greise Berather der Krone sein dürften, eine gewißlich sehr unmoderne Regel. Besondere Scheu hatte der Hof vor Crispi, und diesem Umstande ist vielleicht viel des politischen Schadens zuzuschreiben, den Italien zu beklagen hat. Wer weiß, was Crispi geleistet hätte, wenn er schon als Fünfziger an die Regierung gekommen, und zehn, wenn nicht mehr Jahre dauernd hätte regieren können! Aber der Hof traute dem viel verleumdeten, weil von Gegnern gefürchteten, Manne nie über den Weg, er fürchtete, er könnte den Ehrgeiz haben, Präsident der Republik Italien zu werden.

Die Ministerempfänge dauerten gewöhnlich von elf bis eins. Nach dem Frühstück beschäftigte sich Umberto gern mit leichter Lektüre, meist las er französische Romane, bequem auf der Chaiselongue ausgestreckt. Er liebte die Behaglichkeit, drum ging er auch ungern in Uniform, auch liebte er das Reisen nicht, konnte er einen Vertreter zu irgend einer Repräsentationspflicht senden, so that er's gerne. In den schmeichelhaften Nekrologen, die jetzt erscheinen, wird auch seine Reise nach dem choleraverseuchten Neapel im Jahre 1884 gerühmt. Gewiß, Umberto war ein muthiger Mann, das hat er auf dem Schlachtfelde bewiesen, auch in Neapel selbst, und es war wohl mehr die Abneigung gegen pomphaftes Reisen, die ihn säumen ließ, nach Neapel zu gehen, bis er endlich den Vorstellungen des Neapler Erzbischofs, Kardinals Sanfelice, nachgab, der ihm sagte, die Reise sei ein gutes Mittel, der Dynastie zu neuer Popularität zu verhelfen. Seine Bequemlichkeit drohte auch oft, die Liebe des Heeres zu ihm zu mindern. Er war ein guter Soldat, aber er zeigte sich zu wenig unter seinen Soldaten. Militarismus im nordischen Sinne gibt es ja in Italien nicht, eher das Gegentheil, so sehr auch gewisse radikale Blätter aus taktischen Gründen über diesen Militarismus klagen. Das Heer hatte oft das Gefühl, als ob der König in der Achtung der Konstitution zu weit ginge und das bürgerliche Element in der Regierung dem militärischen vorziehe, und doch wäre das Heer, das wohl die intakteste Einrichtung Italiens in den Stürmen des Bau- und Bankkrachs war, im Augenblicke der Noth, die beste Stütze der Monarchie gewesen. Man kann über den Afrikakrieg denken, wie man will, aber vielleicht hatte das Heer Recht, als es eine Antwort auf die Schlacht von Adua forderte, um das Prestige Italiens zu schützen, und es bitter empfand, daß sich der König den Wünschen Rudini's fügte, und den unbelästigt nach Adua vorrückenden General Baldissera zurückrief.

König Umberto als Fatalist.

Auch sonst machte sich Umberto's Liebe zur Ruhe oft störend bemerkbar. So liebte er beim Abendessen nicht gerne Fremde, verzichtete also auf eine gute Gelegenheit, mittelbar Einfluß auszuüben. Daß auch die offiziellen Essen meistens steif waren, habe ich schon gesagt, sie wären es aber im höheren Grade gewesen, wenn nicht Königin Margherita die Unterhaltung belebt hätte. Er selbst fand ja kaum etwas, was ihn hätte unterhalten können, er hatte

keine großen Passionen, liebte weder die Musik, noch das Theater, noch die Kunst, obschon er alljährlich seine Pflichteinkäufe in so großer Zahl machte, daß die Bureaux des Hausministeriums noch jetzt Bildermagazinen gleichen. Auch rauchte er nicht, seitdem der Arzt ihn einmal auf einer hartnäckigen Heiserkeit ertappt hatte. Obschon er ein ungehorsamer Patient war, gab er doch in diesem Falle nach, und erst später begann er ab und zu wieder Cigarren zu rauchen. Größere Ausflüge machte Umberto selten, und dann nur nach seinen Jagdgütern bei Ostia, Castel Porziano und Castel Fusano, die zahlreiche Wildschweine hegen. Hier vergnügte er sich an der Massenjagd. Manche Römer haben schon oft beklagt, daß diese Jagdgründe grade bei Ostia liegen, da der Hof mit Rücksicht auf die Ruhe des dort weilenden Jagdwildes bisher noch immer Schwierigkeiten gemacht haben soll, wenn irgend eine Gesellschaft die längst nothwendige elektrische Eisenbahn Rom-Ostia-Tibermündung bauen wollte. Nicht immer freilich galt der Ausflug nach Ostia lediglich der Jagd, oft genug unterbrach Umberto die Freuden des Waidwerks, ging an den Meeresstrand von Castel Fusano und vergnügte sich damit, Sand zu schaufeln, bis er sich müde gemacht hatte. Unangenehm war ihm bei diesen Jagdritten nur der Sicherheitsdienst, deshalb freute er sich immer auf den Herbst, wo er in seinem abgeschlossenen Park von Monza oder in den Alpen von Val d'Aosta jagen konnte. Wenn er in Monza war, liebte er es auch, Nachts allein mit seinem Adjutanten nach Mailand zu fahren, unbekümmert um die Gefahr, die damit verbunden war. Er war eben Fatalist und trotzte der Gefahr. Ja, er schien sogar selbst zu glauben, daß er einmal unter der Hand eines Mörders fallen würde. Darum blieb er ja auch so auffallend ruhig, als im April 1897 Acciarito ihn mit dem Messer überfiel. Er wehrte den Stich ab, und als der Attentäter verhaftet war, sagte er lächelnd, indem er den Befehl zum Weiterfahren gab, zu seinem Adjutanten: „Questi sono gli incerti del mestiere." (Das sind die Zufälle, die das Handwerk mit sich bringt." Der Witz liegt darin, daß „incerti" im Italienischen sowohl „Zufälle", wie „Nebeneinkünfte" bedeutet.)

Aber dieser Fatalismus hat nach der Meinung der Konservativen dem Staate auch viel geschadet. Hören wir nur, wie der schon genannte Abgeordnete Macola, der den Abgott der Radikalen, Cavallotti, im Duell tötete, sich darüber ausspricht:

„Per noi la causa prima della cronica debolezza dei Gabinetti parlamentari sta nel fatalismo del Sovrano, che da anni atrofizza ogni azione energica di Governo; fatalismo che spoglia progressivamente lo Stato di ogni presidio, che avvilisce i corpi armati, impunemente presentati al paese come parassiti, quando formano la sola difesa efficace dell'ordine, della Monarchia e della conservazione soziale, fatalismo che non rassicura quella grande potenza nemica, che è il Vaticano, il quale potrebbe trattare coi forti, ma non può trattare cogli imbelli; fatalismo che scoraggia e disarma le nostre classi superiori, pavide per loro natura e rassegnate; fatalismo infine che compromette l'avvenire economico e il credito del paese, perchè difficoltando una politica decisa, forte e di carattere continuativo, rende il capitale estero e interno timido, pesante, diffidente.)*

Die Königin Margherita.

Ein jeder objektive Mann, welcher Partei er auch angehören mag, kann diesen harten Worten eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, wenn sie auch von einem der leidenschaftlichsten „Reaktionäre" kommen. Uebrigens wäre der Schaden, den Umberto's Fatalismus schuf noch größer gewesen, hätte ihm Königin Margherita nicht zur Seite gestanden. Sie machte Vieles gut, was ihr Gatte versäumte, wie wir in dem Kapitel über das Hofleben im Quirinal schon sahen. Man braucht deshalb nicht gleich ein Fürstendiener zu sein, wenn man Einiges zum Lobe der viel geprüften Königin sagt. Jedenfalls war und ist sie eine Frau von hohem Verstande und ungewöhnlicher Bildung, die, Umberto geistig überlegen, Alles daran setzte, ihre und seine Stellung königlich zu

*) Nach unserer Ansicht ist der Hauptgrund der chronischen Schwäche unserer parlamentarischen Ministerien der Fatalismus des Souverän's, der seit Jahren jede energische Aktion des Ministeriums lähmt, ein Fatalismus, der in immer fortschreitendem Maße den Staat jeder Schutzwehr beraubt, der die bewaffnete Macht demoralisirt, die ungestraft vor dem Lande als ein Parasit hingestellt wird, während sie doch das einzig wirksame Vertheidigungsmittel der Ordnung, der Monarchie und der sozialen Einrichtungen ist, ein Fatalismus, der keine Sicherheit schafft gegenüber der großen feindlichen Macht des Vatikan's, die nur mit dem Starken, nie mit dem unkriegerisch Schwachen verhandelt, ein Fatalismus, der unsere oberen Klassen entmuthigt, die, so wie so, schon von Natur aus zaghaft und ergeben sind, ein Fatalismus endlich, der unsere wirthschaftliche Zukunft kompromittirt, wie den Kredit des Landes, weil er, indem er eine entschiedene, starke und auf die Dauer bestimmte Politik erschwert, das ausländische ebenso wie das inländische Kapital furchtsam, schwer beweglich und mißtrauisch macht."

behaupten und zu festigen. Das Volk gewann sie durch ihre Wohlthätigkeit und ihre Frömmigkeit, die Gelehrten durch ihr feines Verständniß, die Künstler durch ihre liebevolle Förderung. So hat sie, um nur eines anzuführen, in Rom erst ein Konzertleben geschaffen, und die Pflege der feineren, weltlichen Musik in der Gesellschaft verbreitet, aber auch die manchen Leuten unangenehme Sitte eingebürgert, daß die besseren Konzerte, um ihr die Theilnahme zu erleichtern, stets am frühen Nachmittage stattfinden. Ihr Amt als Königin faßte sie auch so auf, daß sie, wie schon gelegentlich der Hofballschilderung erwähnt, ihrem Hofe vornehmen Glanz zu leihen suchte, nicht nur dadurch, daß sie den widerstrebenden Adel heranzog, sondern auch dadurch, daß sie selbst immer „grande dame" war und große Sorgfalt auf ihre Toilette verwendete. Sie war immer „élegante et toujours souveraine", wie De Roux sagt. Auch den Ton der Unterhaltung am Hofe suchte sie zu erhöhen; selbst Dichterin, in der Literatur aller Zeiten und Völker sehr belesen, durch den Umgang mit Gelehrten, wie Minghetti, Bonghi, Vitelleschi, Gubernatis gefördert, war sie eine gewandte Unterhaltungskünstlerin.

Und bei all diesen Vorzügen war dennoch Königin Margherita nicht allgemein beliebt, besonders nicht in gewissen Kreisen der Gesellschaft und bei den Antiklerikalen. Für die ersteren war sie zu streng in der Beurtheilung gewisser leichterer Moralanschauungen, drang sie doch auch stets darauf, daß Jeder, der Minister werden wollte, gewisse von der Gesellschaft lächelnd geduldete Verhältnisse, legalisirte, für die Antiklerikalen war sie zu fromm, ja sie galt diesen als bigott, und man beschuldigte sie gar des geheimen Einverständnisses mit dem Vatikan. Ob diese „Beschuldigungen" berechtigt sind, steht uns nicht zu, zu prüfen. Wir können es menschlich aber begreifen, daß die Königin als fromme Katholikin unter dem Zwiespalte leidet, der zwischen Vatikan und Quirinal besteht.

Auch über das Verhältniß zu König Umberto gehen manche Legenden um, so heißt es sehr oft, daß die Beziehungen zwischen beiden nur sehr äußerlich gewesen sein sollen. Nahrung erhielten diese Sagen durch den Umstand, daß König und Königin immer getrennt ausfuhren, und daß sie auch einen großen Theil des Sommers fern von einander verlebten; denn, während ihr Gatte jagte, ging sie nach Gressoney und widmete sich als leidenschaftliche Alpinistin

dem Bergsport, und dann begab sie sich gewöhnlich ebenso allein zu den Seebädern Venedigs. Thatsache ist aber, daß sie für das Wohl des Gatten sehr besorgt war. Seit dem Attentat von 1878 überwachte sie Umberto's Leben mit der größten Aengstlichkeit. Von der Liebe der Königin erzählt man auch den hübschen Zug, daß diese einst fand, ihr Gemahl werde zu früh weiß, und daß sie darum dessen Kammerdiener ein Färbemittel gab. Den Tag darauf sah die Königin, daß ihr Lieblingshund, ein weißer Seidenspitz, plötzlich schwarz geworden war; der König hatte eigenhändig dessen Haare statt der eigenen gefärbt. De Houx meldet hingegen in seinem Buche über den römischen Hof, daß Umberto nicht ähnlich empfunden habe, wie seine Gattin, obgleich er sie stets ritterlich und mit liebevoller Zartheit behandelte; so spricht er ganz offen von der Jugendliebe des Königs zur mailändischen Herzogin L., die auch später noch seine Egeria gewesen sein soll. Daß der Hofklatsch dieses heikle Kapitel oft noch weiter ausspann, versteht sich von selbst. Bei der bekannten Freiheit der italienischen Presse hat es auch oft nicht an Anspielungen auf dieses Kapitel gefehlt, die natürlich alle Freunde der Monarchie entrüsteten.

Quirinal und Vatikan nach dem Tode Königs Umberto.

Rom, 21. August 1900.

Nach dem Tode ihres Gatten war es wiederum die Königin, die für diesen arbeitete, indem sie in der allgemeinen Trauer durch den poetischen Ausdruck ihrer besonderen Trauer ganz Italien zur Bewunderung hinriß. Sie verfaßte bekanntlich ein Gebet für die Seelenruhe des Königs, das sie an den patriotischen Erzbischof von Cremona, Monsignore Bonomelli, schickte, und das, von diesem approbirt, in allen Kirchen gelesen werden sollte. Dieses Gebet giebt uns wieder Anlaß auf die Seltsamkeiten hinzuweisen, die der stille Krieg zwischen Quirinal und Vatikan hervorruft. Im ersten Entsetzen über die Mordthat von Monza gab es in ganz Italien keine feindlichen Parteien mehr, Klerikale, Liberale, Monarchisten und Radikale, sie vergaßen ihren Hader, und ihre Klage über die Schreckensthat, die dadurch noch bitterer wurde, weil das Nationalgefühl durch die Thatsache beleidigt war, daß wiederum eines Italieners Hand die tötliche Waffe führte, vereinigte Alle zum vielleicht überschwänglichen Ausdruck der Trauer. Der Vatikan war überrascht, verwirrt, verblüfft. Der Papst hatte als Vater der Christenheit das richtige Gefühl, daß er, um gegen den Anarchismus zu prote-

stiren, an der allgemeinen Trauer theilnehmen müsse, aber Rampolla's Italienfeindschaft siegte. Freilich hütete er sich, irgendwie öffentlich seinen Ansichten Ausdruck zu geben, das wäre bei der allgemeinen Aufregung zu gefährlich gewesen. So schwieg man dann und überließ es den einzelnen Geistlichen, wie sie sich zum Gebet der Königin stellen sollten, das der Vatikan im Geheimen als zu „poetisch" und unliturgisch, ja als Gott gegenüber ungeziemend bezeichnete. In Folge dessen wurde die Verlesung des Gebets in einigen Kirchen gestattet in anderen nicht, so daß an vielen Orten das Volk einen Volksgottesdienst improvisirte, nur um das Gebet öffentlich zu hören.

Der Vatikan hütete sich auch, Monsignore Bonomelli, den „Renegaten" zu tadeln, auch mußte er schweigend dulden, daß die Klerikalen Rom's sich in copore an einer Trauerkundgebung für den Usurpator Rom's betheiligten. Dann kam das Begräbniß und brachte neue Fiktionen und Friktionen, die den Tag der Bestattung stets hinausschoben, da die Klerikalen die Beisetzung in Rom um jeden Preis zu verhindern suchten und als Grabstätte die alte Grabkirche der Savoyer, die Superga in Turin, empfahlen. Aber die Nationalisten siegten, Umberto wurde im Pantheon beigesetzt, die „eiserne Krone", das Symbol des italienischen Einheitskönigthums, kam nach Rom, und nach der ewigen Stadt kamen auch, also von Neuem den status quo bestätigend, die Vertreter aller fremden Souveräne. Das waren harte Tage für den Vatikan, zumal ihm auch die Frage des kirchlichen Begräbnisses wieder große Sorge machte. Rampolla hätte, so erzählte man sich, natürlich am liebsten das kirchliche Begräbniß rundwegs abgeschlagen, zumal er die Gesetze der Kirche für sich hatte; denn erstens gilt Umberto als exkommunizirt, und zweitens war er ohne den Empfang der Sakramente gestorben. Bei irgend einem Privatmanne wäre die katholische Kirche auch konsequent verfahren und hätte das kirchliche Begräbniß kühl verweigert, aber in diesem Falle riskirte der Vatikan, daß das aufgeregte Volk den päpstlichen Palast gestürmt hätte. Nach langem Zögern einigte man sich mit dem Ministerium des Innern über den Modus, daß die Leiche Umberto's als die des Privatmannes Umberto von Savoyen von dem Pfarrer des Sprengels, in dem der Quirinal liegt, am Bahnhofe eingesegnet werden solle, und daß derselbe Pfarrer

mit seiner Geistlichkeit und den üblichen Bettelmönchen, die berufsmäßig sich zu Begräbnissen herleihen, den Zug geleite, während im Pantheon der Erzbischof von Genua, als einer Stadt, die schon dem alten Königreiche Sardinien angehörte, das Traueramt halten sollte. Einen Erzbischof aus Florenz, das ja auch nie Kirchenbesitz gewesen war, oder aus Mailand, oder Venedig zu nehmen, weigerte sich der Vatikan nur deshalb, weil diese Erzbischöfe zugleich Kardinäle sind, und dieser Umstand einen größeren Pomp des Begräbnisses bedingt hätte.

Der Vatikan wartete volle zehn Tage nach dem Begräbnisse, ehe er es wagte, die Katholiken im Auslande zu beruhigen, die sein Verhalten während der Trauerzeit, das mit seinen früheren intransigenten Erklärungen in so schreiendem Widerspruche stand, übel aufgenommen und in abertausenden von Telegrammen und Zuschriften um Aufklärung ersucht hatten. Erst dann ließ Rampolla einen Artikel des „Osservatore Romano", der das Verhalten des Vatikans rechtfertigte, durch den offiziösen Telegraphen also zusammenfassen, „daß die katholische Geistlichkeit den Trauerfeierlichkeiten für König Umberto deshalb Ehrenbezeugungen erwiesen habe, weil die geistliche Behörde gegen das verabscheuungswürdige Verbrechen protestiren wollte, und dann auch, weil König Umberto zweifellos religiöses Empfinden und dieses namentlich in der letzten Zeit bei Gelegenheit des heiligen Jahres bewiesen habe." Das klingt recht harmlos, hat aber zwei Fehler, erstens, daß von einer Aufwallung der religiösen Empfindungen Umberto's gelegentlich des „Jubiläumsjahres" bisher selbst den Leuten vom Hofe nichts bekannt gewesen, und zweitens, daß der Ton und der Wortlaut des „Osservatore"-Artikels ein ganz anderer ist. Es heißt darin nämlich wörtlich:

„Nicht wenige Leute in Italien, und noch mehr im Auslande, haben wegen der Leichenfeierlichkeiten für König Umberto und wegen eines gewissen Gebetes für die Seelenruhe desselben Klage erhoben gegen die geistliche Behörde, gleichsam als ob diese in irgend einer Weise die heiligsten Gesetze der Kirche verletzt hätte. Wir müssen daher feststellen, daß die geistliche Behörde die Leichenfeierlichkeiten geduldet hat, nicht nur, um gegen das nichtswürdige Verbrechen zu protestiren, sondern viel mehr noch wegen der persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen, der besonders

in den letzten Zeiten seines Lebens unzweifelhafte Anzeichen religiösen Gefühls gegeben hat, so weitgehend, daß er, wie man sagte, gewünscht haben soll, sich in diesem heiligen Jahre durch die Sakramente mit Gott zu versöhnen. Alles dieses erwogen, kann man annehmen, daß König Umberto in den letzten Augenblicken seines Lebens die unendliche Barmherzigkeit Gottes angerufen habe, und daß, wenn er Zeit gehabt hätte, nicht gezaudert haben würde, sich mit Gott zu versöhnen Nun ist es Gesetz der Kirche, das mehrere Male von der heiligen Penitenzieria aufgestellt wurde, daß in ähnlichen Fällen das kirchliche Begräbniß auch dem gestattet werden kann, dem es eigentlich verweigert werden müßte, vorausgesetzt, daß der dem Range des Verstorbenen gebührende äußere Pomp gemildert wird. Was dann noch das bekannte (!) Gebet anbetrifft, das in einem Augenblick der höchsten und mitleidenswerthen Seelenbedrängniß verfaßt wurde, so ist es, da es nicht den Formen der heiligen Liturgie entspricht, niemals von der höchsten kirchlichen Autorität gebilligt worden, noch hätte es je gebilligt werden können."

Mit der letzten Wendung mag die Kirche Recht haben, aber mit dem Ganzen? Wie klingt das Ganze zu dem Auszuge des offiziösen Bureau's, und zu der Meldung der Berliner „Germania", die doch sicherlich aus vatikanischen Kreisen stammt, daß König Umberto die letzte Woche vor seinem Tode die Sakramente empfangen habe? Erkläret mir Graf Oerindur? Der „Osservatore" bringt also nichts wie Unrichtigkeiten, Zweideutigkeiten und — Bosheiten; denn so faßt die gesammte liberale Presse den Angriff auf das Gebet der Königin auf, sagt doch die „Tribuna": „Der Ekel verhindert uns, das Schriftstück so zu kommentiren, wie dies es verdiente. In diesem Augenblicke läßt sich der Vatikan weder durch die Trauer eines ganzen Volkes, noch durch den Schmerz einer Wittwe rühren. In einem Augenblick, da ein gemeiner Mörder das Prinzip der Autorität verletzt, findet die Kirche, die doch dies Prinzip schützen und zugleich Lehrerin der Barmherzigkeit sein sollte, nur kühle, verletzende, grausame Worte!" Andre Blätter sind noch derber. So spricht die Mailänder „Alba" von Cynismus. „Als Menschen fühlen wir, wie sich unser ganzes Innere empört. Als Italiener sagen wir: Besser so!"

Vittorio Emanuel III.

Rom, Mitte August 1900.

Ueber den neuen König weiß das Ausland ebenso wenig, wie das Inland. In Deutschland wurde er zum ersten Male bekannt, als Kronprinz Friedrich nach der Beisetzung Viktor Emanuels 1878 mit dem damals neunjährigen Prinzen auf den Balkon des Quirinals trat und vor allem Volke den Knaben in seine Arme schloß. Jetzt kennt man ihn nur aus den Erzählungen seiner Offiziere, die seine Alarmlust fürchten, und aus dem, was aus dem Hofgespräch verlautet. Er soll ein großer Causeur, aber ein noch größerer Frager sein, weil sein Wissensdurst unstillbar scheint; und darum verkehrt er gerne mit Leuten, von denen er zu lernen hofft. Auch ist er ein Feind des Pompes, liebenswürdig, hochgebildet, nicht nur als Numismatiker. Mit Wilhelm II., den er schwärmerisch verehrt, hat er die Reiselust und die Liebe zum Meer gemeinsam.

Dem Volke ist er noch unbekannt; denn die starre Etikette des savoyischen Hofes erlaubt dem Thronfolger kein Hervortreten in der Oeffentlichkeit. Einmal nur soll er versucht haben, politisch einzugreifen. Das war nach der Schlacht von Adua, als er seine Garnison von Florenz ohne Urlaub verließ, um seinem Vater Vorstellungen zu machen, gegen Crispi, wie es damals hieß, ohne daß das Jemand beweisen konnte. Er wurde wegen dieses eigenmächtigen Schrittes, wie bekannt, zu Zimmerarrest verurtheilt. Kurz vor seiner Thronbesteigung lebte er in Neapel, seiner Vaterstadt, als Armeekorpskommandant. Sein Leben in Neapel schilderte ein Mitglied des Hofes vor einiger Zeit, wie folgt: „Die prinzlichen Herrschaften bewohnen im Ganzen acht Gemächer des königlichen Schlosses. Im Winter erhebt sich der Prinz um sieben Uhr, im Sommer jedoch viel früher, nimmt ein Bad und erwartet dann seine Gemahlin, von der

er fast untrennbar ist, zum gemeinsamen Frühstück. Um neun Uhr begibt er sich mit seinem Adjutanten Brusati, einem der jüngsten, aber auch intelligentesten Generäle der italienischen Armee, zur Kommandantur, wo er bis elf einhalb arbeitet, und wohin er, wenn die Geschäfte dringend sind, auch Nachmittags zurückkehrt. Seinen Dienst nimmt er sehr ernst, und er will Alles allein thun. Ist er Nachmittags dienstfrei, so führt er seine Privatkorrespondenz, und arbeitet, unterstützt von seiner Gattin, im Münzkabinet. Daneben werden die auswärtigen wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich die elektrischen, studirt. Nach fünf Uhr findet entweder eine Wagenfahrt, oder eine Ausfahrt auf der Yacht „Elena" in den Golf statt. Um siebeneinhalb folgt das Diner, worauf bis halb zehn Cercle abgehalten wird. Die Prinzessin liebt ihren Gatten schwärmerisch, und beide leben in einer zarten Intimität. Daneben ist die Prinzessin eine große Kinderfreundin und liebt es, mit den Kindern der Hofgesellschaft lange Stunden zuzubringen. Sie selbst ist immer noch kinderlos. Mit der Liebe zu Kindern eint sie die Liebe zu Blumen und Singvögeln, für die ein ganzer Balkon des Schlosses als Käfig eingerichtet wurde. Aber die größte Leidenschaft der Prinzessin ist die Jagd, zu der sie sich auf einem Scheibenplatz im Palast Capodimonte von Zeit zu Zeit einübt. Einen schönen Waidplatz bildet für das prinzliche Paar die Insel Montecristo, die in freien Tagen gerne von ihm aufgesucht wird. Eines Tages kehrten Prinz und Prinzessin recht spät von einem solchen Jagdausfluge heim, und die Hofdame Contessa Trinità entsetzte sich darüber, mit welcher Sorglosigkeit die Prinzessin ihr Gewehr, das geladen, auf dem Rücken trug. Als die Drei in den Aufzug eingestiegen waren, streckte die Prinzessin plötzlich das Gewehr in die Oeffnung des Schachtes und feuerte ab, ein gewaltig Getöse erzeugend, dann wandte sie sich an die zitternde Gräfin und sagte: „Nun werden Sie wohl keine Angst mehr haben." Aus dieser Episode braucht man nicht gleich zu schließen, daß die jetzige Königin eine Amazone im schlimmen Sinne des Wortes sei, im Gegentheil. Daß sie mit dem Gewehr umzugehen weiß, verdankt sie der heimischen Sitte, da auch die Frauen in Montenegro gelehrt werden, mit den Waffen vertraut zu sein. Eher ist Königin Elena scheu und befangen, um so mehr, als es ihr nicht unbekannt sein dürfte, daß ihre Heirath mit dem künftigen Erben der italienischen Krone bei vielen Damen

Sein Familienleben.

der hohen Aristokratie Mißfallen erregte. In Beziehung darauf sagte sie eines Tages: „Mein Gatte hätte sicherlich, was Abstammung anbetrifft, eine bessere Wahl treffen können, aber eine Frau, die ihn mehr liebt, als ich, hätte er sicherlich nicht gefunden.“ Mit ihrer Scheu verbindet Königin Elena aber viel persönlichen Muth, den sie öfters bei kleinen Krankheiten bewies. Wie ihr Vater, der Dichter ist, huldigt auch sie der poetischen Muse, dabei ist sie eine treffliche Klavierspielerin und Malerin.

Auch architektonisch versuchte sie sich; nach ihren Zeichnungen und Plänen wurde das halbverfallene Jagdschloß auf der Insel Montecristo hergestellt. Was ihre Stellung zur römisch-katholischen Kirche anbetrifft, der sie ja erst seit ihrer Vermählung angehört, so weiß die große Oeffentlichkeit davon nichts, nur sagt man, daß sie fromm sei. Wie sie sich als Königin entwickeln wird, auch darüber vermag man nichts zu sagen, jedenfalls wird ihre erste Zeit ebenso reich an Kämpfen sein, wie die der Königin Margherita, vielleicht harren ihr aber noch größere Schwierigkeiten, da sie auf der einen Seite die Vorurtheile gegen Montenegro überwinden muß, und auf der anderen nothgedrungen mit dem Prestige zu rechnen hat, das die Königin Mutter umgibt.

Mit Vorurtheilen hat indessen auch der junge König zu rechnen. Weil er nicht den Wuchs seines Vaters hat, weil er in seiner Jugend ein schmächtiges, zartes Kind war, weil er als Kronprinz nicht von sich reden machte, weil seine Ehe vor der Thronbesteigung kinderlos war, so hielt man nicht viel von ihm. „Der Kleine!“ So sagt das italienische Volk oft mit Mitleid; denn das italienische Volk wünscht einen Helden, einen stattlichen Mann an seiner Spitze, weil es, wie alle Völker romanischen Stammes, sich leicht von Aeußerlichkeiten beeinflussen läßt. Zudem schwärmen die Italiener, gerade jetzt, da es ihnen Mode geworden ist, über ihr eigenes Land zu zetern, für politischen Glanz und Ruhm, wie sie diese in Wilhelm II. verkörpert glauben, und so messen sie ihr Land an Germania's Größe und ihren König an Wilhelms möglichst groß gedachten Gestalt. Als daher gleich nach der Thronbesteigung Viktor Emanuels III., dessen ehemaliger Lehrer, der Abgeordnete Morandi, sich interviewen ließ und sein schon früher in einem Buche niedergelegtes Urtheil über den König dahin zusammenfaßte, daß er die Welt durch seine Energie und Thatkraft, durch seine hohe Bildung,

und sein Zielbewußtsein erstaunen würde, da lächelte die Welt mitleidig spöttisch über den „guten“ Morandi.

Aber das Lächeln schwand bald. Man muß sich in die Stimmung des Publikums in diesen Tagen klar werden. Die Italiener sind rasch; in ihrer Aufwallung neigen sie zu schnellen Entschlüssen. Da die Kammer verhaßt ist, so erwarteten sie von dem neuen König, daß er gleich ein persönliches Regiment beginne und mit dem durch sich selbst abgewirthschafteten Parlamentarismus auf so lange wenigstens aufräume, bis wieder Ordnung, Zucht und Strenge in Regierung, Verwaltung und allen Zweigen des Staatswesens eingeführt sei. Ja, viele Parteien fürchteten, viele hofften den Staatsstreich. Die besitzenden Klassen wünschten, daß die Regierung den Mord in Monza zum Anlaß und Ausgangspunkt einer strengen, reaktionären Politik nehmen solle.

Mit Spannung wartete man daher auf die ersten Schritte des Königs. Er landet in Reggio Calabria, die Minister wollen ihm entgegenreisen, aber er telegraphirt ihnen mit den Worten ab, daß er zunächst der Familie gehöre. Die Reaktionslustigen raunen sich mit Augurenlächeln zu: „Das ist der Mann, seht, wie er die aufdringlichen Berather auf ihren Posten verweist, er zeigt ihnen, daß er der Herr ist.“ Jetzt wollten auch die Skeptiker schon die schöne Botschaft von der Energie des Königs glauben. Ich sprach mit einem liberalen Abgeordneten, der mir Folgendes sagte: „Sie wissen wohl nicht, daß unser König als Kronprinz einmal ausrief: „Italien hat eine Faust nöthig“. Und damit hat er das ausgesprochen, was alle ernsten Italiener und alle Freunde Italiens im Auslande seit Jahren wiederholen. Jetzt, nachdem die Fluth der Sentimentalität verrauscht ist, kann man es ja sagen: Unter dem „guten“ König Umberto war thatsächlich Anarchie eingetreten. Das Heer, das keine Fühlung mit seinem obersten Kriegsherrn hatte, drohte zu verderben; die Justiz verlor durch die Einmischung des Parlaments jeden Halt; die Verwaltung war in voller Verwirrung — aus demselben Grunde. Es fehlte der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht; denn Umberto der Gute hatte auf das Recht, das sein geringster Unterthan hatte, das Recht des eigenen Willens, das Recht auf Persönlichkeit, gutmüthig verzichtet. Sie wissen wohl auch nicht, daß Pelloux eines Tages in privatem Kreise den Abgeordneten sagte: „Wenn der König vor der Obstruktion sich beugt, so rathe ich ihm die Abdankung an“; und

wirklich — der König zwar dankte nicht ab, wohl aber mußte Pelloux gehen. „So geht es nicht weiter", sagten damals selbst Männer der Linken; die Mehrheit des Volkes kann sich nicht von der parlamentarischen Minderheit tyrannisiren lassen." Aber warum konnte diese Minderheit das ganze Land beherrschen und den Gang der Staatsmaschine hemmen? Weil sie die Intelligenz, die Kühnheit, die Arbeit vertrat gegenüber der Masse der Rechten und des Centrums, in der nur Talentlosigkeit saß, und weil die erlesensten Geister der Nation bei dem heillosen Zustand in den höchsten Kreisen sich vom politischen Leben aus Ekel zurückzogen.

Auch ein Freund Giolitti's erzählte öffentlich, dieser habe den Ausspruch gethan: „Wir werden alle erstaunen ob der Energie des Königs." Ein Journalist, der 1896 nach Cettinje gegangen war, wußte auch sein Scherflein zum Lobe des neuen Herrn beizutragen. Er vertrat ein Blatt der Linken und wollte sich daher in Cettinje nicht den offiziellen Kreisen nähern. Eines Tages spazierte er vor der Stadt und traf den Prinzen, der allein ging — und grüßte ihn nicht. Da trat der Prinz auf ihn zu und sagte: „Wir können uns in dem kleinen Ort vielleicht noch öfter begegnen. Drum stelle ich mich gleich selbst zuerst vor, damit Sie mich grüßen können. Ich bin der Prinz von Neapel!" Seit diesem Tage wurde der Journalist ein begeisterter Verehrer des Prinzen, mit dem er oft zusammenkam.

Der König setzte unterdessen seine Reise nach dem Norden fort. Er berührt Rom, ohne die Minister zu empfangen, welche schon die Proklamation an das Volk fertig gestellt haben, er kommt in Monza an. Gleich nach der Ankunft wird dem Könige die Proklamation zur Unterschrift vorgelegt, in Rom wartet man auf das Telegramm, das die Unterzeichnung meldet, die Setzer stehen bereit, — aber sie warten vergebens, mit ihnen die Minister. Das gefiel einem Theile des Volkes, das sich halb schadenfroh sagte: „Per Bacco! Er hat die Minister nicht empfangen, er hat mit der Proklamation gezögert, weil er nicht nur unterschreiben wollte, was die Minister aufgesetzt haben, sondern weil er eine persönliche Note in das Dokument hineinbringen wollte." Auch die Reaktionären jubelten. Sie hofften schon auf Ausnahmegesetze, aber sie wurden enttäuscht, da der König das Ministerium Saracco, dem doch das Volk die mittelbare Schuld für das Attentat zuschrieb, nicht nur nicht bestätigte, sondern auch einem Minister sagte: „Die bestehenden Gesetze genügen, vorausgesetzt, daß

sie streng durchgeführt werden." Morandi, über diese Aeußerung interpellirt, sagte wiederum den Interviewern, indem er auf sein erstes Urtheil verwies: „Die letzte Aeußerung entspricht ganz dem Charakter des Königs. Er hat eine hohe Auffassung von seinem Amte. Sein Grundgedanke ist, daß die Sozialgesetzgebung nach dem Muster Deutschlands die Grundlage des modernen Staates sei. Obschon er treu zur Verfassung steht, wird er sie in zweifelhaften Fällen mehr nach ihrem Geiste, als nach dem Buchstaben interpretiren. Er glaubt, der König muß über den Parteien stehen, die Rechte der Kammer achten, sich aber nichts destoweniger einen leitenden Einfluß sichern in allen Fragen, die die äußere Politik, das Heer und die Flotte, die Sicherheit der Rechtspflege und die Durchführung der Sozialreform betreffen. Alles in Allem ist er ein Mann, der das gute Herz seines Vaters mit der Energie seines Großvaters verbindet." —

Am dritten August wird in Rom die Proklamation des Königs angeschlagen, sie ist kernig, kurz, feurig und liberal gehalten und kündet einen ernsten Kampf gegen alle Feinde der Verfassung und Einheit an. Zugleich wird betont, daß Rom als Unterpfand der Einheit unantastbar sei. Die Liberalen schöpfen daraus die Hoffnung, daß mit den Feinden der Verfassung und Einheit nicht bloß die Anarchisten gemeint seien. Am Abend desselben Tages war Rom der Schauplatz einer eindrucksvollen Trauerprozession der Bürgerschaft. Der Eindruck dieser hehren Feier wurde leider durch die Trauersitzung der Kammer drei Tage darauf gestört, in der die Leidenschaft die feindlichen Parteien zu gegenseitigen Beschimpfungen hinriß.

Doch kehren wir zum Könige zurück. Am 8. August, einen Tag vor dem Begräbniß seines Vaters, kehrt er nach Rom zurück. Man verwundert sich allgemein, daß er in geschlossenem Wagen zum Quirinal fährt, und umgeben von einer dichten Eskorte von Gardekürassieren. Man erfährt, daß er beschlossen habe, stets unter dem Schutze dieses pomphaften Geleites auszufahren. Dieser Entschluß wird vielfach kommentirt, ästhetisirende Politiker finden den neuen Aufzug auch deshalb schön, weil dem niederen Volke der Glanz des Königthums sinnfällig näherrücke, was im Hinblick auf die Prunkentfaltung des Vatikans nichts schaden könne. Gleichzeitig wird bekannt, daß die geistlichen Hüter der eisernen Krone in Monza

Schwierigkeiten gemacht und die Verbringung der Krone nach Rom zu hindern versucht hätten, und daß darauf der König geantwortet hätte: „Der König habe befohlen und diskutire nicht," worauf die erschreckten Herren sofort fügsam wurden.

Desgleichen erzählt man sich, da in Rom der Begriff Geheimniß ja nicht existirt, oder auch, wie in diesem Falle bei der poetischen Gestaltungskraft der Römer die Entstehung von bezeichnenden Legenden rasch und leicht ist, der König, der mit dem alten Hofstaat aufräumen wolle, habe eine schöne Szene mit einem der älteren Höflinge gehabt, der sich als alter Freund des Vaters gestattet hatte, dem Sohne Verhaltungsmaßregeln für die Begräbnißfeier zu geben. Der König sollte scharf und kurz gesagt haben: „Bleiben Sie auf Ihrem, wie ich auf meinem Posten bleibe." Der alte Herr, so berichtet die Fama weiter, habe darauf sein Entlassungsgesuch eingereicht, das aber nicht angenommen wurde.

Das Begräbniß kam, zum ersten Male schauten die Römer Viktor Emanuel III. als König bei einer feierlichen Gelegenheit. Tausend kritische Augen waren auf ihn gerichtet, um zu sehen, wie er auftreten würde. Er machte, um italienisch zu sprechen „gute Figur", und als nun gar durch den Einsturz einer improvisirten Tribüne die bekannte Panik ausbrach, und der König inmitten des Schreckens seiner Umgebung — Nikola von Montenegro und die savoyischen Prinzen zogen schon ihren Degen, um ihren erlauchten Verwandten gegen die vermuthlichen Attentäter zu schützen — allein ruhig blieb, und mit kurzen Worten seine Begleiter, durch Winken mit dem Taschentuche aber das Volk beruhigte, da riß seine Kaltblütigkeit alle Zuschauer zur Bewunderung hin.

Die Eidesleistung des Königs.

Der gute Eindruck, den man vom Könige empfing, steigerte sich, als er den Tag darauf die Abordnungen der Regimenter zu sich befahl, die am Begräbniß theilgenommen hatten. Das war persönliche Theilnahme für seine Truppen, die aus den Worten des „Kleinen" klang; das war leichte, ungezwungene Beredtsamkeit; denn der König ist ein Redner, während seinem Vater die Gabe der Rede versagt war. Und erst einen Tag später, am elften August, als der junge König nach der Eidesleistung im Senatspalaste vor Senat und Kammer seine Thronrede hielt! Selbst Republikaner und Demokraten fand ich hingerissen. Aus nationalem Stolz, wieder einen Mann auf dem Throne zu sehen, vergaßen sie ihre Partei-Engherzig-

keit. Man mag ja jetzt Wasser in den Wein der Begeisterung schütten; man mag auch zugeben, daß die Nation seit einem halben Monate in einem Zustand höchster Nervosität lebt, ferner daß auch die drückende Hitze, die im kleinen Senatssaal doppelt drückend war, die Gemüther aufregte, auch daß das Volk sehr gerne der aufgehenden Sonne huldigt — und doch bleibt als Ergebniß noch die Thatsache übrig, daß der König sein Volk erobert hat. Man muß nur unter den Politikern die hämische Freude gesehen haben, als sie merkten, daß die Rede eine persönliche war. „Non è roba dei ministri", sagten sie schadenfroh. „Das hat kein Minister geschrieben. Er ist kein bloßes Sprachrohr. Er liest nicht blos ab, was die Minister zu diktiren geruhten!" Schon sein Eintritt in den Saal machte auf die leicht empfänglichen Italiener Eindruck. Er schritt zum Throne, als sei er schon seit Jahren König, und als erst seine laute und nicht unangenehme Stimme beim Schwur erklang, und er knapp, fest, bestimmt sprach, da brach das Publikum in einen Applaus aus, der schon mehr als Begeisterung war. Ein Blatt spricht richtig von „delirio". Der Enthusiasmus stieg bei jedem Worte der Rede, die der König sitzend sprach, nicht ablas, obschon er das Manuskript in den Händen hielt. Auch hatte er keine gedruckte Rede, sondern wirklich ein Manuskript vor sich, was ebenfalls beifällig bemerkt wurde. Der erste Applaus erfolgte, als der König von der liberalen Monarchie sprach, und dann die üblichen Komplimente an den Patriotismus der Freiheitskämpfe machte. Nun berührte er kurz, mit warmen Worten, seine Vorgänger; er sprach von seiner verehrten Mutter, die ihm den Geist der Pflicht des Fürsten gelehrt, und dann — ein bemerkenswerther Zug — pries er die edle Abstammung seiner Gattin, die einem starken Geschlechte entsprossen sei. Wer es weiß, wie die italienische Aristokratie über die Wahl des damaligen Kronprinzen entsetzt war, wird es schön finden, daß nun der König seine Gattin so bedeutsam in den Vordergrund stellte und in ihrem Namen versprach, daß sie sich ganz dem Vaterlande ihrer Wahl widmen würde. Es folgten die internationalen Höflichkeiten und der Hinweis auf den Frieden. Dann aber kam der bedeutendste Theil der Rede: Frieden im Innern, Eintracht Aller, die guten Willens sind, um die wirthschaftlichen Kräfte Italiens zu heben! Großer Applaus.

„Erziehen wir unsere Generation zur Liebe zum Vaterlande, zur arbeitsamen Ehrlichkeit, onesta operosità!" Wer weiß, wie oft

sich der ausländische Handel über den Mangel dieser onesta operosità schon beklagt hat, und wie in Norditalien die Kaufleute eine liga degli onesti gründeten, um dem traditionellen Unredlichkeitsunfug im italienischen Handel zu steuern, vermag die Bedeutung dieser Worte zu würdigen. Dann fuhr er weiter fort: „Erziehen wir unsere Generation zu jenem Gefühl der Ehre, von dem sich unser Heer und unsere Flotte begeistern lassen." Eine wirksame Phrase, die namentlich das Heer nicht vergessen wird, das nach der Schlacht von Adua so oft verhöhnt wurde, und das bis jetzt noch allen zersetzenden Einflüssen widerstand. Der Text der Rede, der jetzt vorliegt, zeigt nach den Worten des Königs einen dämpfenden Zusatz; man sieht, daß die korrigirende Hand eines Ministers hinzukam; denn es heißt weiter: „von Heer und Flotte, die vom Volke kommen, ein Unterpfand der Brüderlichkeit, die in der Einheit und der Vaterlandsliebe die ganze italienische Familie eint." Trotz dieses Zusatzes bleiben doch die Worte des Königs bestehen. Das Heer weiß jetzt, auf wen es sich stützen kann, und falls der König selbst eine Stütze braucht, so weiß er, daß er sie im Heere findet. So faßt man die Worte des Königs heute allgemein auf. Der König war aber mit seinen kräftigen Worten noch nicht zu Ende. Wiederum berührte er einen Krebsschaden Italiens: „Sammeln wir uns und vertheidigen wir uns mit der Weisheit unserer Gesetze, und mit der rigorosen Durchführung derselben." Italien hat ja sehr gute, und viele, ja zu viele Gesetze — aber sie werden nicht angewendet. Der König machte dann eine Pause und begann den Schluß mit dem horazischen Wort: Impavido! „Furchtlos und sicher steige ich zum Throne, vollbewußt meiner Rechte und meiner Pflichten." Zweimal betonte er dann, daß er Vertrauen zum Volke, Vertrauen zu den heutigen Verfassungseinrichtungen habe; er werde es nicht an sich fehlen lassen, weder in starker Initiative, noch in der Energie des Handelns. Zum Schlusse kam, auffallend warm beklatscht, der Appell an die Religion und an Gott: „Aufgewachsen in der Liebe zur Religion und zum Vaterlande rufe ich Gott zum Zeugen meines Versprechens an." „Ganz à la Wilhelm II." sagte manch ein skeptischer Zuhörer. Aber die Skepsis kam in dem Begeisterungsorkan nicht auf.

„Ganz, wie Wilhelm II." Das Motto hat Erfolg gehabt, ja man hat schon ein Zeitwort daraus gebildet. „Lui guglielmeggia" (Er „wilhelmt"), heißt es schon.

Als ich nach des Königs Rede auf den Platz vor dem Senatspalaste hinaustrat, kamen einige ältere Offiziere an mich heran, die schon irgend etwas hatten läuten hören, und fragten mich eifrig, ob der König wirklich so eindrucksvoll vom Heere gesprochen habe. Ich bestätigte es; da ging ein Leuchten über manches wetterharte Gesicht, und manches Auge schimmerte feucht. Und ich dachte fünf Jahre zurück, an den Zorn der zur Einweihung des Breschedenkmals kommandirten Obersten, die gezwungen werden sollten, hinter den Abordnungen der Freimaurer zu marschiren, und in ihrer Empörung dem Zuge fern blieben, und ich dachte auch ihrer Enttäuschung, als am Abend der Trostbesuch des Königs ausblieb, auf den sie in der Versammlung des circolo militare gehofft hatten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem rednerischen Triumphe des Königs im Volke. Schaarenweise strömte es auf die Plätze und Straßen, die der königliche Zug passiren mußte, und zu Tausenden füllte es den Schloßplatz, um nach seiner Rückkehr dem Königspaar zu huldigen. Natürlich waren Königsanekdoten wieder viel begehrte Leckerbissen. So erzählte man sich, daß Viktor Emanuel III. eines Tages dem Sekretär, der eine Mittheilung an den Ministerpräsidenten in der sonst gebräuchlichen überhöflichen Form eingeleitet hatte, das Blatt aus der Hand riß und selbst schrieb, aber in einer mehr gebietenden Fassung. Im Café beschmunzelte man auch freundlichst die Art, wie der König zum ersten Male die Minister zum Unterzeichnen der Dekrete empfangen habe. „Denken Sie sich!" so soll ein Minister mit allen Zeichen des Befremdens gesagt haben: „Er empfing uns in Uniform! Und dann hatte er bei all seiner Höflichkeit doch eine gewisse knappe Art, als sei er auf dem Exerzierplatz und wir seien seine Soldaten!" Freilich wer weiß, wie unter Umberto manchem Parlamentarier das Bewußtsein, ein Fünfhundertachtelsouverän (die Kammer zählt fünfhundertacht Mitglieder) zu sein, zu Häupten gestiegen war, kann es dem jungen Könige kaum verdenken, wenn er gleich von vornherein feststellen will, daß er „eine hohe Auffassung von seinem Amte hat", wie Herr Morandi sagt. Die Minister sollen, nach den Berichten in der Presse, auch darüber erstaunt gewesen sein, daß der König ruhig sagte, er wünsche, daß ihm alle zur königlichen Unterschrift bestimmten Sachen drei Tage vorher zur Information vorgelegt würden, da er nichts unbesehen unterschreiben wolle, nicht minder

darüber, daß er den Empfang, der sonst recht kurz zu sein pflegte, drei Stunden lang ausdehnte und so zum Kronrathe umwandelte. Dabei soll er an einzelne Minister derartig kitzlige Fragen gerichtet haben, daß sie in einige Verlegenheit geriethen, zumal sie ihren Sekretär nicht zur Hand hatten. In gewissen Dingen soll sich der König sogar unterrichteter gezeigt haben, als die Minister, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß in Italien die Minister schnell wechseln, und oft gerade dann ihr Amt verlassen, wenn sie angefangen haben, sich ein wenig einzuarbeiten.

Konnte dieses Auftreten den Ministern gegenüber den Anschein erwecken, als sei er ein herrischer auf Selbstherrschaft sinnender Mann, so wurde dieser Eindruck verwischt, als er tags darauf die Abordnungen von Senat und Kammer empfing, welche ihre Adressen überreichten. Nach dem offiziellen Theile des Empfanges mischte er sich nämlich ganz ungezwungen unter die Herren und benahm sich fast, wie die Bewerber um das Konsulat im alten Rom, die im Volke Stimmen warben. Für Jeden hatte er ein freundliches Wort. So sagte er unter anderem dem großen Bildhauer, Senator Monteverde: „Haben Sie Vertrauen in mich", und Allen zugleich erklärte er, daß sein Haus für Jeden offen stehe, und er wünsche, die Parlamentarier häufig bei sich zu sehen, bestimmte auch die Stunde, zu der er für diese zu sprechen sei. Dabei zeigte er sich so lebhaft und sicher, daß er Allen einen vorzüglichen Eindruck hinterließ. Die Königin zeigte sich freilich noch wenig sicher und fest bei dieser ersten Gelegenheit, wo sie als Königin mit den Vertretern des Parlaments zusammenkam. Doch als ihr die Galanterie des Kammerpräsidenten Villa über die ersten Anwandlungen von Befangenheit hinweggeholfen hatte, trat sie mehr aus sich heraus und betheiligte sich mit liebenswürdigem Eifer an der Unterhaltung.

Am Nachmittage empfing der König einen Besuch von ganz besonderer Bedeutung; denn zum erstenmale seit vielen Jahren betrat ein italienischer Bischof den Quirinal, den vom Papste gebannten Palast der Usurpatoren. Erzbischof Reggio von Genua war's, der das Traueramt im Pantheon gehalten hatte, er kam, um sich zu verabschieden. Viel bemerkt war es auch worden, daß derselbe Bischof am Abend vorher, auf dem Balkon seines Hotels demonstrativ dem patriotischen Festzug applaudirte, der sich zum Schloßplatze hin bewegte.

Das Eisenbahnunglück von Castel Giubileo.

In der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten August bot sich dem Könige eine andere, freilich recht traurige und unwillkommene Gelegenheit, um dem Volke zu zeigen, was für ein Mann er sei. Er hatte seinen Schwager, den russischen Großfürsten Peter Nicolajewitsch, zum Bahnhofe geleitet und sich, müde von den Anstrengungen des Tages, zu Bette begeben, als er nach ein Uhr von einem Leutnant in zerrissener Uniform, der ein Briefchen des Großfürsten brachte, geweckt und mit der Nachricht erschreckt wurde, daß der Florentiner Zug, in welchem der Großfürst und dessen Gattin Militza, die Schwester der Königin Elena, fuhren, zwölf Kilometer von Rom in der nördlichen Campagna bei Castel Giubileo durch einen Zusammenstoß mit dem Schnellzug nach Ancona verunglückt sei. Der König ließ sofort seine Gattin wecken und beide gingen, nur von einem Adjutanten begleitet, zu Fuß durch die leeren einsamen Straßen bis zum Bahnhofe, da sie in ihrer Ungeduld nicht auf die Hofwagen warten wollten.

Auf dem Bahnhofe aber stand keine Lokomotive unter Dampf, und so bestieg der König schnell entschlossen eine gewöhnliche Droschke, die Königin eine andere, und fort ging's in die öde, im tiefsten Nachtgrauen liegende Campagna; nur einige Carabinieri und ein deutscher Radfahrer folgten den Droschken. Erst an der Aniobrücke, weit vor der Stadt, langten die Hofwagen und ein Trupp Königskürassiere beim Königspaare an. Als dieses die Unglücksstätte erreicht, und sich vergewissert hatte, daß ihre Verwandten unverletzt waren, schickte der König seine Gattin heim, sie aber widersprach und half mit ihrer Schwester bei der Pflege der Verwundeten. Erst nach einer Stunde verstand Königin Elena sich dazu, ihre Schwester heimzubringen. Der König aber blieb die ganze Nacht, tröstete die Verwundeten, zumal den Vertreter des belgischen Hofes, und den in gefährlichster Lage verschütteten Abgeordneten Massiniari, der vielleicht nur durch des Königs persönliches Eingreifen gerettet wurde; denn in der allgemeinen Verwirrung, die sich in ordre, contreordre und désordre kund gab, blieb er allein ruhig, und leitete durch seine knappen Befehle die Aufräumungsarbeiten, ja er legte selbst Hand an, und als ihn ein Feuerwehroffizier auf die Gefahr aufmerksam machte, der er sich aussetzte, bemerkte er nur, daß er auch dahin gehöre, wo die Feuerwehrleute arbeiteten. Erst lange, nachdem er sich zurückgezogen hatte, erschien

am hellen Morgen auch der Arbeitsminister, den man in der Nacht zu benachrichtigen, vergessen hatte.

Dieses Beispiel von Muth, das der König mit seiner nächtlichen Campagnafahrt, vierzehn Tage nach dem Attentat von Monza gab, derselbe König, den man schon der Aengstlichkeit zieh, weil er bei seinen Ausfahrten sich von Königskürassieren escortiren ließ, dieses Beispiel, sowie die Besonnenheit und Kaltblütigkeit, die er auf dem Schauplatze der Katastrophe zeigte, machten ihn mit einem Schlage populär. „Er hat Glück," sagten die Skeptiker; „denn es wurden ihm schnell hintereinander mehrere Gelegenheiten geboten, sich hervorzuthun." . . . .

Einige Tage später wunderten sich die Römer, daß der König beschlossen habe, seinen Aufenthalt in Rom noch zu verlängern. Er befolgte also nicht das Beispiel seines Vaters, er floh also nicht das sommerliche Rom und blieb auch dort, obgleich das Parlament nicht tagte! Merkwürdig! merkwürdig!

Das Ende des heiligen Jahres.

Rom, 24. Dezember 1900.

Motus in fine velocior! Es war schönes Wetter in den letzten Tagen, der fromme Eifer frommer Mütter und Gattinnen war dadurch erhöht worden, und so sah man kurz vor Thoresschluß viele säumige Söhne und Gatten klerikaler Familien zu den heiligen Basiliken wallen, um die Segnungen des Jubeljahres — mit Rabatt zu erhalten; denn die Bedingungen des Pilgerganges waren auf das bescheidenste Maaß heruntergedrückt worden. In der letzten Woche genügte der einmalige Besuch einer der Jubiläumsdome, während sonst fünfzehn Bittgänge vorgeschrieben waren. Die Kirche ist, wie man sieht, eine gütige Mutter. „Sie läßt mit sich handeln," würde ein Spötter sagen.

Das „heilige Jahr" ist vorüber. Viele athmen auf; denn Rom stand unter dem Zeichen der Müdigkeit, selbst die klerikalen Zeitungen machen jetzt wenig Aufhebens mehr von ihm. Suchen wir ganz objektiv seine Bilanz zu ziehen.

Der Anfang des Jubeljahres war eitel Lust und Wonne. Die klerikalen Heißsporne versprachen sich goldene Berge. Italien, ja die Welt sollte erstaunen, wie im „heiligen Jahre" die Macht, das Ansehen, der Zauber des Papstthums über die Gleichgiltigkeit, den Haß, den Spott der Gegner siegen, wie das religiöse Leben neuen Aufschwung nehmen würde. Nach Millionen würden die Pilger zählen, so sich im Staube erniedrigten vor dem greisen Stellvertreter Gottes. Dieser begeisterten Erwartung, diesem Hoffnungstaumel entsprach aber in den ersten Monaten die Erfüllung nicht. Ja, man sprach ganz offen von einem Fiasko. Die Pilger zögerten zu kommen, die Geschäftsleute, die der goldne Berge versprechenden Agitation willig gelauscht und daher Berge von Waaren aufgestapelt hatten,

die durch die Kauflust der Pilgermillionen abgetragen werden sollten, begannen zu murren. Und zu murren begann auch das römische Volk, das nie zu warten verstanden hat; denn es sah, daß seine Lebensmittel im Preise stiegen, daß schlechtes Wetter war, daß die Influenza und andere Krankheiten wütheten — und in seinem kindischen Zorn der Enttäuschung schob es alle Schuld auf das „heilige Jahr" selbst, das ihm gar die Quelle einer Verhexung (jettatura) galt. Vergebens suchten die Klerikalen die Massen zu beruhigen, vergebens wiesen sie darauf hin, daß jedes heilige Jahr reich an Prüfungen gewesen sei; denn man dürfe aus dem Namen „Jubeljahr" keine falschen Schlüsse ziehen; seinem Charakter nach sei dies ja eigentlich nur ein Buß-, ein Trauerjahr, bestimmt, den Sündern Gelegenheit zur Errettung zu bieten. Die Enttäuschung griff aber auch in die leitenden Kreise über, zumal als die bis jetzt noch nicht widersprochene Thatsache bekannt wurde, daß die Eisenbahnverwaltungen den Kontrakt mit den Organisatoren der Pilgerfahrten zu kündigen drohten, weil die als Mindestmaaß garantirte Zahl von Pilgern, die für die Fahrtermäßigung ausbedungen war, nicht erreicht zu werden schien. Da war Gefahr im Verzug, und wie auch sonst im Leben zeigte sich auch beim Vatikan die Noth als Retterin. Die gewaltige Organisation der Hierarchie wurde mobil gemacht, Ordres flogen auf dem Draht durch die ganze Welt, und jedem Bischofe, dem seine Karriere am Herzen lag, kam es klärlich zum Bewußtsein, daß er ein anständiges Fähnlein von Pilgern zur großen Weltheerschau in Rom zu stellen habe.*)

Von da an klappte Alles wie am Schnürchen. Zu Ostern war, obgleich sich viel „bessere" Touristen von der gewohnten Romreise abhalten ließen, ein ziemlicher Fremdenverkehr zu verzeichnen, und die Pilgerschwärme mehrten sich von Tag zu Tag. Es ging auch meist ohne Störungen ab. Unangenehm wirkte nur am 26. Mai der „Gesangswettstreit" der französischen und deutschen Pilger, wobei letztere manche brave Revanchehiebe in der Peterskirche erhielten.

Dann trat die Sommerruhe ein. Aber nicht lange; denn der

*) Mir liegt — Anfang Februar — eine amtliche Statistik vor, die die Richtigkeit meiner Aeußerungen beweist. Danach kamen vom 24. Dezember 1899 bis zum 30. Juni 1900 (die weiteren Zahlen fehlen noch) 225,000 Pilger nach Rom, und zwar im Dezember 1899: 5000, Januar: 7440, Februar: 19 425, März: 19 375, April: 53,361, Mai: — dem Monat der Heiligsprechung — 100 000, Juni: 20 399.

Königsmord in Monza versetzte auch den Vatikan und die Römer in Bestürzung. Das Volk aber sprach wiederum von der „jettatura" des „heiligen Jahres". Die Entrüstung über die anarchistische Meuchelthat zeitigte zudem eine für die Intransigenten des Vatikans recht betrübliche Erscheinung: die Klerikalen in ganz Italien verlernten jeden Haß — und eine Zeit lang war, was die Begeisterung für die Monarchie anbetrifft — kein Unterschied zwischen Antiklerikalen und Klerikalen, selbst die klerikalen Gemeinderäthe Roms fielen aus der Rolle und betheiligten sich in der „Papststadt" an einer Demonstration für den von ihnen nicht anerkannten König des geeinten Italiens. Der Vatikan mußte der Strömung folgen: das Leichenbegängniß des Königs fand in Rom und unter Betheiligung des Klerus statt. Unvergeßlich wird es bleiben, wie das Amtsblatt des Vatikans diese Betheiligung der Geistlichkeit motivirte; denn eigentlich war König Umberto ja doch exkommunizirt, und dazu ohne die Tröstungen der katholischen Religion gestorben, Gründe genug, um ihn der Ehre des kirchlichen Begräbnisses nicht werth zu machen. Freilich als es ruhiger geworden war, da kam derselbe „Osservatore Romano" mit anderen Artikeln heraus, die weniger schön, ja recht häßlich klangen, da der intransigente Standpunkt von Neuem betont wurde, — die katholische Kirche muß ja stets konsequent bleiben. Wenige Tage nach dem Leichenbegängniß ereignete sich der Eisenbahnunfall bei Castel Giubileo. Neuer Stoff zum „Jettatura"-Glauben; denn jenes Kastell wurde doch im Jahre 1300 von Bonifaz VIII. aus den Erträgnissen des Jubeljahres gekauft, woher es ja auch seinen Namen als Jubelveste erhielt. An weiteren Unglücksfällen ereignete sich nicht viel. Nur wurden manche Pilger irrsinnig, einzelne starben an Schlaganfällen im Gedränge, ein Pilger ermordete sogar vor dem Lateran seine ungetreue Frau. Dann ereignete sich im Vatikan die große Einbruch-Tragikomödie, die noch immer nicht „hoch genug" untersucht ist; es setzte im Herbst wieder sehr schlechtes Wetter ein, einzelne Krankheiten grassirten, und der Tiber erreichte ein Höhe, wie seit Jahrhunderten nicht. Das Volk murrte also wieder. — Das sind die äußeren Geschehnisse im „heiligen Jahre".

Der Vatikan und das Attentat in Monza.

Die innere Geschichte ist weit weniger abwechslungsreich. Zwei- oder dreimal die Woche füllte sich die Peterskirche mit einer mehr oder weniger großen Pilgerschaar, zu der eine fünf bis sechsmal größere

Anzahl der üblichen „Eingeladenen“ kam; der Papst erschien auf dem Tragstuhl, man sang die vorgeschriebenen Hymnen und Litaneien, und dann ertheilte der Papst den Segen. Dieses Programm blieb stereotyp. Vor und nach dem Papstempfange besuchten die Pilger die Jubiläumskirchen, was oft zu einer Hetze ausartete, wenn es sich, was meist der Fall war, um ärmere Pilger handelte; denn reichere Pilger nahmen sich Zeit und genehmigten sich außerdem noch die anderen, aber profaneren Sehenswürdigkeiten von Rom und Umgegend.

Will man den Gewinn prüfen, den die Kirche vom „heiligen Jahre“ gehabt hat, so müßte man eigentlich abwarten, bis die offiziellen Berichte über, sagen wir einmal kaufmännisch: das „Geschäftsjahr“ vorliegen. Ohne Zweifel hat das Jubeljahr stärkend auf das religiöse Leben von Hunderttausenden gewirkt. Es wäre unrichtig, wenn man das nicht anerkennen wollte. Wir Außenstehende haben ja meist nur die oft lächerlichen Begleiterscheinungen der Pilgerfahrten beobachten können und vermögen auch Niemandem in's Herz zu sehen, aber jedenfalls kann man den Satz aufstellen: je größer die Entfernung war, von der die Pilger hereilten, desto größer war auch deren Erbauung. In Rom und in Italien war der Zauber, den die Zeremonien des „Jubeljahres“ ausübten, nicht allzu groß. Einen Gewinn brachten der Kirche auch die Heiligsprechungen und Seligsprechungen, die zahlreich stattfanden. Ob auch ein großer Zuwachs durch Konvertirungen zu verzeichnen ist, kann ich nicht sagen, die Blätter schweigen noch darüber. 1825 aber wurden noch dreiundsechzig Konvertirungen gezählt, hauptsächlich von deutschen und schweizerischen Protestanten.

Den größten Gewinn trug aber der Papst davon. Ohne grade den unehrbietigen Spötter spielen zu wollen, darf man dreist behaupten, daß die sich so oft erneuernden Empfänge in der Peterskirche und die damit verbundenen Begeisterungsszenen erfrischend auf die Lebensenergie des zähen greisen Pontifex gewirkt haben. Als Leo XIII. das „heilige Thor“ öffnete, glaubte Niemand, daß er es auch noch schließen würde, und doch lebt er noch, wenn er auch auf das Gebot der Aerzte Morgens nicht mehr selbst die Messe lesen darf, sondern um fünf Uhr früh die Kommunion im Bette empfängt. Dadurch daß Leo XIII. das Jubeljahr eröffnete und schloß, hat er einen Ruhmestitel mehr, der ihn in der Reihe seiner zweihundertzweiund-

sechzig Vorgänger vor den meisten auszeichnet; denn abgesehen davon, daß seit 1378, dem Ende des Exils von Avignon, wie schon früher bemerkt, nur sechszehn Päpste über achtzig Jahre lebten, und nur Clemens XI. und Paul IV. ein höheres Alter erreichten als Leo XIII., steht dieser auch einzig da, weil er als Papst das fünfzigjährige Priester- und Bischofsjubiläum sowie das Jubeljahr feierte; er ist also der an Jubiläen reichste Papst, und sollte er gar noch bis zum Februar 1903 leben und so das fünfundzwanzigjährige Papstjubiläum feiern, so würde er auch die von Pius IX. schon durchbrochene Legende umstoßen, daß kein Papst in seiner Herrschaft das Vierteljahrhundert erreicht.

Wer in Rom lebt, wird leicht römischen Anschauungen zugänglich. Nun trennen die Römer aber meist nicht mehr allzu genau Kirche und Geschäft, und so kann man es ihnen nachfühlen, wenn sie auch nach der geschäftlichen Seite hin die Ergebnisse des heiligen Jahres prüfen. Obschon statt der erwarteten Millionen vielleicht nur eine Pilgerzahl gekommen ist, die im Minimum auf 300,000, im Maximum auf 500,000 angegeben wird, so haben doch die ständigen und die improvisirten Gasthäuser diskrete Summen verdient, mögen auch viele Zehntausende italienischer Pilger, die in den Massenquartieren des Vatikans untergebracht waren, ihren eigenen Proviant herbeigeschleppt haben. Auch die Devotionalienhändler, zumal, wenn sie billige Artikel führten, hatten gute Ernte, die Stadt Rom verdiente am Oktroi, die Spediteure und „Makler" des Vatikans, die sogenannten „spedizionieri apostolici", zogen ebenso wie die höheren Verwaltungsbeamten des Vatikans reiche Sporteln ein, sogar gewisse klerikale Familien der „Gesellschaft" verdienten, weil ihnen das Bußjahr Gelegenheit zur Einschränkung ihrer Ausgaben bot; denn Bälle und Theaterbesuch waren ja verboten. Ob der Peterspfennig aber in höherem Maße einkam, als in früheren Jahren, ist noch zweifelhaft. Sicher falsch ist aber die Sensationsnachricht, daß an Geldspenden etwa sechshundert Millionen eingekommen seien. Die Wahrheit wird wohl die sein, daß nicht viel mehr Geld in die Kassen des Vatikans floß, als in gewöhnlichen Zeiten; denn der „Obolus", der sonst geschickt wurde, wurde dieses Mal persönlich überbracht, und da ist es wohl leicht möglich, daß in vielen Fällen dieser Obolus um einen Theil der Reisekosten geschmälert wurde. Genaueres wird man wohl erst später erfahren,

gewisses aber schon um dessentwillen nicht, weil der Papst alle Spenden, die ihm persönlich übergeben wurden, auch in seine persönliche Obhut nahm und in den Geldschränken seines Schlafzimmers barg.

Dem Gewinnkonto entspricht aber auch das Konto des Verlusts zumal auf religiösem Gebiete. Zwar werden auf vielen Höhen Italiens in nächster Zeit Riesenkreuze ragen, die der Umgegend verkünden, daß das „heilige Jahr" dem Erlöser geweiht ist, aber Leo XIII. sprach ja selbst in der Bulle, mit der er im Mai 1899 das Jubeljahr feierlichst verkündete, von den „Irrlehren der Civilisation", durch die viele Katholiken dem Glauben entzogen würden. In der That, das Fühlen und die Fortschritte der neuen Zeit stehen und standen mit dem „heiligen Jahre" auf gespanntem Fuße. 1825 war wirklich noch ein Wallfahrts- ein religiöses Jubeljahr, damals zogen die frommen Pilger noch mit Stab und Muschelhut zu Fuß in die Kirchen, ja die Damen der römischen Aristokratie noch barfuß. Heute aber exekutirte man die Wallfahrt mit Droschke, Omnibus und elektrischer Bahn. Der Vatikan hat sich auch dadurch geschadet, daß er selbst den Werth des Ablasses verringerte, indem er die Bedingungen zu seiner Erlangung immer mehr herabsetzte und erleichterte.

Und was soll man erst dazu sagen, wie die Fortschritte der Industrie auf den Nimbus des Papstthums schädigend wirkten. Papst und Vatikan müssen ja verlieren, wenn das Festesleben des heiligen Jahres in Tausenden von verschiedenen Bildern und Ansichtspostkarten dargestellt wurde, so daß dieses den Reiz der Neuheit einbüßte, oder wenn der Segen des Papstes im Mutoskop und Kinematograph zu schauen war — für zehn Pfennige.

Auch politisch hat der Vatikan mit dem „anno santo" nicht gut abgeschnitten. Ich will nicht davon reden, daß es fast zu einer Meuterei der Schweizergarde gekommen wäre, daß Rampolla's frankophile Politik die Deutschen und Engländer verschnupfte, sondern nur darauf hinweisen, welchen Stoß die Legende von der „Gefangenschaft" des Papstes erhielt. Wie manches naive Gemüth, das daheim für den armen Gefangenen gerne Geld beisteuerte, wird als Pilger in Rom über die Pracht des Vatikans und seines Hofes gestaunt und daraus eigenartige Schlüsse gezogen haben. Wie viele andere Pilger werden andererseits darüber erstaunt ge-

wesen sein, daß es italienische Truppen waren, die dem Papste die Ordnung vor den Kirchen aufrechterhielten!

Ja, Italien und das „heilige Jahr"! Ein eigenes Kapitel! König Umberto hatte in seiner Thronrede vom Herbste 1899 sein Wort verpfändet, daß er für Ruhe und Ordnung sorgen würde, und in der That ist der Welt bewiesen worden, daß auch bei der jetzigen Ordnung der Dinge der Papst in allen religiösen Feiern so frei und ungehindert ist, wie früher. Kein Pilger wurde belästigt, keine antiklerikale Demonstration kam vor, nicht einmal die anti-römische Jahrhundertfeier, die Baccelli geplant hatte, und die darin bestehen sollte, daß die Schüler Rom's auf dem Palatin Horazen's carmen saeculare sängen, nicht einmal diese wurde Wirklichkeit. Wenn der Vatikan sich über Italien beschweren will, so könnte er nur die eine Thatsache aufführen, daß die Rücksicht auf die beiden feindlichen Höfe in Rom die katholischen Souveräne oder deren Verwandte abgehalten hat, nach Rom zu kommen, aber er mag sich damit trösten, daß auch die Pariser Weltausstellung ein gleiches Mißgeschick zu beklagen hat: auch nach Paris kamen nur die dii minores unter den Souveränen.

Die Schließung der heiligen Thüre.

Mit Spannung sah man der offiziellen Schlußfeier entgegen, die heute stattfinden sollte; wußte man doch, daß die Aerzte dem greisen Papste möglichste Schonung angeordnet und darauf gedrungen hatten, daß die Zeremonien auf das Nothwendigste beschränkt würden. So verlor die Feier viel von ihrem mystischen Charakter, nach dem alten Ritual hätte sie ja eigentlich Abends stattfinden und bis in die Nacht hinein dauern müssen. Die Aerzte jedoch erlaubten des Papstes persönliche Theilnahme nur, wenn der feierliche Akt auf den Vormittag verschoben würde. Mit ein wenig Gewalt und ein wenig gutem Willen konnten die Hüter des Rituals dem Verlangen der Aerzte nachkommen, und so lautete die offizielle Einladung auf halb Elf. Aber schon in aller Frühe begann die Wallfahrt nach Sankt Peter, namentlich seitens der Tausende, die nicht zum Festsaal selbst, sondern nur zur Kirche zugelassen wurden. Als Festsaal aber diente wieder der Portikus der Kirche, dessen Bogen ganz geschlossen waren. Er zeigte denselben Schmuck wie im vorigen Jahre bei der Eröffnung des „Jubeljahres". Die großen Thore und die Pfeilerwände zwischen ihnen waren mit langen und breiten rothen Seidentüchern und Goldbrokat verhängt, links von der noch

offenen heiligen Thüre stand der päpstliche Thron mit großem Baldachin, die beide nur aus roth und weißer Seide und goldenen Bandstreifen zu bestehen schienen. Der Thronsessel selbst war ein mit weißer Moiréeseide überzogener Fauteuil. Gegenüber der „heiligen Thüre" zog sich eine Doppeltribüne hin, die ebenfalls roth und gold ausgeschlagen war. Auf der oberen Tribüne hatten die Ehrengäste ihren Platz. Zunächst das diplomatische Korps mit seinen Damen, hierauf folgte, der „heiligen Thüre" unmittelbar gegenüber, die durch höhere Brüstung ausgezeichnete Loge der Souveräne, in denen sich zwar kein Souverän, aber doch Verwandte jetziger und ehemaliger regierender Fürsten befanden, so der Herzog von Alençon, die Gräfin Trani, geb. Prinzessin Mathilde von Bayern, die Prinzessin von Sachsen-Weimar, und der so rasch bekanntgewordene Priester-Prinz Maximilian von Sachsen. Deren Nachbar war in einer Tribünen-Abtheilung, die gleichfalls höhere Brüstung zeigte, der Großmeister des Maltheser-Ordens Graf Ceschi, der einem österreichischen Bureaukraten aufs Haar gliche, wenn er nicht die Galauniform trüge, die außer ihm kein Sterblicher tragen darf. Nun folgte die Abtheilung für die Damen der römischen Aristokratie, zwischen denen viel holde weiße Jugend hervorleuchtete; ist es doch Sitte, daß die ganz jungen Damen, die unter sechzehn Jahren, zu Papstbesuchen im weißseidenen Schleierkleide kommen. An die letzte Abtheilung setzt sich der mit kreuzweise gelegten Stäben vergitterte goldne Käfig der sixtinischen Kapelle an. Aber o quae mutatio rerum! Nicht mehr waltet über ihnen der Taktstock Perosi's. Dessen Ruhmeszeit ist dahin. Und mit Recht so! Warum wollte er auch als ketzerischer Reformer an einer der ältesten Institutionen der römischen Kirche, der Sixtinischen Kapelle, seine Neuerungssucht erproben. Statt seiner amtet heute wieder der greise Mustapha als Führer der Sänger.

Die erste Höflichkeit der Könige ist Pünktlichkeit. Leo XIII. scheint aber kein König zu sein, mögen seine Anhänger auch noch so oft rufen: „ Evviva il papa-re!" Er läßt lange auf sich warten. Das die ganze linke Hälfte des Riesenportikus füllende Fußvolk-Publikum beginnt ungeduldig zu werden. Vergebens suchen die im steifen Kragen à la Kondor und mit dünnen Waden und desto breiteren Hüften prunkenden Ritter von Mantel und Schwert, und die ehrsamen Schneider und Handschuhmacher des Vatikanviertels, die heute in französischer Uniform als Bürgergardisten, d. h. Pfalzgardisten,

wirken, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Endlich, endlich naht der Papstzug, der heute freilich sehr klein ist, am Ende der scala regia an. Kerzentragend naht sich der Hofstaat, ihm folgen die Bischöfe und alle Kardinäle im Meßgewand mit der hohen weißen Mitra. Halt. Neue Bewegung im Publikum. Der Papst ist in seiner rothsammtnen Sänfte am Fuße der scala regia angekommen und begibt sich in ein kleines Purpurzelt, wo er eine Erfrischung zu sich nimmt. Nach zehn Minuten heben die rothdamastnen sediarii den Tragstuhl mit seiner hohen aber geringen Last auf ihre Schultern, und so schwebt der Papst über den Köpfen des Volkes in die Halle hinein. Tiefes Schweigen, keine Fanfare ertönt aus silbernem Horn, wie sonst bei großen Festen üblich. Kein Gesang, kein Zuruf empfängt den Pontifex. Es ist zwanzig Minuten nach Elf. Schweigend zieht der kleine Zug, während der Papst nach allen Seiten hin segnet, durch die porta santa in die Peterskirche, aus der heller Jubelruf klingt; die Gäste zweiter Klasse sind's, die den weiten Dom füllen und nur den Festzug schauen sollen. Zur Sakramentskapelle zieht der Zug, wo der Papst das ausgestellte Sakrament verehrt. Lange, viel zu lange für die Ungeduld der Leute im Festsaal dauert seine Abwesenheit. Und so wandelt sich der Festsaal in einen Konversationssaal. Der gehürdete Raum hinter der Kardinal-„Reservation" ist nämlich nicht allzu volkreich, elegante Monsignori und vatikanische Diplomaten, die noch Karriere machen wollen, benutzen die Frist des Wartens, um sich im freundlichen Gespräch mit einflußreichen illustren Fremden, deren Brust von Orden starrt, zu unterhalten.

Da kehren Schweizer- und Nobelgardisten aus dem Petersdom zurück, ihnen nach der Zug der weißen Mitren, unter denen wir auch zwei schwarze erblicken, die orientalische Bischöfe zu Trägern haben. Die Bischöfe und Kardinäle setzen sich im Schrankenviereck um den Thron und ordnen die widerspenstigen weißen Zöpfe, die von der Mitra herabhängen und sich stets zwischen Hals und Nacken verirren. Mustapha erhebt den Taktstock. Es ist fünf Minuten vor zwölf Uhr. Gesang erschallt. Der Papst trippelt, von seinen cerimonieri gestützt, aus der „heiligen Thür" heraus und auf den Thron. Im gleichen Augenblick fällt volles Licht auf ihn — die Sonne ist durch den Regen durchgebrochen, und ein geschickter Mann zieht just zur rechten Zeit den Vorhang vom Fenster, das dem Thron gegenüberliegt. Man versteht sich im Vatikan auf Theatereffekte. Alle Glocken

läuten, dazwischen ertönt ein helles Angelusglöckchen, und die brummende Thurmuhr schlägt zwölfmal mit langsamer Feierlichkeit. Auch dieser musikalische Effekt ist außerordentlich wirksam.

Der Papst, der zwar blaß, aber gesund, ja strahlend aussieht, intonirt mit auffallend lauter Stimme ein Gebet. Ist das derselbe Mann, der die „heilige Thür" öffnete? Damals war er gebrechlich, heute belebt ihn die Freude darüber, daß er das unverhoffte Glück noch erlebte, persönlich eine Zeremonie zu leiten, die seit fünfundsiebenzig Jahren nicht mehr stattfand. Plötzlich verschwinden die Mitren, und an ihrer Stelle erscheinen ebensoviele rothe Käppchen. Nun treten der assistente al soglio, Fürst Colonna, und der Kardinal-Großpoenitentiar an den Papst heran und reichen ihm in vergoldeten Kufen die drei vergoldeten Ziegel, die der Papst selbst, und die drei versilberten, die der Großpoenitentiar legen soll, sowie den Kalk. Der Papst legt eine kostbare Schürze um und segnet die Kufen und ihren Inhalt mit Weihwasser, wobei er, halb vornübergebeugt, hin- und herpendelt. Dann läßt er sich zur „heiligen Thüre" führen, wo er die Goldziegel einlegt und mit güldner, edelsteinbesetzter Kelle den Kalk drüber spritzt. Ein Werk von fünf Minuten, denn die Aerzte erlauben nicht, daß die ganze Mauer, wie es Vorschrift ist, aufgebaut werde. Anstatt dessen wird die Thür durch eine marmorirte Leinwandthür im abgekürzten Verfahren symbolisch geschlossen.

Der Papst kehrt zum Throne zurück, und nun murrt das Volk der Gäste, das plötzlich antimilitaristisch wird, gegen die Helmbüsche der Schweizer, die den Ausblick auf den Thron hindern. Der Glockenchor mischt sich mit dem Gesange der Sixtiner; dann erhebt sich der Papst und intonirt das Tedeum, in das abwechselnd mit den sixtinischen Sängern das Volk einfällt. Der herrliche ambrosianische Lobgesang wird ungekürzt gegeben. Dann, — eine Pause der Erwartung. Wieder richtet sich der Papst halb auf und singt mit ziemlicher Anstrengung, aber großer Ergriffenheit die Segensformel. Hierauf steht der Großpoenitentiar auf und verkündet, daß allen Anwesenden der vollständige Ablaß verliehen ist. Ein jeder aber fragt sich, ob nach fünfundzwanzig Jahren eine ähnliche Feier erfolgen werde oder nicht.

Während der Papst abzieht, bricht das Volk der weniger vornehmen Abtheilungen in frenetische Jubellaute aus.

Ein halbes Jahr nach der Thronbesteigung Viktor Emanuels III.

Rom, Anfang Februar 1901.

Die Enttäuschung der Ungeduldigen.

Die Menge ist veränderlich und ungeduldig, und nach großen Perioden der Aufregung folgt in ihr ein Rückschlag der Ruhe, der Apathie. Wo ist jetzt die Begeisterung des Sommers? Wer spricht in Rom noch vom Könige? Haben damals die Skeptiker Recht gehabt, die vor seiner Ueberschätzung warnten, oder ist das Volk in seiner Hast ungerecht? Solche und ähnliche Fragen drängen sich auf, wenn man rückschauend die Bilanz zieht und sich über die wirkliche Lage klar zu werden sucht, objektiv und ruhig klar zu werden sucht.

Die reaktionären Heißsporne fluchen dem Sommer, in dem in Italien jegliches politisches Leben erstirbt; denn die erzwungenen Ferien nahmen nach ihrer Ansicht dem jungen Könige die Gelegenheit, seine frohen Verheißungen gleich zu erfüllen, statt Worte hätten sie gerne gleich Thaten gesehen. Wäre die Katastrophe von Monza im Winter erfolgt, also die Kammer in Rom gewesen, so hätte ein energischer Souverän von dieser im ersten Eindruck des Schreckens, oder in der ersten Regung des Abscheu's eine Erhöhung seiner Macht erreichen, oder, falls die Kammer sich dazu nicht hergab, diese durch Neuwahlen und Appell an das Land erzwingen, ja er hätte selbst diktatorisch regieren können. Aber so verstrich die Zeit nutzlos, die Begeisterung verpuffte, das Land versank in sein tägliches Einerleileben, und die Regierung wurstelte fort, wie sonst. So klagten die Energischen.

Besonnenere Politiker hingegen waren mit der Sommerpause ganz zufrieden. „Sie schafft dem Könige Zeit zur vorbereitenden Sammlung und zur Orientirung in den Mysterien des parlamentarischen Lebens, das er ja noch gar nicht kennt," so sagten sie.

Staatsmännisch angelegte Naturen hingegen wiesen darauf hin, daß die Saat für ein mehr persönliches Regiment noch nicht reif sei, der Parlamentarismus müsse noch in seinem eigenen Fette schmoren, er müsse sich noch mehr selbst diskreditiren, bis der Ueberdruß des Landes einen derartigen Druck auf seine Vertretung in der Kammer ausübe, daß sich, wie ganz von selbst, eine Regierungspartei bilde, die sich dem Könige unbedingt zur Durchführung seiner modernen Reformpolitik zur Verfügung stelle. „Bis dahin muß der König warten, und kann er warten".

Doch verfolgen wir die Geschichte des jungen Königs weiter. Alle Welt war erstaunt, daß er, als er Rom verließ, nicht das Beispiel seines Vaters befolgte und nach dem Norden zog. Freilich hatte ja Niemand erwarten können, daß er in Monza Wohnung nehmen würde, dessen Palast wohl auch lange Zeit geschlossen bleiben wird, aber einen Sommeraufenthalt in Piemont hatte man doch erhofft. Statt dessen zog das Königspaar nach Capodimonte in Neapel, zur größten Freude der parthenopeischen Stadt und ganz Süditaliens, das sich Jahrzehnte lang über stiefmütterliche Behandlung seitens der Krone beklagt hatte. Dieser Freude entsprach auch der begeisterte Empfang, den der Souverän bei seiner Ankunft in Neapel fand, wo man ihn als „unsern" König begrüßte. Dann wurde es wieder still, nicht etwa weil am Hofe nichts geschah, sondern weil es schien, als ob gewisse Zeitungen nicht viel vom Könige reden wollten, um so nicht die Bedeutung der Minister abzuschwächen. Interessant war es nur, daß gerade einzelne Volksblätter um so eifriger Alles sammelten, was sie über den König wußten. So erfuhr man, daß er fleißig alarmirte, wo er nicht erwartet wurde, nicht nur in Kasernen und Arsenalen, nein auch in Hospitälern und Siechenhäusern, und daß er dabei mit harten Worten nicht kargte, wenn er echt südlichen Schmutz und nicht weniger südlichen Schlendrian entdeckte.

Das Königspaar in Neapel.

Auch erzählte man eine reizende Anekdote, wie er eines Nachts sich ungekannt von einem Kutscher herumfahren ließ, der, in ihm einen Hofbeamten vermuthend, von der lästigen Konkurrenz der Pferde- und Dampfbahn sprach und die Hoffnung kund gab, daß der neue Herr, sein „Mitbürger", seine und seiner Kollegen Noth lindern werde. Als er fand, daß der kleine Beamte ihm eifrig zuhörte, sprach er sich auch ganz offen über den Unterschied zwischen dem alten und dem

jungen Könige aus, und erschrack daher nicht wenig, als er zu spät bemerkte, wen er gefahren hatte.

Desgleichen erfuhr man, daß der König täglich eine Menge von Besuchern empfange, Bankdirektoren, hohe Verwaltungsbeamte, Rheder, Kaufleute, Gelehrte, und daß er alle durch sein Interesse und sein verständnißvolles Eingehen auf die schwierigsten Fragen überraschte. Ernste Leute legten diesen Urtheilen der von der Königsaudienz befriedigten Herren zwar nicht viel Werth bei, weil solche Beglückte in der Freude ihres Herzens leicht zu Optimisten werden, ihnen gefiel es jedoch schon besser, daß der König den Justizminister auffallend häufig zu sich beschied, weil sie bemerken wollten, daß seit dieser Zeit gewisse Skandalprozesse in schleunigerem Tempo verhandelt wurden.

Die Feier des zwanzigsten September.

Die Feier des zwanzigsten September rückte unterdessen heran, von ihr erwarteten die antiklerikalen Führer ziemlich viel; ihnen schien es ja selbstverständlich, daß der junge König bei dieser Gelegenheit gegen den Vatikan demonstriren würde; denn dessen Haltung nach der Beisetzung Königs Umberto, sowie gewisse Exzesse italienfeindlicher Bischöfe durften nach ihrer Ansicht nicht ohne Antwort bleiben. Ihre Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, der Parteigeist mußte wieder einmal vor der Staatsraison den Kürzeren ziehen. Vergebens verkündete die liberale Presse, daß der Hof feierlichst an dem antiklerikalen Septemberfeste theilnehmen würde, wohl mit der stillen Nebenabsicht, so einen leisen Druck auf den jungen König auszuüben, vergebens schickte man auch eine Deputation an ihn. König Viktor Emanuel III. wollte nicht von der Tradition seiner Vorgänger abweichen, die, abgesehen vom Jahre 1895, nie am 20. September nach Rom gekommen sind. Als Vorwand der Nichtbetheiligung diente dem Hofe erstens die Hoftrauer und zweitens der Umstand, daß die königlichen Gemächer im Quirinalpalaste restaurirt wurden. Da der König fort blieb, hielten sich auch die Staatsbehörden zurück. Diese Abstinenz hat gute Gründe; denn erstens eignet sich der Monat September in Rom nicht zu einer großen Demonstration. Die „Welt" ist in den Bergen und im Auslande, die Minister und höheren Beamten auch und die Schulen haben Ferien. Zweitens aber liegt es im Interesse Italiens, Alles zu vermeiden, was dem Papste Anlaß zu neuen Beschwerden über sein „Martyrium" gäbe. Speziell in diesem „heiligen Jahre" war

es Pflicht des Staates, Alles zu unterlassen, was die im Garantiegesetze gelobte Freiheit des Papstes beeinträchtigen könnte. Leere Demonstrationen beweisen nichts und ändern nichts an Thatsachen; zudem ist es auch kein Zeichen von Kraftbewußtsein, wenn man den Besiegten durch hohle Rhetorik ärgert. Wenn Italien durch die That beweist, daß Rom „intangibile" ist, wenn es zugleich der Welt beweist, daß es entschlossen ist, dem Papste alle Bewegungsfreiheit zu lassen, so hat es mehr für seine Sache gethan, als wenn es den üblichen Rhetorikproduzenten erlaubt, ihre hohlen Produkte loszulassen.

Es vergingen einige Wochen, ehe der König wiederum von sich reden machte. Die Zeitungen meldeten nämlich, daß er schon am ersten November, also zwanzig Tage vor dem Zusammentreten der Kammer, nach Rom ziehen und den Anbau des Quirinals, die sogenannte „Palazzina", die er sich als neue Wohnung ausersehen hatte, beziehen werde. Es mochten vielleicht nur private Gründe für diesen frühen Domizilwechsel maßgebend sein, aber unter den Politikern erregten sie den Eindruck, als habe der König zeigen wollen, daß er auch unabhängig von den Tagungen der Kammer seinen Aufenthalt in Rom nehmen, und sich dort aufhalten wolle, wenn es ihm gefalle, und nicht nur, wenn ihn die konstitutionelle Pflicht rufe. Das hatte freilich auch die Wirkung, daß die Minister in Rom sein mußten, also die Sommerruhe in den Ministerien etwas verkürzt wurde.

Rückkehr des Königs nach Rom.

Gleich wenige Tage nach seiner Uebersiedelung in die ewige Stadt, zeigte er auch einem Ministerium, daß er kein allzugroßer Freund ruheliebender Beamter sei. Da ihn eine Frage seiner Hausverwaltung lebhaft interessirte, beschloß er eines Tages sich kurzer Hand persönlich bei dem zuständigen Beamten des Hausministeriums zu erkundigen, das seiner königlichen Villa gegenüberliegt, vergaß aber dabei, daß nicht alle Leute so frühe aufstehen wie er. Es war neun Uhr Morgens vorbei, als er eintraf, und zu seinem größten Erstaunen fand er nur die Amtsdiener in den Bureaux. Er zündete sich eine Cigarette an und ging im Korridor wartender Weise spazieren. Erst um ein Viertel nach zehn erschien der erste Beamte, und der König fragte ihn ganz ruhig, wann die Bureauzeit beginne. „Um zehn Uhr", sagte der zitternde Unglückswurm. „Danke" erwiderte sein höchster Vorgesetzter. Es versteht sich von selbst, daß den Tag darauf alle Beamten rechtzeitig zur Stelle waren.

Auch sonst merkte man bald seine Anwesenheit in Rom; jeden Tag zeigte er sich, besichtigte Kasernen, fuhr unerwartet und ohne militärische Begleitung durch abgelegene Stadtviertel, auch auf dem jenseitigen Ufer, und empfing wieder viele Personen jeglichen Berufs. Nur kränkte er die Reporter. Um mit dem alten Schlendrian aufzuräumen, befahl er, daß kein Fremder mehr den Quirinalpalast betreten sollte, und dehnte dieses Gebot auch auf die Reporter aus, womit er freilich der „Publizität" schadete, indem die Hofnachrichten seltener wurden, auf der anderen Seite aber größere Freiheit erreichte, da die Stunden, wo er unbemerkt ausfahren wollte, dem großen Publikum unbekannt blieben. So wurde es ihm möglich, die Orte, wo er „alarmiren" wollte, gewissermaßen in ihrer Alltäglichkeit zu überraschen. Als er einst gehört hatte, daß die Gefahr drohe, daß der derzeitige Unterrichtsminister den Forumausgrabungen weniger Interesse entgegenbringe, als sein Vorgänger, beschloß er einzugreifen. Es ist ja alter Brauch in italischen Landen, daß jeder neue Minister auftrennt, was sein Vorgänger nähte. Da nun Baccelli sehr viel für das Forum that, war anzunehmen, daß sein Nachfolger Gallo weniger thun würde, wenigstens verbreitete sich die Kunde, daß die Forumarbeiten aus Mangel an Fonds suspendirt würden.

Eines Morgens in aller Frühe erfährt der Minister, daß gegen acht Uhr der König das Forum inspiziren wolle. Wirklich erschien der König zur angegebenen Stunde. Er blieb zwei Stunden und besichtigte die neuesten Funde. Beim Abschied bildeten die Arbeiter Spalier, und einer von ihnen rief: „Majestät sichern Sie uns Arbeit!" Der König wandte sich hierauf lächelnd an den Unterrichtsminister: „Haben Sie gehört, eccellenza?" Die Archäologen glauben, daß dieser „Alarm" genügte, um die so glücklich begonnenen Ausgrabungen nicht in's Stocken kommen zu lassen.

Aehnlich machte es der König einige Zeit darauf mit der Bibliothek Vittorio Emanuele. Wiederum verbreitete sich das Gerücht, daß aus falscher Sparsamkeit irgendwie gesündigt werden solle. Darum erschien er auch eines Morgens in dieser Bibliothek, um dem Unterrichtsminister zu zeigen, daß er auch für die Wissenschaft persönliches Interesse habe. Die häufigsten „Alarmirungen" des Königs waren aber auf die Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten gerichtet, besonders auf das Garnisonlazareth und die Depots des Rothen

Kreuzes. Als Spezialität pflegte er auch die Ueberraschung der Elementarschulen.

Daneben verstand er sich auch auf die Hebung des Prestige seines Hauses. Lange Zeit hatte sich die politische Welt mit der Frage beschäftigt, wo die Königin Mutter residiren würde. Der König entschied die viel besprochene Frage dahin, daß er seine Mutter einlud, nach Rom zu kommen, unbekümmert um das Bedenken, daß die Anwesenheit der Königin Margherita dem Ansehen der jungen Königin schaden könnte. Es begann sofort die Suche nach einem Palaste*), der würdig wäre, als Königinnenburg zu fungiren, aber man suchte lange vergeblich. Lange Zeit war man in Verhandlung wegen der Villa Malta, die sich auf dem Pincio erhebt und die einst von Wilhelm von Humboldt und von König Ludwig II. von Bayern bewohnt war und jetzt dem Grafen Bobrinski gehört. Doch sie erwies sich als zu klein. Zuletzt gelang es der Hofverwaltung, das herrliche Villenensemble, das sich um den Palazzo Piombino im Ludovisistadtviertel schaart, zu erwerben, und am 24. Dezember hielt Königin Margherita dort ihren feierlichen Einzug, begeistert begrüßt von einer Menschenmenge, die auf 80—100,000 Personen geschätzt wird. Da am gleichen Tage und zu gleicher Stunde der Papst die Ceremonie der Schließung der heiligen Thüre vornahm, so gestaltete sich der Einzug der Königin Mutter zu einer — vielleicht gewollten? — Demonstration zu Gunsten des savoyischen Roms.

In die gleiche Kategorie der Hebung des savoyischen Prestiges fällt vielleicht auch die große Ovation, die die Vertretung der politischen und wissenschaftlichen Welt dem prinzlichen Nordpolfahrer aus dem Hause Savoyen, dem Herzoge der Abruzzen, darbrachte, als dieser später im Collegio Romano vor dem Königspaare und allen Prinzen des savoyischen Hauses seinen Vortrag über seine Reise hielt.

*) Als die Nachricht bekannt wurde, daß die Königin Margherita in Rom eine neue Wohnung suche, verbreitete sich das Gerücht, daß sie nicht im Quirinal wohnen wolle, weil sie sich aus Frömmigkeit vor dem Interdikt fürchte. Dieses Gerücht war absurd; denn sie hatte zweiundzwanzig Jahre lang den vom Vatikan verpehmten Palast bewohnt, und sollte jetzt erst Gewissensbisse empfinden? In Wahrheit herrscht aber im Hause Savoyen der pietätvolle Brauch, daß die Räume, die der letzte Herrscher bewohnt hat, zum Zeichen der Trauer geschlossen bleiben. Aus demselben Grunde bezog ja auch König Viktor Emanuel III. den Anbau in der Südostecke des Quirinalpalastes.

Die Uebersiedlung der Königin Margherita in den Palazzo Piombino hatte auch für die Kunst eine große Bedeutung. Der Palazzo barg ja das berühmte Museum Ludovisi, das seit Jahrzehnten dem großen Publikum verschlossen war. Der Hof hatte nur den Palast gekauft, das Museum war also obdachlos. Was war natürlicher, als daß der König die Regierung für den Ankauf der herrlichen Kunstschätze interessirte? Der Kauf wurde bald perfekt, und das Museum wanderte in das vorläufige Nothquartier in den Diokletiansthermen, bis es in dem neuen Museum Umberto ein würdiges, dauerndes Heim findet. Dieses neue, einstweilen nur geplante Museum wird auch auf die Initiative des Königs zurückgeführt. Es heißt, daß dieser entschlossen sei, anders als sein Vater vorzugehen und in Rom bleibende Andenken an sein Haus zu errichten. Seit Jahren quälen sich die einander allzu schnell folgenden Ministerien, die in Folge des Bankerotts der fürstlichen Familie zum Verkauf stehende Villa Borghese, oder wenigstens das in ihr stehende Museum, für den Staat zu erwerben. Viktor Emanuel III. griff auch in dieser heiklen Angelegenheit ein, indem er erklärte, er wolle die Villa auf eigene Kosten ankaufen und sie der Stadt Rom zum Geschenke anbieten, während der Staat das Museum erwerben sollte. Augenblicklich liegt das Projekt*) der Kammer vor; nimmt diese, wie zu erwarten ist, das betreffende Gesetz an, so erhält Rom nicht nur einen schönen öffentlichen Garten, wie ihn wohl keine andere europäische Hauptstadt aufzuweisen hat, da die Gartenpracht des Pincio mit den borghesischen Gärten vereinigt wird, sondern auch ein neues herrliches Museum, da man mit dem Plan umgeht, durch einen großen Ergänzungsbau das Landhaus in der Villa Borghese (das sogenannte „casino") zu einem Museum Umberto zu erweitern, in welchem die Ludovisisammlung mit der borghesischen verbunden würde. Außerdem verpflichtet sich der König in dem neuen Park, der den Namen seines Vaters tragen soll, diesem ein Denkmal aufzurichten.

Nicht genug damit, hat sich der König Mitte Dezember auch dadurch um die Stadt Rom und die italische Geschichtsforschung verdient gemacht, daß er die größte Sammlung italienischer Münzen er-

*) Wie berichtigend bemerkt werden muß, steht in den Motiven des Gesetzesvorschlags nicht ausdrücklich angegeben, daß der König das Geld gebe, wie es unwidersprochen in allen Zeitungen stand, sondern nur, daß der Staat die Villa kaufe und sie der Stadt überlasse.

warb, die des verstorbenen Senators Marignoli, Marchese di Montecorona, wodurch historische Schätze ersten Ranges vor der Auswanderung in's Ausland bewahrt wurden. Die Sammlung Marignoli besteht aus 35,000 Stücken, wovon 3000 Nummern Goldmünzen und Goldmedaillen. Da Marignoli auch die Sammlungen Kolbe, Acquari und Vergara del Baruffi angekauft hatte, gelang es ihm, die vollständigste Kollektion italischer Münzen zusammenzubringen, die alle zweihundert italischen Münzstätten umfaßt, von den gothischen bis auf die neuesten Zeiten. Vollständig ist vor Allem die Sammlung der „antiquiores", d. h. der Papstmünzen bis zum zwölften Jahrhundert von Gregor III. 731—741 und Papst Zacharias 741—752 angefangen bis zu Paschalis II. 1099—1118. Andere Schätze sind hundert Goldmünzen der römischen Senatoren des Mittelalters, ferner die vollständige Sammlung der von den Cardinali camerlenghi während der Sedisvakanzen geprägten Münzen, die vollständige Sammlung aller Dogenmünzen u. s. w. Da die Sammlung des Königs bisher 15,000 Nummern betrug (die Duplikate natürlich nicht mitgerechnet), so steigt sie jetzt auf 50,000 Nummern und wird dadurch nicht nur die größte Sammlung in Italien, sondern was die italienischen Münzen anbetrifft, die vollständigste in der Welt. Die anderen italienischen Münzensammlungen, die der Brera in Mailand, des Bargello in Florenz, des Museums in Neapel, die Privatsammlungen Gnecchi in Mailand, Papadopoli in Venedig und della Zara in Padua können mit der Sammlung des Königs keinen Vergleich aushalten, auch die Sammlungen des Vatikans sind minderwerthig.

Für die Wissenschaft hat die nun so bedeutend vergrößerte Sammlung des Königs um so größeren Werth, als Senator Marignoli sich stets weigerte, einen Katalog seiner Sammlung anfertigen, geschweige denn veröffentlichen zu lassen. Viktor Emanuel III., der schon seit Jahren an einem großen Werke arbeitet, drängt auf sofortige Veröffentlichung der Schätze Marignoli's. Er gedenkt die Arbeiten so zu beschleunigen, daß der erste Band seines auf sechszehn Quartbände berechneten „Corpus nummorum italicorum" schon Ende dieses Jahres herausgegeben werden kann. Die königliche Sammlung befindet sich im vierten Stock der Residenz (Palazzina del Quirinale), und ihr widmet der König jeden Tag zwei bis drei Stunden in der Frühe von sechs Uhr ab. Wie es heißt, soll ihm seine

englische Gouvernante Miß Lee schon in frühester Jugend die Passion für Münzen geweckt haben, die später von seinem militärischen Erzieher Oberst Osio bewußt genährt und dazu benutzt wurde, seine Kenntniß der italienischen Städtegeschichte zu vertiefen.

Aber die Politik? Und damit kehren wir zur Einleitung dieses Kapitels zurück. „Was ist vom Könige zu erwarten?" fragen sich jetzt die Politiker. Dadurch, daß er sich von der Welt hermetisch abschließt und nur Morgens ab und zu die verschiedensten Parlamentarier zu seiner Information empfängt, ist er für die Fernerstehenden noch ein Inkognitum, zumal es auf der Hand liegt, daß die verschiedenen Parteien den König zu sich hinüberziehen wollen, und daher auch die Parlamentarier, die bei ihm verkehren, oft vielleicht, — was ja aus dem politischen Kampfe zu erklären ist — als Meinung des Souveräns das ausgeben, was sie selbst wünschen. Das Ministerium Saracco geht seinem Falle entgegen, ja es ist schon moralisch gefallen, der König erhält also zum ersten Male Gelegenheit, ein Ministerium zu bilden. Wird er aus seiner Reserve heraustreten oder nicht, oder hält er die Zeit für ein mehr persönliches Eingreifen noch nicht gekommen? Jedenfalls, wie auch seine Entscheidung ausfallen mag, aus ihr allein kann man noch kein endgiltiges Urtheil auf seine Bedeutung als Monarch ziehen. „Jedenfalls", so schreibt ein Volksblatt, „hat das Volk Vertrauen in ihn". Die Blätter der ultrakonservativen Politiker hingegen geben vor, seiner Zauberpolitik müde zu sein; so schrieb eines: „Die Zeit des kontemplativen Buddhismus ist vorüber, der König muß sich an seine natürlichsten Freunde anschließen und sich von der Verführung der durch die Demagogie verdorbenen parlamentarischen Strömungen abwenden." Die linksliberale Presse hingegen betont immerfort, daß der König mit dem Volke, d. h. dem Volke in ihrem Sinne: mit den liberalen Parteien gehen müsse. Vielleicht wartet der König unter diesen Umständen ab, bis die sich immer deutlicher vorbereitende Scheidung zwischen dem Liberalismus und dem Konservatismus derartig entwickelt hat, daß die Kammer nur zwei große Parteien zählt, den äußersten linken Flügel natürlich nicht mitgerechnet.

Immerhin hat der König die um die Macht streitenden Parteiführer schon wissen lassen, daß er an der durch Bündnisse festgelegten äußern Politik, sowie an der jetzt bestehenden Ordnung des Heerwesens nicht rütteln lasse; er hat dadurch bewiesen, daß er ein

Mann mit eigenem Willen ist, ein Mann, der im Interesse des Landes an den durch die Verfassung gewahrten königlichen Prärogativen festzuhalten entschlossen ist. Und das ist ein gutes Zeichen; denn in den letzten Jahrzehnten vermißten italienische Patrioten viel zu oft den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Schlußwort.

Eigentlich sollte ich bloß sagen „Nachwort"; denn die andere Ueberschrift könnte den Leser irre führen. Vielleicht erwartet ja der eine, oder der andere Leser, daß ich aus dem Mitgetheilten auch Schlüsse ziehe, und das würde meinen Absichten nicht entsprechen. Wie ich schon bei der Charakteristik Leo's XIII. sagte, liegt mir ja nichts ferner, als dem Urtheil kompetenter Leute unbescheiden vorzugreifen; ich wollte nur „Bilder" aus dem Nebeneinanderleben von Quirinal und Vatikan, also nur Material zur Beleuchtung dessen beibringen, was man gemeiniglich „Römische Frage" nennt, und muß es daher Jedem überlassen, sich aus dem kleinen Abschnitt eines großen Gebietes, wie ich ihn behandelte, sich selbst seine Schlüsse zu ziehen.

Wenn auch ich das gewohnte Schlagwort „Römische Frage" anwende, so brauche ich wohl nicht daran zu erinnern, daß nach der Ansicht der Italiener und wohl auch der Großmächte, welche Rom als Hauptstadt Italiens zugleich mit dem einigen Königreiche Italien anerkannt haben, der jetzige Zustand faktisch bestätigt ist. Von einer eigentlichen Frage kann man füglich nicht gut sprechen, und wenn mir dennoch das gebräuchliche Schlagwort in die Feder kommt, geschieht es nur aus Gewohnheit, nicht aus Liebe zu den Klerikalen.

Jeder objektive Beurtheiler muß aber feststellen, daß die Klerikalen selbst kein Mittel anzugeben wissen, wie man den jetzigen Zustand ändern, oder gar den früheren wiederherstellen könne. Auch die Redner auf den Generalversammlungen der deutschen Katholiken, die stets mit großer Inbrunst und Ueberzeugung die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft fordern, sind, wenn sie ehrlich sein wollen, rathlos und wüßten keinen Ausweg vorzuschlagen. Italienische Klerikale, wenn sie unter sich sind, gestehen freilich offen

ein, daß sie an der Lösung des Problems verzweifeln, sie hoffen nur auf den Wandel der Zeiten, und da auf Erden Alles wandelbar ist, hoffen sie also, um es gerade heraus zu sagen, auf die Zerstörung der italienischen Monarchie, da sie glauben, durch die Schaffung einer Föderativrepublik könnte der Papst wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Ehrliche Klerikale aber, die mit dem Bestande des italienischen Einheitsstaates rechnen, weisen darauf hin, daß dreißig Jahre eine lange Zeit sind, und daß also seit 1870 eine neue Generation herangewachsen ist, die die alten Zeiten der Papstherrlichkeit nur vom Hörensagen kennt, sich folglich in den **status quo**, den sie vorgefunden, eingelebt hat. Ganz bescheiden geben sie schon zu, daß bei irgend einem kleinen Entgegenkommen des Staates, wenn er zum Beispiele dem Papste nur den Quirinalpalast zurückgäbe, eine scheinbare Versöhnung, ein Waffenstillstand möglich sei.

Und warum drücken sie sich so resignirt aus? Weil sie eines wissen, was vielen verborgen geblieben ist, welche sich mit dem römischen Problem beschäftigten. Diese betrachteten ihre Aufgabe ja meist nur historisch, theologisch und politisch, die römischen Klerikalen aber, soweit sie eines kritischen Urtheils fähig sind, verhehlen sich gar nicht, daß die römische Frage im Grunde nur eine *wirthschaftliche Frage* ist, und eben diesen wirthschaftlichen Hintergrund der heiklen Streitsache haben die fremden Romgelehrten bisher stets außer Acht gelassen.

So wissen die Kenner hiesiger Verhältnisse ganz genau, daß dem Papste die Mittel fehlen würden, Rom zu behaupten. Der Vatikan selbst wünscht ja auch gar nicht mehr die Bürde der weltlichen Herrschaft; denn so ruhig und sicher hat er in früheren Zeiten nie gelebt. Doch gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, der Staat verlasse Rom, das sich seit 1870 verdreifacht hat, wie will der Vatikan diese große Stadt für die enorme Einbuße entschädigen, wenn plötzlich die beiden Höfe des savoyischen Hauses, das Riesenheer der italienischen Ministerialbeamten und der Beamten der anderen hauptstädtischen Behörden, wenn die italienische Garnison und Polizei fortzieht? Die Bevölkerung hat sich auf dieses Heer von Beamten und Soldaten eingerichtet, und da Rom nur Konsumstadt ist — denn nennenswerthe Industrie besitzt es nicht — sähe sich der Papst genöthigt, der plötzlich verdienst- und erwerbslos gewordenen Stadt neue Einnahmequellen zu eröffnen, da die zahlreichen Klöster und das

Beamtenheer des Vatikans nicht ausreichen, sie zu ernähren. Dazu kommt, daß Neu-Rom eine moderne Stadt geworden ist, deren Verwaltung nicht von heute auf morgen von ungeschulten Monsignori übernommen werden kann. Der Vatikan sähe sich also vor einem wirthschaftlichen Problem, das eventuell auch zu sozialen Kämpfen, ja zu Unruhen führen könnte; zu den ungeheueren Kosten des Problems selber käme also der Aufwand für eine militärische und polizeiliche Schutzmacht, oder der Papst sähe sich wieder genöthigt, einen fremden Staat um eine Okkupationsarmee anzugehen. Das kann aber Italien nie und nimmermehr zugeben, der Vatikan müßte also das feindliche Italien selbst bitten, ihn gegen seine eigenen revoltirenden Unterthanen zu schützen.

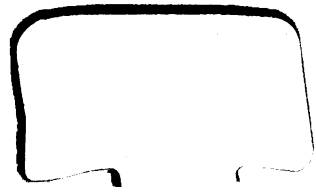
Daß die klugen Klerikalen und die noch viel klügeren Vatikanleute das wirthschaftliche Moment der „Frage" erkannt haben, dafür spricht noch ein anderer Umstand. Ganz heimlich suchen sie die Stadt Rom dadurch wirthschaftlich zu erobern, daß sie konsequent mit Hülfe von Strohmännern ihren Grundbesitz in Rom zu mehren bestrebt sind, oder sich gar unter der Hand durch Ankauf von Hotels, Betheiligung an Schlafwagengesellschaften, Dampferkompagnien u.s.w. der gewinnbringenden Fremdenindustrie bemächtigen. Man gehe nur in Rom herum und horche auf die Gespräche der Bürger. Fast täglich hört man von Besitzwechsel großer Häuser, die in der Nähe von Klöstern liegen, hört man von Austreibungen von Künstlern, deren Ateliers zur Erweiterung von Klosterbauten gebraucht wurden. Der Besitz der toten Hand steigerte sich in den letzten Jahren ganz erstaunlich, und obschon das italienische Gesetz die Neubildung von Klöstern verbietet, mehren sich diese — und das gehört auch zum Kapitel der Fiktionen — von Tag zu Tag; und merkwürdig scheint es, daß der Staat gegen diese Gefahr der stillen wirthschaftlichen Eroberung Rom's blind sein sollte.

Auf der anderen Seite ist es aber unleugbar, daß Rom, das liberale Rom sich auch zu entwickeln beginnt. Welcher Unterschied zwischen 1895 und 1900! Damals konnte Zola mit Recht über die modernen Ruinen Rom's spotten. Aber das Vertrauen ist zurückgekehrt. Seit zwei Jahren — was vorher unglaublich schien — wird in der ewigen Stadt wieder gebaut, und augenblicklich herrscht gar eine sehr rege Bauthätigkeit, und grade unter den Augen des Vatikans in dem von Zola beschriebenen Unglücksviertel der Prati

di Castello erheben sich Dutzende von Neubauten. Die Grundpreise steigen nicht nur, auch die halb verfallenen Ruinenhäuser werden weitergebaut. Es ist, als ob dem Kapital der Zweifel ob der Beständigkeit des jetzigen Rom geschwunden, und ihm neues Vertrauen in die Zukunft des italienischen Staates erwacht sei. Dabei arbeitet auch die Staats- und Stadtverwaltung viel eifriger an den alten und neuen Bauten, wie früher. Durch Straßendurchbrüche, Straßenerweiterungen, Brückenbauten, Schaffung neuer Verkehrsmittel, durch Kanalisation wird Rom immer moderner und wohnlicher, während zu gleicher Zeit der Staat auch für die Erhaltung und Aufdeckung der antiken Monumente sorgt, hierdurch einen Wettbewerb im anderen Lager erzeugend, das sich jetzt auch auf dem Gebiete der christlichen Archaeologie viel eifriger bethätigt.

Es wäre noch viel zu sagen; auch der italienische Staat hat noch viel zu thun, ehe wenigstens die häßlichsten Begleiterscheinungen des Gegensatzes von Quirinal und Vatikan beseitigt sind. Vor Allem muß er für eine feste, konsequente, von allen Ministerwechseln unabhängige innere Politik, namentlich auch auf kirchlichem Gebiete, sorgen, denn der Hauptkrebsschaden des heutigen Italien ist die Spaltung im Lande. Nicht immer jedoch können die Klerikalen grollend abseits stehen, und sollte die Entwicklung der sozialen Kämpfe so bedrohlich werden, daß sich erst die noch fehlende Bourgeoisie und als nothwendige Ergänzung und Folge das jetzt noch ganz unpolitische Proletariat organisirt, dann werden die besitzenden Klassen klerikaler Färbung, sowie sie ihre Interessen bedroht sehen, sich zu entscheiden haben, ob ihnen nur der Vatikan, oder nur der Staat helfen kann. Dann wird sich das jetzige System des politischen Generalstreiks der Klerikalen nicht mehr halten können, und dann wird also auch in der italienischen Gesammtpolitik dieser Zweig der römischen Frage durch wirthschaftliche Momente zur Lösung geführt werden.

BK 2003

BK 2003

BK 2003